

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Von den Anfängen
bis zum Barock



Wydawnictwo Poznańskie

Band
1

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Herausgegeben von Hubert Orłowski und Czesław Karolak

Band 1

VON DEN ANFANGEN BIS ZUM BAROCK

Herausgegeben von Katarzyna Dzikowska

Band 2

VON DER AUFKLÄRUNG BIS ZUR WEIMARER KLASSIK

Herausgegeben von Roman Dziergwa

Band 3

DAS LANGE NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Herausgegeben von Jerzy Kałużny und Maria Wojtczak

Band 4

VON 1918 BIS 1949

Herausgegeben von Izabela Sellmer

Band 5

VON 1950 BIS ZUR GEGENWART

Teil 1

Deutsche Literatur

Herausgegeben von Ewa Pytel-Bartnik und Sławomir Piontek

Teil 2

Deutschsprachige Literatur der Schweiz nach 1945

Herausgegeben von Barbara Rowińska-Januszczyńska
unter Mitarbeit von Justyna Krauze-Pierz

Band 6

ÖSTERREICHISCHE LITERATUR – LITERATUR AUS ÖSTERREICH

Herausgegeben von Stefan H. Kaszynski

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Band 1
VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUM BAROCK

Herausgegeben von Katarzyna Dzikowska



Wydawnictwo Poznańskie
Poznań 2010

© Copyright by Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., Poznań 2010

Koordinacja prac tomy I-VI

Ryszard Wryk

Redakcja tomu

Barbara Grunwald-Hajdasz

Redakcja techniczna i przygotowanie do druku

Barbara Adamczyk

Korekta

Zespół

Projekt okładki

Barbara Grunwald-Hajdasz

Podręcznik akademicki dotowany przez Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego

Objętość tomów I-VI: 150 arkuszy wydawniczych

Nakład tomów I-VI: po 1000 egzemplarzy

ISBN 978-83-7177-677-9 (t. I-VI)

ISBN 978-83-7177-678-6 (t. I)

ISBN 978-83-7177-679-3 (t. II)

ISBN 978-83-7177-684-7 (t. III)

ISBN 978-83-7177-685-4 (t. IV)

ISBN 978-83-7177-686-1 (t. V)

ISBN 978-83-7177-687-8 (t. VI)

Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., 61-701 Poznań, ul. Fredry 8

Dział handlowy: tel. (61) 852-38-44

Sekretariat: tel. (61) 852-66-05

faks (61) 853-80-75

e-mail: wydawnictwo@wydawnictwo-poznanskie.pl

www.wydawnictwo-poznanskie.pl

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort zum Gesamtprojekt	13
Einführung	15

Germanische Literatur- und Kulturdenkmäler

GERMANISCHE STOFFQUELLE

Die ältere Edda	25
Göttersage	25
1. Völuspä. Der Seherin Ausspruch	25
6. Hávamál. Des Hohen Lied	28
Odhins Runenlied	31
Heldensage	34
Das erste Lied von Sigurd dem Fafnirstödtter oder Gripirs Weißagung	34

ZAUBERSPRÜCHE

Erster Merseburger Zauberspruch	42
Zweiter Merseburger Zauberspruch	42

HELDENLIED

Das Hildebrandslied	43
---------------------------	----

ALTER STOFF IM MITTELALTERLICHEN GEWAND

Jüngeres Hildebrandslied	45
--------------------------------	----

HELDENEPOS

Das Nibelungenlied	48
Erstes Abenteuer: Wie Kriemhilden träumte	48
Drittes Abenteuer: Wie Siegfried nach Worms kam	49
Sechstes Abenteuer: Wie Gunther um Brunhild gen Isenland fuhr	50
Zehntes Abenteuer: Wie Gunther mit Brunhild Hochzeit hielt	52
Vierzehntes Abenteuer: Wie die Königinnen sich schalten	53
Fünfzehntes Abenteuer: Wie Siegfried verrathen ward	54
Sechzehntes Abenteuer: Wie Siegfried erschlagen ward	55
Siebzehntes Abenteuer: Wie Siegfried beklagt und begraben ward	56
Fünfundzwanzigstes Abenteuer: Wie die Könige zu den Heunen fuhren	57
Sechsenddreißigstes Abenteuer: Wie die Königin den Saal verbrennen ließ	60
Neununddreißigstes Abenteuer: Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden	62

Mittelalter

CHRISTLICHE SEGENSFORMELN

Lorscher Bienensegen	69
Beschwörung der Pferdekrankheit, die wir Lahmen nennen	69
Für die Krankheit durch Würmer	69
Gegen Wurmschmerzen	69
Gegen Nasenbluten	70

BIBELDICHTUNG DES FRÜHEN MITTELALTERS

Das Wessobrunner Schöpfungsgedicht und Gebet	71
Altsächsische Genesis	71
Adams Klage	71
Heliand	72
Eingang	72
Maria Verkündigung	74
Muspilli	75

Otfrid von Weissenburg

Evangelienbuch	77
Der Liutbertbrief	77
Weshalb der Autor dieses Buch in deutscher Sprache geschrieben hat	80
Es ging ein Gebot aus vom Kaiser Augustus	81
Der geistige Sinn	83

RITTERLICH-HÖFISCHE DICHTUNG

Höfische Epik

Wolfram von Eschenbach

Parzival	84
Mutter	84
Sigune	87
Gurnemans	88
Anfortas	89
Gral	90
Artus	93
Trevrezent	95
Gralkönig	100

Hartmann von Aue

Gregorius	102
-----------------	-----

Gottfried von Straßburg

Tristan und Isolde	129
Gottfried	129
Die Brautfahrt	130
Der Minnetrank	131
Der Minne Schuld	132
Die Minnegrotte	134
Scheiden und Meiden	135
Tristan und Isolde	137
Rose und Rebe	140

Minnesang

Dû bist mîn, ich bin dîn	142
Du bist mein, ich bin dein	142

Der von Kürenberg

Ich zog mir einen Falken	142
--------------------------------	-----

Dietmar von Aist

Stund einsam eine Fraue	142
-------------------------------	-----

Heinrich von Veldeke	
Wer ganz sein Herz der Minne weicht	143
Heinrich von Morungen	
Tagelied	143
Fraue gut	144
Reinmar von Hagenau	
Ich sah so schön und wonniglich	145
Ich will mich immerfort bemühen	145
Ich werbe um alles, was ein Mann	146
Walther von der Vogelweide	
Wollt ihr schauen, was im Maien	147
Wer sagt, daß Minne Sünde sei	148
Unter der Linden	148
Herzgeliebte Herrin mein	149
Sag mir einer, was ist Minne?	150
Drückt dich heimlich Sorg und Leid	151
Heißt mich froh willkommen sein	151
Ich lenkte von der Seine bis an die Mur die Schritte	152
Ich hab ein Lehen, Gottswunder! Ich hab, ich hab em Lehen!	152
Weh euch, höfischen Gesängen	153
O Weh! Wohin verschwunden ist mir doch Jahr um Jahr?	154
Niemals pflanzt die Rute	155
Ich saß auf einem Steine	156
Maria, Magd, du hochgelobte Frau, du süße	156
Mit Segen laß mich heut erstehn	157
MYSTIK	
Hildegard von Bingen	
Wisse die Wege	158
Berufungsvision	158
Die Kirche ist die Braut Christi	160
Brief an Elisabeth von Schönau	162
Mechtild von Magdeburg	
Das fließende Licht der Gottheit	163
Wie die Liebe und die Königin miteinander sprachen	163
Die Liebe soll tödlich sein, maßlos und unaufhörlich; für Toren bedeutet das Torheit	164
Von diesem Buch und vom Schreiber dieses Buches	164
Der Inhalt dieses Buches ist mit allen Gliedern gesehen, gehört und erfahren worden	165
Von sechs Tugenden des heiligen Dominikus	165
Drei Kinder soll ein guter Mensch haben, für die er bitten soll	166
Wie die selige Seele am Jüngsten Tag zu ihrem Leib spricht	167
Dies schrieb Schwester Mechthild auf einem Zettel an ihren Bruder B. im Predigerorden, und sie meinte	167
Diese Aufzeichnung ist aus Gott geflossen	167
Wie Gott dem Menschen dient	167

Meister Eckhart

Reden der Unterweisung	168
1. Vom wahren Gehorsam	168
2. Vom allerkünftigsten Gebet und vom allerhöchsten Werk	169
3. Von ungelassenen Leuten, die voll Eigenwillens sind	170
4. Vom Nutzen des Lassens, das man innerlich und äußerlich vollziehen soll	170
5. Beachte, was das Wesen und den Grund gut macht	171
6. Von der Abgeschiedenheit und vom Besitzen Gottes	171
Vom edlen Menschen	173
Predigt „Von der Stadt der Seele“	177
Eckhart-Legenden	179
Meister Eckharts Tochter (Von einer guten Schwester ein gutes Gespräch, das sie mit Meister Eckehart führte)	179
Meister Eckhart und der arme Mensch (Von dem guten Morgen)	180

Johannes Tauler

Im Gedenken an Meister Eckhart	180
Vom gottförmigen Menschen	181
Der Abgrund der Liebe	181

Heinrich Seuse

Das Buch der Wahrheit	182
Das Geheimnis der Seligkeit	182
Entrückung	183

Humanismus

STIMMEN DER DICHTER

Johannes von Tepl

Der Ackermann aus Böhmen	187
--------------------------------	-----

Sebastian Brant

Das Narrenschiff	190
Eine Vorrede in das Narrenschiff	191
I. Von unnützen Büchern	192
XXVIII. Von wider Gott reden	192
LIX. Von Undankbarkeit	193
CXV Abwehr	194

Hans Sachs

Eulenspiegel mit dem blauen Hosentuch	194
Ein Tischzucht	199
Psalm 13	201

VOLKSBUCH

Lalebuch	202
Wie die Schildbürger ihr Rathhaus aufgeführt und die Fenster vergessen haben	202
Wie die Schildbürger Rath schlugen, das Licht in ihr Rathhaus zu tragen	203

Wie die Schildbürger die Ursache der Finsterniß in ihrem Rathhaus inne werden und ihr abhelfen	205
Historia vnd Geschicht Doctor Johannis Faustj	207
Vorred An den Leser	207
Doctor Faustj Obligation	209
Von der Schönen Helena auss Graecia so dem Doctor Fausto beywonung gethon	210
STIMMEN DER GELEHRTEN	
Nikolaus aus Kues (Cusanus)	
Von der Wissenschaft des Nichtwissens <i>De docta ignorantia</i>	211
Erstes Buch, erstes Kapitel: Unser Wissen ist Nichtwissen <i>Quomodo scire est ignorare</i>	211
Erstes Buch, drittes Kapitel: Die præcise Wahrheit ist unerfaßbar <i>Quod praecisa veritas sit incomprehensibilis</i>	212
Zweites Buch, dreizehntes Kapitel: Von der wunderbaren göttlichen Kunst in Erschaffung der Welt und der Elemente <i>De admirabili arte divina in mundi et elementorum creatione</i>	213
Drittes Buch, elftes Kapitel: Das Mysterium (die Natur) des Glaubens <i>Mysteria fidei</i>	215
Zwölftes Kapitel: Von der Kirche <i>De ecclesia</i>	216
Konrad Celtis	
Öffentliche Rede an der Universität Ingolstadt	219
Johannes Reuchlin	
Ratschlag ob man den Juden alle ire buecher nemmen / abthun unnd verbrennen soll	224
Ulrich von Hutten u.a.	
Dunkelmännerbriefe <i>Epistolæ obscurorum virorum</i>	227
II. Magister Johannes Pelzer entbeut seinen Gruß dem Magister Ortuin Gratius	227
Martin Luther	
Ein Sendbrief D. M. Luthers. Von Dolmetzchen und Furbit der Heiligen	229
Die Gantze Heilige Schrift Deudsch (1545)	235
Das erste Buch Mose, 1-31	235
Psalm XLVI	237
Psalm CXXX	237
Lukas 1, 26-56	237
Kirchenlieder	238
Ein feste burg ist unser Gott	238
Aus tieffer not schrey ich zu dyr	239
Erasmus von Rotterdam	
Brief an Natalis Beda. Selbstcharakteristik	240
Brief an Martin Bucer. Absage an die Reformation. Zeitkritik	241
Brief an Balthasar Mercklin. Die Abendmalslehre und -feier. Ruf nach würdigen Priestern	242
Handbüchlein des christlichen Streiters	244
Lob der Torheit	245

Vorreden zum Neuen Testament (1516)	246
Ermahnung	246
Einführung	248
Verteidigung	249

Barock

THEORIE DER DICHTKUNST

Martin Opitz

Buch von der Deutschen Poeterey	253
---------------------------------------	-----

LYRIK

Simon Dach

Annchen von Tharau	258
--------------------------	-----

Martin Opitz

Spiegel der Welt (aus: Vesuvius)	259
Ich empfinde fast ein Grauen	260

Philipp von Zesen

Palm-baum der höchst-löblichen Frucht-bringenden Gesellschaft zuehren aufgerichtet	261
---	-----

Johann Helwig

Eine Sanduhr	262
--------------------	-----

Christian Hoffman von Hoffmannswaldau

Grabschriften. Opitzens	262
Die Welt	263
Vergänglichkeit der Schönheit	263

Andreas Gryphius

Trawrklage des verwüsteten Deutschlands	264
Vanitas, Vanitatum, et Omnia Vanitas	264
Menschliches Elende	265
An sich Selbst	265
An eine Geschminckte	265
Auff einen vngeschickten Römer	266
Grabschrift eines Hochberühmbten Mannes	266
Auff das Fest deß Grossen Abendmahls/ oder Grünen Donnerstag. I Chorinth. II	266
Auff das Fest deß Todes Jesu Christi/ oder auff den guten Freytag	267
Auff das Fest deß Auferstehenden Erlösers/ oder den H. Ostertag. Marci. 16.	267
Auff den Tag der Geburt Mariæ. Matth. I. Esaia. II	268

Georg Rudolf Weckherlin

An das Teutschland	268
Von ihren überschönen augen	269

Friedrich von Logau

Der Tod	269
Tod	269
Deutschland wider Deutschland	269

Die deutsche Sprache	269
Die unartige Zeit	270
Wissenschaft der Rechte	270
Gewaffneter Friede	270
Friede	270
Heutige Welt-Kunst	270
Der Glauben	270
Fremde Tracht	271
Witz	271
Die Hertzens-Kirche	271
Paul Gerhardt	
Morgenlied	271
An das Angesicht (Salve caput cruentatum)	272
Paul Fleming	
Wie er wolle geküsst sein	274
Herrn Pauli Flemingi der Med. Doct. Grabschrift, so er ihm selbst gemacht in Hamburg, den 28. Tag des Merzen 1640. auf seinem Todtette, drei Tage vor seinem seligen Absterben	275
Über Herrn Martin Opitzen auf Boberfeld sein Ableben	276
MYSTIK	
Angelus Silestus (Johannes Scheffler)	
Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder	277
Die Psyche seufzt nach ihrem Jesu wie ein einsames Turteltaublein nach seinem Gemahl	277
Sie sehnt sich nach der geistlichen Geburt Jesu Christi und bittet, daß solche in ihrem Herzen geschehen möge	278
Lob der heiligen Jungfrauen Marie	278
Sie vermahnt zur Nachfolge Christi	279
Cherubinischer Wandersmann	280
Erstes Buch	280
Jakob Böhme	
Morgen-Röte im Aufgangk	283
Vorrede der Liebhaber	283
DRAMA	
Andreas Gryphius	
Catharina von Georgien oder Bewehrte Beständigkeit	285
Die vierdte Abhandlung	285
Leo Armenius oder Fürsten-Mord	294
Großgünstiger Leser	294
5. Akt, 3. Auftritt	295
EPIK	
Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen	
Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch	298
Das erste Buch. Das 1. Kapitel: Vermeldet Simplicii bairisch Herkommen und gleichförmige Auferziehung	298

Das erste Buch. Das 8. Kapitel: Wie Simplicius durch hohe Reden seine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt	300
Das fünfte Buch. Das 24. Kapitel: Ist das allerletzte, und zeigt an, warum und welchergestalt Simplicius die Welt wieder verlassen	302
Autorenregister	306
Titelregister	307
Quellen	310

VORWORT ZUM GESAMTPROJEKT

Der Schriftsteller und Publizist der Vormärzzeit Ludwig Börne (1786-1837) schrieb in einem seiner Aphorismen, die deutsche Geschichte gleiche *einem ungebundenen Buche*; so verdrießlich sei es *sie zu lesen*. Der Leser, so Börne, sehe sich genötigt, *oft die Bogen umzuwenden*, verliere den Zusammenhang, und „Titel und Register“ lägen „nicht selten in der Mitte versteckt“¹. Ohne dem Benutzer dieser sechsbändigen Textsammlung „Angst machen“ zu wollen, er könnte beim Studium der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte mit ähnlichen Problemen konfrontiert werden, setzt sich das vorliegende Projekt zum Ziel, originalsprachliche Quellentexte den Studierenden möglichst systematisch bereitzustellen, die bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Lehrveranstaltungen (Proseminaren, Seminaren und anderen studienbegleitenden Projekten) sowie zur Unterstützung von Zielen im Bereich des Selbststudiums, das heutzutage einen immer höheren Stellenwert hat, nützlich sein können. Zwar scheint heute ein schneller und relativ problemloser Online- oder Offline-Zugriff auf Quellentexte zur deutschen Literatur und Kultur von den Anfängen bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts zu den Selbstverständlichkeiten des „Recherchieralltags“ der Studierenden und Forscher zu gehören, doch kann dadurch eine wie auch immer geartete Basis von Primär- und/oder Sekundärtexten in gedruckter Form keineswegs ersetzt werden.

Daher wird als Ziel des Projektes angesehen, den Studierenden (neu-)philologischer und auf Kulturvermittlung und -transfer orientierter Studiengänge repräsentative Texte zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte im Sinne einer „Basissicherung“ zur Verfügung zu stellen. Die Verwendung dieser Materialien in Lehrveranstaltungen zur deutschen, österreichischen und schweizerischen Literatur- und Kulturgeschichte ist ein besonderes Ziel dieses Projektes. Eine systematische, chronologische und übersichtlich geordnete Struktur der Textmaterialien (damit es im Börneschen Sinne nicht „verdrießlich“ ist, sie zu lesen) soll einer optimalen Erreichung dieses Ziels dienen. Aktuelle Curricula zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, wie sie in der Didaktik literaturwissenschaftlicher Fächer realisiert werden, stellen einen wichtigen Bezugspunkt des Projektes dar. Zugleich waren bei der Konzipierung des Textbestands dieser Sammlung die im Germanistikstudium bzw. vergleichbaren (neu-) philologischen Studiengängen verwendeten Leselisten (Lektürekanons) eine sehr wesentliche Informationsquelle.

Die Verfasser und Herausgeber der einzelnen Bände orientieren sich an „klassischer“ Periodisierung der einzelnen Teile der Sammlung, die die Differenziertheit historischer Prozesse, philosophisch-intellektueller Strömungen und ästhetischer Phänomene in kulturhistorischer und territorialer Hinsicht widerspiegeln soll. Ein separater – sechster – Band wird der Literatur und Kultur Österreichs gewidmet und insbesondere auf Prozesse ihrer „Diversifikation“ (seit Anfang des 19. Jahrhunderts) fokussiert.

Die einzelnen Anthologieteile beziehen sich auf die folgenden Perioden und Strömungen der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte: Mittelalter, Renaissance, Humanismus und Reformation, Barock, Aufklärung, Sturm und Drang, Weimarer Klassik, Romantik, Biedermeier, Realismus, Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus, 1. Hälfte

¹ Ludwig Börne, *Aphorismen und Miscellen*. In: *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 118-169 (vgl. Börne-SS, Bd. 2, S. 208); <http://www.digitale-bibliothek.de/band1.htm>

des 20. Jahrhunderts, 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, die „geteilte Kultur“ bis 1989 und die Wende-/Nachwendeliteratur und -kultur.

Die einzelnen Bände vermitteln auch die Gattungsspezifika und -vielfalt (Lyrik, Epik, Dramatik).

Jedem Anthologieteil geht eine literaturhistorische Einführung voraus, deren Ziel es ist, Kontextinformationen zu den in dem betreffenden Teil enthaltenen Quellentexten zu vermitteln. Weitere Informationen über die Autoren sind auch in den einzelnen bio-bibliographischen Notizen enthalten.

Die im Projekt verwendete literaturwissenschaftliche Terminologie entspricht den in den einzelnen Texten verwendeten begrifflichen Standards.

*Hubert Orłowski
Czesław Karolak*

EINFÜHRUNG

Die Wurzeln der deutschsprachigen Kultur und somit auch der Literatur reichen in eine Zeit zurück, als es noch nicht einmal das Wort „deutsch“ gab, geschweige denn eine *deutsche Sprache* oder gar ein *deutsches Volk*. Die Ursprünge dieser Kultur, die man heutzutage als die Kultur des deutschen Sprachraumes bezeichnet, liegen in der Kultur der germanischen Stämme, die im Laufe der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt durch Europa zogen, um langsam die Gestalt einer einigermaßen geschlossenen Gemeinschaft anzunehmen. Auf einen deutschen staatlichen Organismus – vergleichbar mit Nationalstaaten wie Frankreich oder Polen – hat man bis in das 19. Jahrhundert hinein warten müssen.

Der erste Band aus der Reihe *Quellentexte zur deutschsprachigen Literatur und Kultur* soll das Bild einer Zeitspanne von etwa eintausend Jahren Geschichte einer Literatur und somit Kultur vermitteln – ein kaum zu bewältigendes Unternehmen, welches man nur dann zu rechtfertigen vermag, wenn man diese Knappheit der Darstellung zu deren Vorteil nutzt.

Das erste und somit wichtigste Kriterium der Auswahl ist die Zielgruppe, an die sich das Angebot richtet. Es sollen vor allem Studenten der Germanistik in Polen sein, andere Interessierte an der Kultur des deutschsprachigen Raumes in Polen, auch Studenten und Interessierte aus anderen europäischen und nicht europäischen Ländern, die einen ersten direkten Zugang zu den Schriftdokumenten der deutschsprachigen Literatur und Kultur erhalten möchten, mit der Absicht so die Grundlinien der kulturellen Entwicklung zu verfolgen und erste Kenntnisse darüber zu erlangen.

Wenn man den Texten des ersten Jahrtausends der sogenannten deutschsprachigen Kultur begegnet, begegnet man nicht nur einer (deutschen) Sprache, sondern mehreren Sprachen, die in der Germanistik als Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch bezeichnet werden (wobei man sich dessen bewusst sein muss, dass im Laufe jener Jahrhunderte keine dieser Sprachen auf dem gesamten „deutschsprachigen“ Gebiet gesprochen wurde). Hinzu kommt das Altnordische der *Edda* und das Latein des Mittelalters und des Humanismus. Um ein Bild dieser sprachlichen Vielfalt zu vermitteln und den Eindruck zu vermeiden, seit der Völkerwanderung gebe es eine, *die deutsche Sprache*, wurden den Texten und Textauszügen kleine Proben aus den Originalfassungen vorangestellt.

Nicht die sprachliche Vielfalt entscheidet jedoch über die Wege, die die Literatur, mit welcher sich die heutige deutsche Kultur identifiziert, in ihrem ersten Jahrtausend gehen musste. Diese Wege waren, genau wie die Wege der ganzen europäischen Kultur, durch drei große kulturgeschichtliche Wendungen bestimmt. Die erste Wende war die Christianisierung und die Entstehung einer universellen europäischen Kultur auf den Fundamenten des römischen Rechtes, der griechischen Philosophie und der christlichen Religion, insbesondere der Ethik, die im Gebot der Nächstenliebe zum deutlichsten Zeichen der Überwindung der alten, heidnischen, germanischen Weltsicht wurde. Die zweite Wende besteht im Zerfall dieser universellen europäischen Kultur infolge der sog. Reformation und der Entstehung von zahlreichen christlichen Konfessionen, die sich als eine Opposition zur römisch-katholischen Kirche verstanden und daher als protestantisch bezeichnet werden. Die dritte Wende bildet den Übergang zu einer Epoche, die im Rah-

men dieser Einführung erwähnt werden muss, da sie eine wichtige abschließende Zäsur darstellt. Gemeint ist die Aufklärung, welche das christliche Fundament der europäischen Identität zu negieren begann. Somit könnte man das erste Jahrtausend der deutschsprachigen Kultur trotz einer weiten Zeitspanne und trotz einer großen Vielfalt an gesellschaftlichen und kulturellen Prozessen, Formen und deren Wandlungen doch auf einen Nenner bringen, indem man sie als eine durchaus von christlicher Weltanschauung geprägte Epoche begreift – eine Zeit, in der man, um mit Romano Guardini zu sprechen, die Welt vom Standpunkt der christlichen Religion aus betrachtete und deutete.

Das geistig-kulturelle Universum des ersten Jahrtausends ist nicht nur im Hinblick auf die eben erwähnten Wendepunkte an sich zu verstehen, sondern vor allem im Hinblick auf die tiefen gesellschaftlichen Prozesse, die mit ihnen verbunden waren. Zu den wichtigsten gehörten die Entstehung einer feudalen Struktur, dann ihre Ergänzung und zum Teil Überwindung durch die Etablierung der Städte und des Bürgertums, bis zur Entstehung des sog. aufgeklärten Absolutismus, nach dem französischen Vorbild Ludwig XIV. Diese Prozesse werden besonders an einzelnen Entwicklungslinien sichtbar. Als im Kontext der Literatur und Kultur besonders wichtig erscheint die Definierung der kulturtragenden Schicht und der Kulturzentren. Wenn man schon in bezug auf die germanische Kultur von kulturtragenden Instanzen sprechen möchte, so wären das der Krieger und die Sippe. Ein Zeugnis davon liefern die Texte der *Edda*. Von kulturtragenden Instanzen im vollen Sinne dieses Wortes kann man jedoch erst im Zusammenhang mit der Christianisierung sprechen. In der ersten Phase waren es fast ausschließlich kirchliche Einrichtungen, wobei die Ordensleute die Rolle der Kulturträger erfüllten, und Klöster und Klosterschulen als Zentren der Bildung und Kulturpflege fungierten. Ihre kulturelle Ausstrahlung erstreckte sich vor allem auf die Herrscherhöfe, über sie auch auf die Ritterschaft, die sich auch mit der Zeit zu einer wichtigen kulturtragenden Schicht etablierte. Die Bauern blieben nicht nur im Mittelalter, sondern über den ganzen tausendjährigen Zeitraum, und über diesen hinaus, prinzipiell vom Kulturbetrieb ausgeschlossen (wenn sie überhaupt präsent werden, dann als Figuren in satirischen Texten).

Von den zahlreichen Verdiensten der Klöster als Kulturzentren sollen hier nur zwei genannt werden, die direkt mit der Pflege der deutschen Sprache und somit der Entwicklung der deutschsprachigen Literatur verbunden sind. Zuerst ist es den Mönchen zu verdanken, dass wir heutzutage über – wenn auch spärliche – Denkmäler der germanischen Sprache und Kultur verfügen (auch wenn dies lediglich einem Zufall zu verdanken ist). Gemeint sind hier das *Hildebrandslied* und die beiden *Merseburger Zaubersprüche*, deren Aufzeichnung für die Mönche höchstwahrscheinlich eine Schreibübung war. Alle drei Textbeispiele legen von einem ausgeprägten Formbewusstsein der anonymen Autoren aus der germanischen Zeit Zeugnis ab. Nicht mehr einem Zufall, sondern einer bewussten Kulturarbeit, vor allem der christlichen Missionare, verdankt die deutschsprachige Literatur ihre weiteren Texte, die, obwohl als religiöse Gebrauchstexte konzipiert, einen durchaus künstlerischen Wert haben. Es sind vor allem Paraphrasen der biblischen Texte, die zum Teil mit Hilfe von Bildern, die der germanischen Kultur entlehnt wurden, neue, christliche Inhalte vermitteln, und zugleich die alten epischen Formen, insbesondere die Kunst des Stabreims pflegen (u.a. *Heliand*, *Wessobrunner Gebet*). Besondere Aufmerksamkeit verdienen hier die christlichen Segensformeln, wo die klassische Form des germanischen Zauberspruchs (ein erzählender erster Teil, welcher an die Taten der Götter erinnert und abschließende magische Formel) in den Dienst an dem neuen, christlichen Weltbild gestellt und mit Erfolg übernommen wurde (ein epischer Teil erinnert an eine legendäre

Begebenheit, verbunden mit Jesus, seiner Mutter oder einem Heiligen, anstatt der magischen Formel wird ein christliches Gebet eingefügt). Die Sprache jener Texte wird als Althochdeutsch, diese erste Phase der christlichen Kultur als Frühmittelalter bezeichnet.

Unter dem Einfluss des neuen, christlichen Wertesystems veränderte sich auch das Bild des waffentragenden Mannes. Der germanische Krieger, vor allem Werten wie Kampf und Sieg um jeden Preis, Blutrache, Unterordnung unter das Schicksal verpflichtet, wird durch den christlichen Ritter, *miles christianus*, verdrängt, der die christlichen Ideale verkörpern soll. Was ihn von seinem germanischen Vorgänger in erster Linie unterscheidet, ist die Verpflichtung und zugleich Bereitschaft zu dienen – dem anderen Menschen, und somit auch Gott. Selbst der persönliche Ruhm und die Ehre hängen davon ab, ob der Ritter den drei Formen des Dienstes (dem Lehnsherrn, der Dame des Herzens und allen Armen und Bedürftigen gegenüber) genüge tut. Vor diesem Hintergrund wird auch sichtbar, wie das *Nibelungenlied* völlig im Banne der germanischen Kultur steht, obwohl es chronologisch der Phase des hohen Mittelalters zuzuordnen wäre. Wie weit voneinander entfernt diese zwei Welten sind – die Welt des germanischen Kriegers mit seinen Wertvorstellungen und die Welt des Ritters als Vertreter der christlichen Ethik – davon zeugt der misslungene Versuch, für einen vom germanischen Weltbild geprägten Konflikt, eine christliche, von Nächstenliebe und Versöhnungswillen geprägte Lösung zu finden. Gemeint ist hier das *Jüngere Hildebrandslied*, in dem von dem tragischen Konflikt, welcher meisterhaft im germanischen *Hildebrandslied* geschildert wurde, nichts mehr zu spüren ist und die ganze Schilderung der Begegnung der beiden Männer unglaublich, wenn nicht kitschig anmutet. Sowohl das *Hildebrandslied* als auch das *Nibelungenlied*, zwei Texte, die aus dem Kulturgut der germanischen Heldensage schöpfen, legen besonders deutlich Zeugnis davon ab, dass sich das germanische Weltbild nicht „christianisieren“ ließ und einfach überwunden und ersetzt werden musste.

Um die Jahrtausendwende werden die Einflüsse der germanischen Kultur immer schwächer (das *Nibelungenlied* wird in der Kultur des Mittelalters nach wie vor ein Sonderfall bleiben) und es kommt zu einer wichtigen formellen Wende, indem der Stabreim durch den Endreim ersetzt wird. Als das erste Zeugnis der neuen Form gilt die *Evangelienharmonie* des Ottfried von Weissenburg. Neben der Verwendung des Endreims verdient die Forderung des Autors besondere Aufmerksamkeit, literarische Texte in der Sprache der Franken, also einer *deutschen* Sprache zu verfassen. Die zweite Neuigkeit war das Auftreten des Autors, der seine Anonymität aufgibt.

Mit der Etablierung des Hofes und der starken sozialen Schicht der Ritter entstand parallel zu Kulturzentren wie Kloster, Klosterschule und seit dem 13. Jahrhundert auch zur Universität, ein weiteres Kulturzentrum und eine zweite kulturtragende Schicht neben den geistlichen Institutionen: der Hof und der Ritterstand. Es entsteht die ritterlich-höfische Kultur des hohen Mittelalters, ihre Sprache wird als Mittelhochdeutsch bezeichnet. Die Intensität der Kulturentwicklung und die Qualität der in jener Zeit entstehenden literarischen Texte legt nahe, diese Epoche als die erste klassische Epoche der deutschsprachigen Kultur zu bezeichnen, die staufische Klassik.

Die deutschsprachige Literatur des hohen Mittelalters, sehr stark der Kultur des romanischen Raumes verpflichtet, aus der sie ihre Stoffe und Motive bezieht, um sie dann schöpferisch zu verarbeiten, gliedert sich grundsätzlich nach zwei Gattungen: in die ritterlich-höfische Epik und den Minnesang.

Den Stoff für die Epik bilden vor allem die Artussage und die Legende vom heiligen Gral. Die Epen verfolgen ein gewisses Schema: ein Ritter strebt danach, sich der Aufnah-

me in die Tafelrunde würdig zu erweisen. Schon als Artusritter verstößt er gegen diese Würde und muss seine Tat büßen. Eine Besonderheit bildet in diesem Kontext Wolfram von Eschenbachs *Parzival*. Die Mutter des Helden versuchte ihn entgegen der Standespflicht, von der Ritterschaft fernzuhalten. Als der Knabe trotzdem beschließt, Ritter zu werden, wird sein Weg zum vollkommenen Artusritter um so schwieriger, da es ihm an der Erziehung mangelt, die sonst ein Ritter- und Königssohn erhielt. Die Geschichte des Parzival endet jedoch nicht mit der Aufnahme in die Tafelrunde. In Eschenbachs *Parzival* wird die Artussage um die Grals Sage vertieft. Parzival muss sich nicht nur der Tafelrunde, sondern der Krone des Gralskönigs würdig erweisen. Der Sinn des ritterlichen Daseins erschöpft sich somit nicht im Streben nach einem harmonischen Einklang der ritterlichen Tugenden (wie zum Beispiel in Hartmanns von Aue *Erec* und *Iwein*), sondern wird um eine weitere geistige, sogar theologische Dimension vertieft. Parzivals größte Verfehlung ist nicht ein Verstoß gegen die ritterlichen Tugenden, sondern sein Zweifel an der Güte Gottes. Erst als er das richtige Verständnis von Gott gewinnt, gelangt er ans Ziel seiner Wanderung. Die in Eschenbachs *Parzival* gestellte Frage und Forderung zugleich, Gott vor allem in seiner Barmherzigkeit und Liebe zu den Menschen zu begreifen, wird mit einer noch größeren Intensität in *Gregorius* von Hartmann von Aue aufgenommen. *Gregorius* sprengt den Rahmen der höfischen Epik und wird der Gattung Legende zugeordnet. Der Werdegang eines jungen Mannes zum Ritter wird zu einer Komponente der Handlung reduziert, deren Kern das Problem der Schuld und der Verantwortung des Menschen, und – ebenso wie in *Parzival* – der unermesslichen Güte und Barmherzigkeit Gottes bildet. Diese tiefe theologische Dimension, die in den epischen Werken der staufischen Klassik einen so wichtigen Platz einnimmt, korrespondiert mit den Texten der deutschen Mystiker, die ihrerseits ein wichtiges Zeugnis der mittelalterlichen Kultur des deutschsprachigen Raumes darstellen. Eine aufmerksame Lektüre sowohl der Werke der Epiker wie auch der mystischen Texte lässt das gängige, immer noch weit verbreitete Bild der mittelalterlichen Kultur als einer Kultur, in der die Angst vor Gott als einem strafenden Richter dominiert, weitgehend revidieren. Genauso muss die fast floskelhaft wiederholte Wendung, Gott stünde im Zentrum des Interesses und somit sei er das Hauptthema (bzw. die Hauptfigur) der Texte, richtiggestellt werden. Die Texte des Mittelalters, sowohl die theologischen als auch solche, die man als weltlich bezeichnen könnte, vermitteln vor allem eine klare Anthropologie, eine Lehre vom Menschen, der als Christ glücklich werden und dieses Glück schon im irdischen Leben erlangen kann. In diesem Sinne kann man von der zentralen Stellung Gottes in der Kultur sprechen.

Das zweite literarische Phänomen des deutschsprachigen Mittelalters ist der Minnesang, die Kunst des Liedes, in dem ein Ritter die Tugenden einer edlen Dame preist. Der Minnesang als eine literarische Form verdankt seinen Namen einer der ritterlichen Tugenden – der Tugend der Minne, welche sich auf den Dienst bezieht, den der Ritter einer Dame zu erweisen hat. Die Gattung unterlag verschiedenen Wandlungen. In der ersten Phase, dem sogenannten frühen Minnesang, haben wir es mit einem weiblichen Ich zu tun. Die Dame spricht über ihre Sehnsucht nach dem geliebten Ritter, der durch den Falken symbolisiert wird. In der zweiten Phase, der sogenannten hohen Minne, wird die adelige Dame als Verkörperung aller Tugenden zum Objekt der Bewunderung. Diese stark konventionalisierte, der Realität der zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem der wahren Liebe zwischen Mann und Frau immer ferner stehende Kunst fand ihren wichtigsten Vertreter in der Person Reinmars von Hagenau, und ihren heftigen Kritiker in Walther von der Vogelweide. Walther reagierte zuerst mit Liedern der niederen Minne,

in denen ein einfaches Mädchen den Platz der bewunderten edlen Dame einnahm und die von einer Begegnung zweier Liebenden erzählte. Außerdem verfasste Walther eine ganze Reihe von Liedern, die das Ideal der ebenen Minne kündeten. Die ebene Minne zeigte ein realistisches, unserem heutigen Verständnis nahes Bild der Beziehung zwischen zwei Liebenden. Der Streit zwischen Reinmar und Walther gilt als der erste Literaturstreit in der deutschen Kultur. Man kann außerdem sagen, dass der Minnesang vor allem in der Phase der sogenannten hohen Minne Ausdruck der feudalen Ordnung der Gesellschaft ist – während der Stoff und die Thematik der Epik als Ausdruck einer Anthropologie und Theologie betrachtet werden kann. Die Dame nimmt die Stelle des Lehnsherrn ein, der Ritter hingegen diejenige des treuen Vasallen. Man würde jedoch sowohl dem deutschen Minnesang als auch der Tugend der Minne Unrecht tun, wenn man übersehen würde, dass in diesen beiden Phänomenen ein besonderer, oft missachteter Zug der mittelalterlichen Kultur sichtbar wird, und zwar die hohe Stellung der Frau als der edlen Erzieherin des Mannes. Viel stärker noch als der Minnesang selbst, ist die höfische Epik ein Ort, wo die besondere Rolle der Frau, auch als Ehefrau hervorgehoben wird. Damit steht sie im Widerspruch zur hohen Minne, wo die Dame ein unerreichbares, zu bewunderndes Ideal bleiben musste, sowie zur niederen Minne, wo sie nur Geliebte war. Die Texte wurden zwar mit den Namen der männlichen Haupthelden betitelt, die Frauen sind es aber, die den Rittern immer wieder helfen müssen, sie auf ihre Verfehlungen aufmerksam machen und den richtigen Weg weisen. Wenn selbst die Frauen Fehler begehen, machen sie diese wieder gut, ohne jedoch wie die Ritter eine besondere Auszeichnung anzustreben (welche für die Männer die Aufnahme in die Tafelrunde des Königs Artus war).

Eine besondere Stellung im Universum der ritterlich-höfischen Dichtung nimmt das Epos *Tristan und Isolde* in der Fassung Gottfrieds von Strassburg ein. Es wird als ein Preis der irdischen Liebe angesehen, zugleich als Kritik sowohl der Konvention der Minne, wie auch der gesamten feudalen Struktur.

Das schon kurz erwähnte Phänomen der deutschen Mystik des Mittelalters ist nicht nur für die Theologie und Kirchengeschichte von Bedeutung, sondern stellt auch für die Literaturwissenschaft einen besonderen Wert dar. Dieser literarische Wert im eigentlichen Sinne ergab sich aus der Notwendigkeit, spezifische Inhalte – hier ist es entweder eine religiöse Erfahrung oder eine intellektuelle Überlegung philosophischer und theologischer Art – in einer Sprache auszudrücken, die nicht über das entsprechende Vokabular verfügt, beziehungsweise soll einer Erfahrung Ausdruck gegeben werden, die sich dem sprachlichen Ausdruck verweigert. Die Texte der deutschen Mystiker gewinnen einen zusätzlichen Wert, wenn man die Lektüre um das biographische Wissen über die Autoren erweitert, deren feste Verankerung im praktischen Leben des Alltags, unfassendes Wissen und engagierte Teilnahme am weltpolitischen Geschehen ihrer Zeit für den Leser des 21. Jahrhunderts zu einer zusätzlichen Motivierung werden können, sich intensiver mit ihnen zu befassen.

Das hohe Mittelalter ging in die Phase des Spätmittelalters beziehungsweise des Frühhumanismus über, begleitet von einem wichtigen gesellschaftlichen Prozess, der mit der Herauskristallisierung der neuen sozialen Schicht des Bürgertums endete. Die Bürger begannen bewusst danach zu streben, sich auch kulturell zu etablieren und zu gleichberechtigten Trägern der Kultur zu werden. Die Stadt als solche gewann allmählich neben dem Kloster und dem Hof die Bedeutung eines weiteren, Kulturzentrums, oft jedoch gebunden an eine Universität.

Das erste Anzeichen einer entsprechenden Entwicklung in der Literatur war die Entstehung des Meistersangs. Vereinfachend könnte man sagen, dass er eine bürgerliche Variante des Minnesangs sein sollte. Der Meistersang als eine literarische Gattung ist ähnlich wie der Minnesang an eine bestimmte soziale Schicht gebunden – an die Handwerker, also nichtadelige Stadtbewohner. Eine weitere Verwandtschaft mit dem Minnesang kann man darin sehen, dass er ähnlich wie das höfische Vorbild an die Realisierung einer streng vorgeschriebenen Poetik gebunden war. Im Gegensatz zum Minnesang konnte man die Kunst des Meistersangs erlernen. Es entstand eine ganze Reihe von Meistersingerschulen, wo man nach dem Vorbild einer Handwerkerausbildung verschiedene Grade des poetischen Könnens bis zum Meistertitel erreichen konnte.

Die Zeit des allmählichen Untergangs der ritterlich-höfischen Standeskultur einerseits und der kulturellen Etablierung des Bürgertums andererseits erscheint als eher arm an literarisch wertvollen Texten. Auf eine klassische Epoche mit ausgeprägten epischen Großformen und der Kunst des Liedes in verschiedensten Varianten folgt eine Epoche der gelehrten Disputation in lateinischer Sprache und der gesellschaftlichen Kritik in satirischer Form. Als erstes Anzeichen der neuen Epoche gilt zwar ein in deutscher Sprache verfasster literarischer Text, *Ackermann aus Böhmen* von Johannes von Tepl, die Kultur des deutschsprachigen Raumes im 16. Jahrhundert steht jedoch völlig im Banne des lateinischen Humanismus und der sogenannten Reformation. Es sind vor allem die Gelehrten, Theologen, Philosophen und Philologen, die die Rolle der kulturtragenden Schicht übernehmen, ihre Wirkungsstätten sind vor allem Universitäten. Kennzeichnend für den Geist jener Epoche im deutschsprachigen Raum bleibt, dass man als den bedeutendsten Humanisten jener Zeit Erasmus von Rotterdam bezeichnen muss, der kein Deutscher war. Die Kultur des deutschen Humanismus ist – im Gegensatz zu der Zeit des Mittelalters – keine Standeskultur mehr.

Mit dem Ausgang des Mittelalters endet die Epoche einer universellen, europäischen Kultur. Der Beginn der Neuzeit fällt mit dem Auftritt und Wirken von Martin Luther und der Spaltung der christlichen Welt als deren Folge zusammen. Die Kultur der deutschsprachigen Länder bleibt immer noch der christlichen Weltanschauung verpflichtet, sie ist jedoch tief gezeichnet durch konfessionelle Unterschiede, die insbesondere in der ersten Phase der lutherischen Bewegung sogar von Feindlichkeit gezeichnet sind. Erst die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die intensive Entwicklung des interkonfessionellen Dialogs und ökumenischer Zusammenarbeit bringen.

Wenn man die Zeit des deutschen Humanismus aus literaturgeschichtlicher Perspektive betrachten möchte, dazu noch mit den Augen eines Lesers des beginnenden 21. Jahrhunderts, so ist es eine Periode, die keine Werke von besonderem literarischen Rang hervorgebracht hat. Und doch lässt sich ihre Bedeutung für die gesamte Literatur und Kultur der folgenden Jahrhunderte nicht hoch genug einschätzen. Der Grund dafür ist die Bibelübersetzung Martin Luthers und seiner Mitarbeiter. Als eine translatorische Leistung ist sie eher kritisch zu betrachten. Das beste Zeugnis der zahlreichen Unzulänglichkeiten, wenn nicht sogar Fehler, liefert Luther selbst in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen*, in dem er unter anderem zugibt, nach zwei (gegensätzlichen!) Prinzipien gearbeitet zu haben: zuweilen einer relativ freien, sinngemäßen Übersetzung, und dann wieder einer strengen Wörtlichkeit. Dennoch ragt diese Arbeit trotz aller Einwände als ein Meilenstein aus der deutschsprachigen Kulturgeschichte. Dieser Text – paradoxerweise kein Originaltext der deutschen Sprache, sondern eine Übersetzung – wurde zur Grundlage für die endgültige Ausformung des modernen deutschen literarischen Idioms.

Auch wenn das Luther-Deutsch noch manchen Modifizierungen unterlag, markiert es die Geburtsstunde der neuhochdeutschen Sprache. Zwar ist die Frage berechtigt, inwieweit es eine sprachliche Leistung darstellt, und inwieweit ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen zu einer solchen Entwicklung beitrugen. Man mag fragen, ob zum Beispiel Meister Eckhart, hätte er über die Gutenberg-Technik verfügte, nicht mit seinen deutschen Traktaten die moderne deutsche Literatursprache gestiftet hätte – das ändert aber nichts an der Tatsache, dass dies erst durch die Luther-Bibel geschah.

Nach den Leistungen der karolingischen Renaissance, nach der Blüte der Epik und des Minnesangs der Staufischen Klassik tritt die deutschsprachige Literatur in eine Phase des Verstummens ein. Die Muse scheint zu schweigen. Und paradoxerweise, dem Sprichwort zuwider, wird erst ein Krieg sie wieder reden lassen.

Der Barock ist die letzte Epoche, in der die christliche Weltanschauung für die gesamte Kultur und Literatur fundamental bleibt. Es ist zudem die erste Epoche, die sich mit enormer Kraft für die Etablierung der deutschen Sprache einsetzen wird, die bis dahin vom Latein des Humanismus und dem Französischen der Nachbarkultur, die immer als ein wichtiger Bezugspunkt und Quelle der Inspirationen diente, verdrängt wurde. In seinen Grundtendenzen ist der deutsche Barock mit dem gesamteuropäischen so gut wie identisch. Und wenn auch die Autoren des Barocks in der heutigen Zeit nicht gerade zu den meistgelesenen gehören, so ist für ein richtiges Verständnis der deutschsprachigen Kultur und Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung das Wissen um die Grundtendenzen jener Zeit unentbehrlich.

Im Barock haben wir es zum ersten Mal in der Geschichte der deutschsprachigen Kultur sowohl in allen literarischen Gattungen als auch in der Theorie der Literatur mit bedeutenden Leistungen zu tun. Die zahlreichen Sprachgesellschaften jener Zeit wurden zu kulturtragenden Institutionen. Martin Opitz verfasste die erste deutsche theoretische Schrift, die unter anderem klare Definitionen der Gattungen und Formen lieferte, wie auch detaillierte Hinweise und Regeln zur poetischen Sprache. Sie enthält auch die berühmte Ständeklausel, die besagt, dass in der Tragödie die Helden höherer Stände, in der Komödie der niederen Stände auftreten dürfen. In einer Zeit der langsamen kulturellen Etablierung des Bürgertums erscheint diese Regel fast wie ein Relikt aus einer vergangenen Epoche (und in der Tat wird sie bald Gotthold Ephraim Lessing, der bedeutendste Dichter der Aufklärung aufheben). Immerhin sind die strengen Regeln der barocken Poetik Ausdruck der strengen ständischen Strukturierung der Gesellschaft. Die literarischen Texte, vor allem lyrische und dramatische, charakterisiert eine große Vielfalt an Themen und eine beinahe enorme Anzahl (zum Beispiel geht die Zahl der Epigramme von Friedrich von Logau in Tausende). Besondere Aufmerksamkeit verdienen jene Texte, die, oft unter dem Einfluss und als eine gewisse Reaktion auf die Schrecken des 30-jährigen Krieges, Fragen stellen und zugleich zu beantworten versuchen, die bis an die Fundamente der menschlichen Existenz reichen. Es sind Fragen nach dem Sinn des Lebens und des Todes, nach Vergehen und Nichtigkeit, nicht zuletzt nach Gott und Glauben. In dieser Hinsicht kann man diese anthropologische Dimension der Literatur mit der des Mittelalters vergleichen. Angesichts solcher Fragen verloren auch konfessionelle Unterschiede an Bedeutung. Der Protestantismus selbst erfuhr eine gewisse Ergänzung durch die Mystik, die gegen die kalte Nüchternheit der ersten Phase seiner Entwicklung, dem Gefühl im Erleben Gottes wieder einen wichtigen Platz einräumte. Ein Pendant zum Mittelalter einer anderen Art schuf der berühmteste epische Text des Barocks, dessen Titel sogar zu einer Gattungsbezeichnung wurde: Grimmelshausens *Simplizissimus Deutsch*.

Grimmelshausen greift auf eine eigene schöpferische Weise den Parzival-Stoff auf und erzählt die Geschichte eines naiven Bauernsohns der, im Gegensatz zum höfisch-ritterlichen Parzival am Ende seines Weges ein einfältiger bauerlicher SIMPLIZIUS bleibt.

Wenn man versucht, einen Überblick über die ersten Jahrhunderte der deutschsprachigen Kultur und Literatur zu gewinnen, so könnte man auf einige Schwerpunkte und Entwicklungslinien hinweisen.

Auch wenn man erst im Barock über eine theoretische Schrift verfügte, kann man in allen früheren Phasen von einer eigenen Poetik sprechen. Zuerst ist das die epische Form des Heldenliedes und der Stabreim, dann die Verpflichtung, sich an die Regeln, Formen und Thematik des Minnesangs, des Artus- und Gralsromans zu halten. Das deutlichste Zeugnis dafür, wie wichtig die ungeschriebenen Regeln waren, ist der Streit zwischen Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide.

Jede Epoche zeichnete sich durch eine deutliche Vorliebe für eine bestimmte literarische Gattung aus, so kann man von der Epik der germanischen Kultur sprechen, der Epik und dem Minnesang, einer ersten lyrischen, wenn auch streng konventionalisierten, also der wahren Gefühls- und Erlebniswelt fernen Form im Mittelalter, der Streitschrift des Humanismus und erst im Barock von der fast gleichen, intensiven Pflege aller drei Gattungen, der Lyrik, der Epik und des Dramas.

Abschließen muss auf einen, besonders für den Leser des 21. Jahrhunderts wichtigen Aspekt der Literatur und Kultur des deutschsprachigen Kulturraumes hingewiesen werden, und zwar auf die Rezeption der Texte, die in dem Zeitraum von den Anfängen bis zum Barock entstanden sind, in den folgenden Epochen. Die Präsenz der Stoffe, Motive, Figuren und sogar ganzer Texte in der deutschsprachigen Kultur und auch über ihre Grenzen hinaus beginnt schon mit der der *Edda*, mit Begriffen und Namen wie Götterdämmerung, Walhalla oder Walküre. Figuren und Handlung des *Nibelungenliedes*, vor allem Siegfried, Kriemhild, die sprichwörtlich gewordene Nibelungentreue, leben in neuen Kontexten weiter, und es kann passieren, dass man ohne zu wissen, was die zwei Königinnen vor dem Wormser Dom taten, einen deutschen Professor im 21. Jahrhundert nicht verstehen wird. Das deutschsprachige Volksbuch, das die Geschichte eines gewissen Doktor Faust erzählte, machte sogar Weltkarriere, der Faust-Stoff wurde zum gesamteuropäischen Kulturgut. Die Mystik des Mittelalters wie auch des Barocks erfreut sich seit Ende des 20. Jahrhunderts besonderen Interesses und die Kirchenlieder von Martin Luther, Paul Gerhardt oder Angelus Silesius werden ununterbrochen in den deutschen Kirchen gesungen. Man kann nur hoffen, dass zahlreiche Cusanus-Schulen, das Cusanus-Werk und Erasmus-Programm die jungen Menschen motivieren werden, angelegentlich nach den Schutzpatronen zu Fragen. Zumindest den Namen nach sind diese in der gegenwärtigen Kultur präsent. Richard Wagners Opern oder Thomas Manns *Der Erwählte* geben Anlass, sich auf die Ursprünge dieser Werke und somit auf die Literatur und Kultur des Mittelalters zu besinnen.

Zum Schluss dieser einleitenden Skizze soll der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dass die Begegnung mit den Texten der deutschsprachigen Literatur und Kultur aus dem Zeitraum von ihren Anfängen bis zum Barock nicht nur einen informativen Wert haben wird, sondern dass die Leser Fragen und Antworten finden werden, die sich auf universelle Werte beziehen, auf den Menschen und die Grundprobleme seiner Existenz.

Katarzyna Dzikiowska

GERMANISCHE LITERATUR- UND KULTURDENKMÄLER

GERMANISCHE STOFFQUELLE

Die ältere Edda

Lieder-Edda auch Ältere Edda genannt. Eine Sammlung germanischer Götter- und Heldenlieder, gehört zu den wichtigsten Quellen des Wissens über die germanische Kultur und Mythologie. Die einzelnen Lieder überdauerten in mündlicher Tradition und wurden erst seit dem Mittelalter gesammelt und aufgeschrieben (Codex regius, 13. Jh.)

DIE ÄLTERE EDDA

*Hljóðs bið ek allar helgar kindir,
meiri ok minni mögu Heimdallar,
viltu, at ek, Valföðr! vel framtelja
forn spjöll fira, þau er fremst um man.*

GÖTTERSAGE

1. Völuspá. Der Seherin Ausspruch

1 Allen Edeln gebiet ich Andacht,
Hohen und Niedern von Heimdalls Geschlecht;
Ich will Walvaters Wirken künden,
Die ältesten Sagen, der ich mich entsinne,

2 Riesen acht ich die Urgeborenen,
Die mich vor Zeiten erzogen haben.
Neun Welten kenn ich, neun Aeste weiß ich
An dem starken Stamm im Staub der Erde.

3 Einst war das Alter, da Ymir lebte:
Da war nicht Sand nicht See, nicht salzge Wellen,
Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.

4 Bis Börs Söhne die Bälle erhuben,
Sie die das mächtige Midgard schufen.
Die Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

5 Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelrosse.
Sonne wuste nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wuste nicht was er Macht hätte,
Die Sterne wusten nicht wo sie Stätte hatten.

6 Da gingen die Berather zu den Richtersthühlen,
Hochheilge Götter hielten Rath.
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tags,
Under und Abend, die Zeiten zu ordnen.

17 Gingen da dreie aus dieser Versammlung,
Mächtige milde Asen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung.

18 Besaßen nicht Seele, und Sinn noch nicht,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Seele gab Odhin, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

19 Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil,
Den hohen Baum netzt weißer Nebel;
Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er über Urds Brunnen.

20 Davon kommen Frauen, vielwüssende,
Drei aus dem See dort unterm Wipfel.
Urd heißt die eine, die andre Werdandi:
Sie schnitten Stäbe; Skuld hieß die dritte.
Sie legten Looße, das Leben bestimmten sie
Den Geschlechtern der Menschen, das Schicksal verkündend.

21 Allein saß sie außen, da der Alte kam,
Der grübelnde Ase, und ihr ins Auge sah.
Warum fragt ihr mich? was erforscht ihr mich?
Alles weiß ich, Odhin, wo du dein Auge bargst:

22 In der vielbekannten Quelle Mimirs.
Meth dringt Mimir allmorgentlich
Aus Walvaters Pfand! wißt ihr was das bedeutet?

23 Ihr gab Heervater Halsband und Ringe
Für goldene Sprüche und spähenden Sinn.
Denn weit und breit sah sie über die Welten all.

24 Ich sah Walküren weiter kommen,
Bereit zu reiten zum Rath der Götter.
Skuld hielt den Schild, Skögul war die andre,
Gunn, Hilde, Göndul und Geirskögul.
Hier nun habt ihr Herians Mädchen,
Die als Walküren die Welt durchreiten.

31 Ich weiß Heimdalls Horn verborgen
Unter dem himmelhohen heiligen Baum.
Einen Strom seh ich stürzen mit starkem Fall
Aus Walvaters Pfand: wißt ihr was das bedeutet?

32 Oestlich saß die Alte im Eisengebüsch
Und fütterte dort Fenrirs Geschlecht.
Von ihnen allen wird eins das schlimmste:
Des Mondes Mörder übermenschlicher Gestalt.

33 Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein dunkelt in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr was das bedeutet?

36 Ich sah dem Baldur, dem blühenden Opfer,
Odhins Sohne, Unheil drohen.
Gewachsen war über die Wiesen hoch
Der zarte, zierliche Zweig der Mistel.

37 Von der Mistel kam, so dauchte mich
Haßlicher Harm, da Hödur schoß.
(Baldurs Bruder war kaum geboren,
Als einnächtig Odhins Erbe zum Kampf ging.
Die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmt' er,
Eh er zum Böhle trug Baldurs Tödter.)
Doch Frigg beklagte in Fensal dort
Walhalls Verlust: wißt ihr was das bedeutet?

38 In Ketten lag im Quellenwalde
In Unholdgestalt der arge Loki.
Da sitzt auch Sigyn unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr was das bedeutet?

44 Viel weiß der Weise, sieht weit voraus
Der Welt Untergang, der Asen Fall.

45 Brüder befehlen sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
Der Grund erdröhnt, üble Disen fliegen;
Der Eine schon't des Andern nicht mehr.

46 Unerhörtes eräugnet sich, großer Ehbruch.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit eh die Welt zerstürzt.

56 Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel schwinden die heitern Sterne.
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

57 Da seh ich auftauchen zum andernmale
Aus dem Waßer die Erde und wieder grünen.
Die Fluten fallen, darüber fliegt der Aar,
Der auf dem Felsen nach Fischen weidet.

58 Die Asen etnen sich auf dem Idafelde,
Ueber den Weltumspanner zu sprechen, den großen.
Uralter Sprüche sind sie da eingedenk,
Von Fimbultyr gefundner Runen.

59 Da werden sich wieder die wundersamen
Goldenen Bälle im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten,
Der Fürst der Götter und Fiölnirs Geschlecht.

60 Da werden unbesät die Aecker tragen,
Alles Böse beßert sich, Baldur kehrt wieder.
In Heervaters Himmel wohnen Hödur und Baldur,
Die walweisen Götter. Wißt ihr was das bedeutet?

61 Da kann Hönir selbst sein Looß sich kiesen,
Und beider Brüder Söhne bebauen
Das weite Windheim. Wißt ihr was das bedeutet?

62 Einen Saal seh ich heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhn:
Da werden bewährte Leute wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen.

63 Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von Oben, der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste,
Und ordnet ewige Satzungen an.

64 Nun kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelsen.
Das Feld überfliegend trägt er auf den Flügeln
Nidhöggurs Leichen – und nieder senkt er sich.

6. Hávamál. Des Hohen Lied

1 Der Ausgänge halber bevor du eingehst
Stelle dich sicher,
Denn ungewiss ist, wo Widersacher
Im Hause halten.

3 Wärme wünscht der vom Wege kommt
Mit erkaltetem Knie;
Mit Kost und Kleidern erquicke den Wandrer,
Der über Felsen fuhr.

4 Waßer bedarf, der Bewirthing sucht,
Ein Handtuch und holde Nöthigung.
Mit guter Begegnung erlangt man vom Gaste
Wort und Wiedervergeltung.

5 Witz bedarf man auf weiter Reise;
Daheim hat man Nachsicht.
Zum Augengespött wird der Unwißende,
Der bei Sinnigen sitzt.

6 Doch steife sich Niemand auf seinen Verstand,
Acht hab er immer.
Wer klug und wortkarg zum Wirthe kommt
Schadet sich selten:
Denn festern Freund als kluge Vorsicht
Mag der Mann nicht haben.

7 Vorsichtiger Mann, der zum Male kommt,
Schweigt lauschend still.
Mit Ohren horcht er, mit Augen späht er
Und forscht zuvor verständig.

10 Nicht beßre Bürde bringt man auf Reisen
Als Wißen und Weisheit.
So frommt das Gold in der Fremde nicht,
In der Noth ist nichts so nütze.

18 Lange zum Becher nur, doch leer ihn mit Maß,
Sprich gut oder schweig.
Niemand wird es ein Laster nennen,
Wenn du früh zur Ruhe fährst.

22 Unweiser Mann durchwacht die Nächte
Und sorgt um alle Sachen;
Matt nur ist er, wenn der Morgen kommt,
Der Jammer währt wie er war.

27 Weise dünkt sich schon wer zu fragen weiß
Und zu sagen versteht;
Doch Unwißenheim mag kein Mensch verbergen,
Der mit Leuten leben muß.

35 Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du Herr,
Zwei Ziegen nur und dazu ein Strohdach
Ist besser als Betteln.

37 Von seinen Waffen weiche Niemand
Einen Schritt im freien Feld:
Niemand weiß unterwegs wie bald
Er seines Spers bedarf.

41 Der Freund soll dem Freunde Freundschaft bewahren
Und Gabe gelten mit Gabe.
Hohn mit Hohn soll der Held erwidern,
Und Losheit mit Lüge.

49 Der Dornbusch dorrt, der im Dorfe steht,
Ihm bleibt nicht Blatt noch Borke.
So geht es dem Mann, den Niemand mag:
Was soll er länger leben?

50 Heißer brennt als Feuer der Bösen
Freundschaft fünf Tage lang;
Doch sicher am sechsten ist sie erstickt
Und alle Lieb erloschen.

53 Der Mann muß mäßig weise sein,
Doch nicht allzuweise.
Das schönste Leben ist dem beschieden,
Der recht weiß was er weiß.

57 Früh aufstehen soll wer den Andern sinnt
Um Haupt und Habe zu bringen:
Dem schlummernden Wolf glückt selten ein Fang,
Noch schlafendem Mann ein Sieg.

75 Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst;
Doch nimmer mag ihm der Nachruhm sterben,
Welcher sich guten gewann.

76 Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst;
Doch Eines weiß ich, das immer bleibt:
Das Urtheil über den Todten.

79 Was wirst du finden, befragst du die Runen,
Die hochheiligen,
Welche Götter schufen, Hohepriester schrieben?
Daß nichts besser sei als Schweigen.

80 Den Tag lob Abends, die Frau im Tode,
Das Schwert, wenns versucht ist,
Die Braut nach der Hochzeit, eh es bricht das Eis,
Das Ael, wenns getrunken ist.

83 Mädchenreden vertraue kein Mann,
Noch der Weiber Worten.
Auf geschwungnem Rad geschaffen ward ihr Herz,
Trug in der Brust verborgen.

84 Krachendem Bogen, knisternder Flamme,
Schnappendem Wolf, geschwätziger Krahe,
Grunzender Bache, wurzellosem Baum,
Schwellender Meerflut, sprudelndem Keßel;

85 Fliegendem Pfeil, fallender See,
Einnächtgem Eis, geringelter Natter,
Bettreden der Braut, bruchigem Schwert,
Kosendem Bären und Königskinde;

86 Siechem Kalb, gefälligem Knecht,
Wahrsagendem Weib, auf der Walstatt Besiegtem,
Heiterm Himmel, lachendem Herrn,
Hinkendem Köter und Trauerkleidern;

87 Dem Mörder deines Bruders, wie breit wär die Straße,
Halbverbranntem Haus, windschnellem Hengst,
(Bricht ihm ein Bein, so ist er unbrauchbar):
Dem Allen soll Niemand voreilig trauen.

Odhins Runenlied

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Sper verwundet, dem Odhin geweiht,
Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baums, dem man nicht ansehen kann
Aus welcher Wurzel er sproß.

Sie boten mir nicht Brot noch Meth;
Da neigt' ich mich nieder
Aus Runen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich fiel ich zur Erde.

Hauptlieder neun lernt ich von dem weisen Sohn
Bölthorns, des Vaters Bestlas,
Und trank einen Trunk des theuern Meths
Aus Odhrörir geschöpft.

Zu gedeihen begann ich und begann zu denken,
Wuchs und fühlte mich wohl.
Wort aus dem Wort verlieh mir das Wort,
Werk aus dem Werk verlieh mir das Werk.

Runen wirst du finden und Rathstäbe,
Sehr starke Stäbe,
Sehr mächtige Stäbe.
Erzredner ersann sie, Götter schufen sie,
Sie ritzte der hehrste der Herscher.

Odhin den Asen, den Alfen Dain,
Dwalin den Zwergen,
Alswidr aber den Riesen; einige schnitt ich selbst.

Weist du zu ritzen? weist du zu errathen?
Weist du zu finden? weist zu erforschen?
Weist du zu bitten? weist Opfer zu bieten?
Weist du wie man senden, weist wie man tilgen soll?

Beßer nicht gebetet als zu viel geboten:
Die Gabe will stäts Vergeltung.
Beßer nichts gesendet als zu viel getilgt;
So ritzt' es Thundr zur Richtschnur den Völkern.
Dahin entwich er, von wannen er ausging.

Lieder kenn ich, die kann die Königin nicht
Und keines Menschen Kind.
Hülfe verheißt mir eins, denn helfen mag es
In Streiten und Zwisten und in allen Sorgen.

Ein andres weiß ich, des Alle bedürfen,
Die heilkundig heißen.

Ein drittes weiß ich, des ich bedarf
Meine Feinde zu feßeln.
Die Spitze stumpf ich dem Widersacher,
Mich verwunden nicht Waffen noch Listen.

Ein viertes weiß ich, wenn der Feind mir schlägt
In Bande die Bogen der Glieder,
So bald ich es singe so bin ich ledig,
Von den Füßen fällt mir die Feßel,
Der Haft von den Händen.

Ein fünftes kann ich: fliegt ein Pfeil gefährdend
Uebers Heer daher,
Wie hurtig er fliege, ich mag ihn hemmen,
Erschau ich ihn nur mit der Sehe.

Ein sechstes kann ich, so Wer mich versehrt
Mit harter Wurzel des Holzes:
Den Andern allein, der mir es anthut,
Verzehrt der Zauber, Ich bleibe frei.

Ein siebentes weiß ich, wenn hoch der Saal steht
Ueber den Leuten in Lohe,
Wie breit sie schon brenne, Ich berge sie noch:
Den Zauber weiß ich zu zaubern.

Ein achttes weiß ich, das allen wäre
Nützlich und nöthig:
Wo unter Helden Hader entbrennt,
Da mag ich schnell ihn schlichten.

Ein neuntes weiß ich, wenn Noth mir ist
Vor der Flut das Fahrzeug zu bergen,
So wend ich den Wind von den Wogen ab
Und beschwichtge rings die See.

Ein zehntes kann ich, wenn Zaunreiterinnen
Durch die Lüfte lenken,
So wirk ich so, daß sie wirre zerstäuben
Und als Gespenster schwinden.

Ein eilftes kann ich, wenn ich zum Angriff soll
Die treuen Freunde führen,
In den Schild sing ichs, so ziehn sie siegreich
Heil in den Kampf, heil aus dem Kampf,
Bleiben heil wohin sie ziehn.

Ein zwölftes kann ich, wo am Zweige hängt
Vom Strang erstickt ein Todter,
Wie ich ritze das Runenzeichen,
So kommt der Mann und spricht mit mir.

Ein dreizehntes kann ich, soll ich ein Degenkind
In die Taufe tauchen,
So mag er nicht fallen im Volksgefecht,
Kein Schwert mag ihn versehen.

Ein vierzehntes kann ich, soll ich dem Volke
Der Götter Namen nennen,
Asen und Alfenn kenn ich allzumal;
Wenige sind so weise.

Ein funfzehntes kann ich, das Volkrörir der Zwerg
Vor Dellings Schwelle sang:

Den Asen Stärke, den Alfen Gedeihn,
Hohe Weisheit dem Hroptatyr.

Ein sechzehntes kann ich, will ich schöner Maid
In Lieb und Lust mich freuen,
Den Willen wandl ich der Weißarmigen,
Daß ganz ihr Sinn sich mir gesellt.

Ein siebzehntes kann ich, daß schwerlich wieder
Die holde Maid mich meidet.
Dieser Lieder, magst du, Loddfafnir,
Lange ledig bleiben.
Doch wohl dir, weist du sie,
Heil dir, behältst du sie,
Selig, singst du sie!

Ein achtzehntes weiß ich, das ich aber nicht singe
Vor Maid noch Mannesweibe
Als allein vor ihr, die mich umarmt,
Oder sei es, meiner Schwester.
Beßer ist was Einer nur weiß,
So frommt das Lied nur lange.

Des Hohen Lied ist gesungen
In des Hohen Halle,
Den Erdensöhnen noth, unnütz den Riesensöhnen.
Wohl ihm, der es kann, wohl ihm, der es kennt,
Lange lebt, der es erlernt,
Heil Allen, die es hören.

HELDENSAGE

Das erste Lied von Sigurd dem Fafnistödtter oder Gripirs Weißagung

Gripir hieß ein Sohn Eilimis, der Hiördis Bruder. Er beherrschte die Lande und war aller Männer weisester; auch wust er die Zukunft. Sigurd ritt allein und kam zur Halle Gripirs. Sigurd war leicht erkennbar. Vor dem Thor der Halle kam er mit einem Mann ins Gespräch, der sich Geitir nannte. Da verlangte Sigurd von ihm Bescheid und sprach:

1 Wie heißt, der hier die Halle bewohnt?
Wie nennen die Leute den König des Landes?

Geitir sprach:

Gripir heißt der Herscher der Männer,
Der des festen Lands und der Leute waltet.

Sigurd.

2 Ist der hehre Fürst daheim im Land?
Kann der König mit mir zu reden kommen?
Der Unterredung bedarf ein Unbekannter:
Bald begehrt ich Gripirn zu finden.

Geitir.

3 Der gute König wird Geitirn fragen
Wie der Mann genannt sei, der nach ihm fragt.

Sigurd.

Sigurd heiß ich, Sigmunds Erzeugter;
Hiördis heißt des Helden Mutter. –

4 Da ging Geitir Gripirn zu sagen:
»Ein Unbekannter ist angekommen;
Von Antlitz edel ist er zu schauen,
Der gern zusammen käme, König, mit dir.«

5 Aus dem Gemach ging der mächtige Fürst
Und grüßte freundlich den fremden König:
»Sei willkommen, Sigurd; was kamst du nicht längst?
Du geh, Geitir, nimm den Grani ihm ab.«

6 Sie begannen zu sprechen, und sagten sich Manches,
Da die rathklugen Recken sich fanden.
»Melde mir, magst du, Mutterbruder,
Wie wird dem Sigurd das Leben sich wenden?«

Gripir.

7 Du wirst der mächtigste Mann auf Erden,
Der edelste aller Fürsten geachtet.
Im Schenken schnell und säumig zur Flucht,
Ein Wunder dem Anblick und weiser Rede.

Sigurd.

8 Laß, Fürst, erfahren genauer als ich frage,
Weiser, den Sigurd, wahnst du zu schauen:
Was wird mir Gutes begegnen zuerst,
Wenn ich hinging von deinem Hofe?

Gripir.

9 Zuvörderst erfichst du dem Vater Rache
Und dem Eilimi Ahndung alles Leides.
Du wirst die harten Hundings Söhne,
Die schnellen, fällen und den Sieg gewinnen.

Sigurd.

10 Sag, edler König, mir Anverwandter,
Gieb volle Kunde, da wir freundlich reden.
Siehst du Sigurds Siege voraus,
Die zuhächst sich heben unter des Himmels Rändern?

Gripir.

11 Du fällst allein den gefräßigen Wurm,
Der glänzend liegt auf Gnitahaide.
Beiden Brüdern bringst du den Tod,
Regin und Fafnir: vor siehst Gripir.

Sigurd.

12 Schätze gewinn ich, wenn so mir gelingt
Zu kämpfen mit Männern wie du mir kund thust.
Im Geist erforsche ferner und sage mir,
Wie lenkt mein Lebens- lauf sich hernach?

Gripir.

13 Finden wirst du Fafnirs Lager,
Wirst heimführen den glänzenden Hort,
Mit Golde beladen Granis Rücken
Und zu Giuki reiten, kampfrüstiger Held.

Sigurd.

14 Noch sollst du dem Fürsten in freundlicher Rede,
Weitschauender König, Weiteres künden.
Gast war ich Giukis, nun geh ich von dannen:
Wie lenkt meines Lebens- lauf sich hernach?

Gripir.

15 Auf dem Felsen schläft die Fürstentochter
Hehr im Harnisch nach Helgis Tode:
Mit scharfem Schwerte wirst du schneiden,
Die Brünne trennen mit Fafnirs Töchter.

Sigurd.

16 Die Brünne brach, nun redet die Braut,
Die schöne, so vom Schlaf erweckt.
Was soll mit Sigurd die Sinnige reden,
Das zum Heile mir Helden werde?

Gripir.

17 Sie wird dich Reichen Runen lehren,
Alle, die Menschen wissen möchten,
Dazu in allen Zungen reden,
Und heilende Salben: so Heil dir, König!

Sigurd.

18 Nun laß es gelungen sein, gelernt die Stäbe,
Von dannen zu reiten bin ich bereit;
Im Geist erforsche ferner und sage mir,
Wie lenkt mein Lebens- lauf sich hernach?

Gripir.

19 Du wirst zu Heimirs Behausung kommen,
Wirst dem Volksfürsten ein froher Gast sein.
Zu End ist, Sigurd, was ich voraus sah:
Nicht fürder sollst du Gripirn fragen.

Sigurd.

20 Nun schaffst mir Sorge das Wort, das du sagtest,
Denn Ferneres siehst du, Fürst, voraus.
Weist du unsägliches Unheil dem Sigurd,
Darum du, Gripir, nicht gerne redest?

Gripir.

21 Mir lag der Lenz deines Lebens
Hell vor Augen anzuschauen.
Nicht mit Recht bin ich rathklug genannt,
Noch vorwiegend: was ich wuste, sprach ich.

Sigurd.

22 Auf Erden ahn ich den Andern nicht,
Der so Vieles, Gripir, vorschaut als du.
Nicht sollst du mir bergen was Böses ist,
Wär es auch Meinthat, in meinem Geschick.

Gripir.

23 Nicht Laster liegen in deinem Looße,
Halt das, herlicher Held, im Gedächtnis.
Dieweil die Welt steht wird erhaben,
Schlachtgebiete, bleiben dein Name.

Sigurd.

24 Trennen, seh ich, muß sich nun trauernd
Von dem Seher Sigurd, da es so sich fügt.
Weise den Weg (gewiss ist doch Alles)
Mir, Mutterbruder, vermagst du es doch.

Gripir.

25 Nun will ich Sigurden Alles sagen,
Da mich drängt der Degen dazu.
Wiße gewiss, die Wahrheit ist es:
Dir ist ein Tag zum Tode bestimmt.

Sigurd.

26 Nicht reizen will ich dich, reicher König,
Deinen guten Rath nur, Gripir, erlangen.
Wißen will ich und sei es auch widrig,
Welch Schicksal weist du Sigurds warten?

Gripir.

27 Eine Maid ist bei Heimir, herlich von Antlitz,
Mit Namen ist sie Brynhild genannt,
Die Tochter Budlis, aber der theure
Heimir erzieht die hartgesinnte.

Sigurd.

28 Was mag mir schaden, ob schön die Maid
Von Antlitz sei, die Heimir aufzieht?
Das sollst du mir, Gripir, von Grunde melden,
Denn alles Schicksal schaut du voraus.

Gripir.

29 Schier alle Freude führt dir dahin
Die schöne von Antlitz, die Heimir aufzieht.
Schlaf wirst du nicht schlafen, nicht schlichten und richten,
Die Männer meiden, du sähest denn die Maid.

Sigurd.

30 Was lindert das leidige Looß dem Sigurd?
Sage mir, Gripir, siehst dus voraus.
Mag ich die Maid um Mahlschatz kaufen,
Des Volksgebieters blühende Tochter?

Gripir.

31 Ihr werdet euch alle Eide leisten,
Hoch und heilig, doch wenige halten.
Warst du Giukis Gast eine Nacht,
So hat Heimirs Maid dein Herz vergeßen.

Sigurd.

32 Wie so denn, Gripir? Sage mir an.
Weist du Wankelmuth in meinem Wesen?
Werd ich mein Wort nicht bewähren der Maid?
Ich schien sie zu lieben aus lauterm Herzen.

Gripir.

33 Das wirst du Fürst, durch fremde Tücke;
Der Rätke Grimhilds wirst du entgelten:
Die weißgeschleierte wird sie dir bieten,
Die eigene Tochter: so betriegt sie dich, König!

Sigurd.

34 Schließ ich Verschwägerung mit Giukis Geschlecht
Und gehe den Bund mit Gudrun ein,
Wohl gefreit hätte der Fürst,
Müst ich mich nicht um Meineid ängstigen.

Gripir.

35 Grimhild wird dich gänzlich bethören:
Sie bringt dich dazu, um Brynhild zu werben
Zu Handen Gunnars, des Gotenkönigs.
Zu früh gelobst du die Fahrt des Fürsten Mutter.

Sigurd.

36 Meinthaten geschehen, das merk ich wohl:
Uebel wankt Sigurds Wille,
Wenn ich werben muß um die wonnige Maid
Einem Andern zu Handen, der ich hold bin selber.

Gripir.

37 Ihr werdet euch alle Eide leisten,
Gunnar und Högni, und du, Held, der dritte.
Unterwegs wechselt ihr Wuchs und Gestalt,
Du und Gunnar: Gripir lügt nicht!

Sigurd.

38 Warum thun wir das? Warum tauschen
Wir unterwegs Wuchs und Gestalt?
Schon fürcht ich, es folge noch andre Falschheit,
Gar grimme: sprich, Gripir, weiter.

Gripir.

39 Du hast nun Gunnars Gang und Gestalt;
Hast eigne Rede und edeln Sinn.
So verlobst du dich dem erlauchten
Hutkind Heimirs: das verhütet Niemand!

Sigurd.

40 Das Schlimmste scheint mir, Sigurd gilt dann
Dem Volk für falsch, fügt es sich so.
Ungern möcht ich mit Arglist trügen
Die Heldentochter, die ich die hehrste weiß.

Gripir.

41 Liegen wirst du, Lenker des Heers,
Keusch bei der Maid wie bei der Mutter.
Drum wird erhaben so lange die Welt steht,
Volksgebieter, dein Name bleiben.

42 Zumal werden beide Bräute vermählt,
Sigurds und Gunnars, in Giukis Sälen.
Wieder wechselt ihr Wuchs und Gestalt
Daheim, nicht das Herz: das behielt Jedweder.

Sigurd.

43 Wird gute Gattin Gunnar erwerben,
Der herliche Held? verhehl es nicht, Gripir,
Wenn des Degens Braut bei mir drei Nächte,
Die hochherzge, lag? Unerhört ist Solches.

44 Wie mag zur Freude noch frommen darnach
Der Männer Verwandtschaft? Melde mir, Gripir.
Wird Glück dem Gunnar darnach noch gönnen
Solche Sippe, oder selber mir?

Gripir.

45 Dir gedenkt der Eide, must dennoch schweigen.
Zwar Gudrunen liebst du in guter Ehe,
Doch böß verbunden dünkt Brynhild sich,
Die Schlaue sinnt sich Rache zu schaffen.

Sigurd.

46 Was wird zur Buße der Brynhild genügen,
Da wir mit Tücke betrogen die Frau?
Eide geschworen hab ich der Edeln
Und nicht gehalten; auch hat sie nicht Frieden.

Gripir.

47 Die Grimme geht dem Gunnar sagen,
Ihm habest du übel die Eide gehalten,
Da dir der Herscher von ganzem Herzen doch,
Giukis Erbe, Vertrauen gönnte.

Sigurd.

48 Wie ergeht das, Gripir? Gieb mir Bescheid.
Werd ich schuldig sein in dieser Sache,
Oder verlügt mich das löbliche Weib,
Und sich auch selber? Sage mir, Gripir.

Gripir.

49 Aus Herzensharm wird die hehre Frau
Und aus Ueberschmerz euch Unheil fügen.
Du gabst der Guten nicht Grund dazu
Obwohl ihr die Königin mit Listen kränktet.

Sigurd.

50 Wird ihrem Reizen der rathkluge Gunnar,
Guthorm und Högni, dann Folge geben?
Werden Giukis Söhne in mir Gesipptem
Die Schwerter röthen? Rede, Gripir.

Gripir.

51 Der Gudrun vergeht vor Grimm das Herz,
Wenn Dir ihre Brüder Verderben rathen.
Ledig lebt aller Lust
Das weise Weib: das wirkte Grimhild.

52 Dir bleibt der Trost, Gebieter der Heerschar,
Die Fügung fiel aus des Fürsten Leben:
So edeln Mann wird die Erde nicht mehr
Noch die Sonne schauen, Sigurd, als dich.

Sigurd.

53 Heil uns beim Scheiden! Das Geschick bezwingt man nicht.
Mir ward der Wunsch hier, Gripir, gewährt.
Du hättest gerne mehr Glück verheißen
Meinem Lebenslauf, lag es an dir.

ZAUBERSPRÜCHE

Merseburger Zaubersprüche

Zwei Denkmäler der germanisch-heidnischen Kultur. Entstanden im 8. Jh., aufgezeichnet im 10. Jh. in einer geistlichen Handschrift. Benannt nach dem Fundort.

Erster Merseburger Zauberspruch

*Eiris sǣzun idisi, sǣzun hēra duoder.
suma bǣpt heptidun, suma hēri lezidun,
suma clǣbōdun umbi cuoniuuidi:
insprinc bǣptbandum, inuar uigandun!*

Einstmals setzten sich Frauen, setzten sich hierhin und dorthin.
Einige hefteten Hafte, andere hemmten das Heer,
andere nestelten an festen Fesseln:
Entspring den Banden, entweich den Feinden!

Zweiter Merseburger Zauberspruch

*Phol ende Uuōdan uuorun zi holza.
Dū uuart demo Balderes uolon sīn uuoz birenkit.
thū biguol en Sinthgunt, Sunna era suister,
thū biguol en Friia, Uolla era suister,
thū biguol en Uuōdan sō hē uuola conda:
sōse bēurenkī, sōse bluotrenkī, sōse lidirenkī:
bēn zi bēna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sōse gelimida sīn!*

Phol und Wuodan ritten in den Wald.
Da hat sich das Balder-Fohlen den Fuß verrenkt.
Da sprach ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schwester,
da sprach ihn Frija, und Volla, ihre Schwester,
da sprach ihn Wuodan, der es wohl verstand:
Wie Knochenverrenkung, so Blutverrenkung, so Gliederverrenkung:
Knochen zu Knochen, Blut zu Blut,
Glied zu Gliedern, wie geleimt sollen sie sein!

HELDENLIED

Das Hildebrandslied

Heldenlied in Stabreimversen. Bearbeitung eines aus dem 7. Jh. stammenden Stoffes (germanischer Sagenkreis um Theoderich den Großen/Dietrich von Bern). Verbindet zwei wichtige Merkmale der vorchristlichen Kultur: germanische Tragik und den Schicksalsglauben. Im 9. Jh. auf das erste und letzte Blatt des eines lateinischen Kodexes eingetragen.

DAS HILDEBRANDSLIED

*Ik gihorta dat seggen,
dat sib urhettun ænon muotin,
Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuem,
sunufatarungo, iro saro rihtun,
garutun se iro gudhamun, gurtun sib iro suert ana,
belidos, ubar [h]ringa, do sie to dero biltiu ritun.*

Ich hörte das sagen,
daß sich Herausforderer einzeln trafen,
Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren,
Sohn und Vater, sie richteten ihre Rüstungen,
bereiteten ihre Brünnen, gürteten sich ihre Schwerter um,
die Helden, über den Kettenhemden, als sie zum Kampf ritten.
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn – er war der ältere Mann,
lebenserfahrener –, zu fragen begann er
mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
unter den Männern im Volk, [...]
[...] »oder aus welcher Sippe du stammst.
Wenn du mir einen nennst, kenn ich die andern;
in diesem Königreich, junger Mann, sind mir alle Großen bekannt.«
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
»Das sagten mir unsere Leute,
alte und kluge, die ehemals lebten,
daß mein Vater Hildebrand hieß, ich heiße Hadubrand.
Nach Osten einst zog er; er floh vor Otackers Haß,
zusammen mit Dietrich und vielen seiner Krieger.
Er ließ im Lande das Kind zurück,
im Frauengemach den unerwachsenen Sohn,
hne Erbe; nach Osten ritt er.
Es hatte ihn Dietrich dann sehr nötig,
ihn meinen Vater: er war ganz ohne Verwandte –
dem Otacker war er auf das höchste feind –,
Dietrich war er der liebste Krieger.
Er war stets an der Heerschar Spitze; es war ihm stets der Kampf sehr lieb,
wohlbekannt war er kühnen Männern.

Nicht glaube ich, daß er noch lebt.«

»Ich rufe als Zeugen«, sprach Hildebrand, »Gott oben im Himmel,
daß du doch niemals mit einem so nah Verwandten
einen Streit geführt hast.«

Drauf wand er vom Arm gewundene Reife
aus byzantinischem Gold, die ihm der König gegeben,
der Hunnen Herrscher: »Das, ich geb es aus Huld dir.«

Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:

»Mit dem Ger soll ein Mann Gaben empfangen,
Spitze wider Spitze!

Du bist, alter Hunne, voller Tücke,
willst mich mit Worten ködern, deinen Speer nach mir werfen.

Du bist so alt geworden, weil du stets Arglist gebraucht.

Das sagten mir Seefahrer,

die westwärts übers Wendelmeer kamen, daß ihn der Kampf wegraffte:
tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn.«

Hildebrand sprach, Heribrands Sohn:

»Wohl erkenne ich an deiner Rüstung,
du hast daheim einen guten Herrn;

dich hat der hiesige Herrscher nicht zum Verbannten gemacht.«

»Weh nun, waltender Gott«, sprach Hildebrand, »Unheil geschieht!

Jahre, Sommer und Winter, zog ich umher in fremdem Land;

stets war mein Platz an der Spitze des Heerkeils;

doch vor keiner Burg hat man den Tod mir gebracht:

nun soll mich der eigene Sohn mit dem Schwert erschlagen,

mit der Schneide mich treffen oder ich zum Mörder ihm werden.

Du kannst doch leicht, wenn deine Kraft etwas taugt,

von einem so greisen Mann die Rüstung gewinnen,

Raub an dich raffen, wenn du ein Recht drauf erwirbst.

Der wäre der Feigste«, sprach Hildebrand, »unter den Ostleuten,

der dir den Kampf jetzt weigerte, wenn dich so sehr danach lüstet,

den Kampfgang zu zweit: versuche, wer's vermag,

ob er sich heute der Harnische rühmen

und beider Brünnen Herr werden kann!«

Erst sprengten sie zusammen mit den Eschenspeeren,

scharfen Waffen, daß sie in den Schilden staken.

Dann ließen sie zusammenstoßen die lautschallenden Kampfbretter,

zerhieben erbittert die weißen Schilde,

bis ihnen ihr Lindenholz klein geworden,

von den Schwertern zerstückelt [...]

ALTER STOFF IM MITTELLATERLICHEN GEWAND

Jüngerer Hildebrandslied

Entstanden um 1250 als ein Ausläufer der germanischen Heldensage, eine Umdichtung des *Hildebrandsliedes*. Stark beeinflusst von der christlichen Kultur, verzichtet auf die germanische Tragik und bietet einen versöhnlichen Schluss des Konflikte.

JÜNGERES HILDEBRANDSLIED

*'Ich wil zu land usriten,' sprach sich meister Hildebrant
'der mich die weg wise gen Bern wol in die lant.*

Ich wil zu Land ausreiten, sprach sich Meister Hildebrant,
Der mir die Weg tet weisen gen Bern wol in die Land,
Die seind mir unkund gewesen vil manchen lieben Tag:
In zwei und dreißig jaren Fraw Utten ich nie gesach.

Wilt du zu Land ausreiten, sprach sich Herzog Abelung,
Was begegnet dir auf der Heiden? Ein schneller Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke? Der jung Herr Alebrant;
Ja, rittest du selbzwölft, von im wurdest angerant.

Ja, rennet er mich ane in seinem Übermut,
Ich zerhaw im seinen grünen Schild, es tut im nimmer gut,
Ich zerhaw im sein Brinne mit einem Schirmenschlag,
Und daß er seiner Mutter ein ganz jar zu klagen hat.

Das solt du nicht entun, sprach sich [von Bern] Herr Dieterich,
Wann der jung Herr Alebrant der ist mir von Herzen lieb;
Du solt im freundlich zusprechen wol durch den Willen mein,
Daß er dich wöl lassen reiten, als lieb als ich im mag sein.

Do er zum Rosengarten ausreit wol in des Berners Marke,
Do kam er in große Arbeit von einem Helden starke,
Von einem Helden junge da ward er angerant:
Nun sag an, du vil Alter, was suchst in meines Vatters Land?

Du fürst dein Harnisch lauter und rain, recht wie du seist eins Königs Kind,
Du wilt mich jungen Helden mit gesehenden augen machen blind;
Du soltest da heimen bleiben und haben gut Hausgemach
Ob einer heißen Clute. Der Alte lachet und sprach:

Sölt ich da heimen bleiben und haben gut Hausgemach?
Mir ist bei allen meinen Tagen zu raisen aufgesetzt,
Zu raisen und zu fechten bis auf mein Hinefart,
Das sag ich dir vil jungen, darumb grawet mir mein bart.

Dein Bart will ich dir ausraufen, das sag ich dir vil alten Man,
Daß dir dein rosenfarbes plut über dein wangen muß abgan;
Ein Harnisch und dein grünen Schild must du mir hie aufgeben,
Darzü must mein gefangner sein, wilt du behalten dein leben.

Mein Harnisch und mein grüner Schild, die teten mich dick ernern,
Ich traw Christ vom Himel wol, ich wil mich dein erwerben.
Sie ließen von den Worten, sie zugen zwei scharpfe Schwert,
Und was die zwen Helden begerten, des wurden die zwen gewert.

Ich weiß nit, wie der junge dem Alten gab einen Schlag,
Daß sich der alte Hiltebrant von Herzen sere erschrack.
Er sprang hinter sich zu rucke wol sibem Klafter weit:
Nun sag an, du vil junger, den Streich lernet dich ein Weib!

Sölt ich von Weibern lernen, das wer mir immer ein Schand,
Ich hab vil Ritter und Knechte in meines Vatters Land,
Ich hab vil Ritter und Grafen an meines Vatters Hof,
Und was ich nit gelernet hab, das lerne ich aber noch.

Er erwüsch in bei der Mitte, da er an dem schwechsten was,
Er schwang in hinder sich zu rucke wol in das grüne Gras:
Nun sag mir, du vil junger, dein Beichtvater wil ich wesen:
Bist du ein junger Wölfinger, von mir magst du genesen.

Wer sich an alte Kessel reibt, der empfahet gern Rame,
Also geschieht dir, vil jungen, wol von mir alten Manne;
Dein Beicht solt du hie aufgeben auf diser Heiden grün,
Das sag ich dir vil eben, du junger helde kün.

Du sagst mir vil von Wölfen, die laufen in dem Holz:
Ich bin ein edler Degen aus Krichenlanden stolz,
Mein Mutter die heißt Fraw Utte, ein gewaltige Herzogin,
So ist der Hiltebrant der alte der liebste Vater mein.

Heißt dein Muter Fraw Utte, ein gewaltige Herzogin,
So bin ich Hiltebrant der alte, der liebste Vatter dein.
Er schloß ihm auf sein gulden Helm und kust in an seinen Mund:
Nun müß es Gott gelobet sein, wir seind noch beid gesund.

Ach Vater, liebster Vater, die Wunden, die ich dir hab geschlagen,
Die wolt ich dreimal lieber in meinem Haupte tragen.
Nun schweig, du lieber Sune: der Wunden wirt gut Rat,
Seid daß uns got all beide zusammen gefüget hat.

Das weret von der None biß zu der Vesperzeit,
Biß daß der jung Her Alebrant gen Bern einhin reit.
Was fürt er an seinem Helme? Von Gold ein Krenzelein.
Was fürt er an der Seiten? Den liebsten Vater sein.

Er fñrt in mit im in seinen Sal und satzt in oben an den Tisch,
Er pot im Essen und Trinken, das daucht sein Mutter unbillich.
Ach Sune, lieber Sune, ist der Eren nicht zu vil,
Daß du mir ein gefangen Man setzst oben an den Tisch?

Nun schweige, liebe Mutter, ich will dir newe Meer sagen:
Er kam mir auf der Heide und het mich nahent erschlagen;
Und höre, liebe Mutter, kein Gefangner sol er sein:
Es ist Hildebrant der alte, der liebste Vater mein.

Ach Mutter, liebe Mutter mein, nun beut im Zucht und Er!
Do hub sie auf und schenket ein und trug ims selber her;
Was het er in seinem Munde? Von Gold ein Fingerlein,
Das ließ er inn Becher sinken der liebsten Frawen sein.

HELDENEPOS

Das Nibelungenlied

Heldenepos. Basiert auf früheren dichterischen Bearbeitungen der germanischen Heldensage, vor allem der Heldenliedern der *Edda* und der *Dietrich-Sage*. Erst im 13. Jh. zu einer einheitlichen epischen Form gestaltet und schriftlich fixiert (in mehreren Handschriften und Varianten).

DAS NIBELUNGENLIED

*Uns ist in alten mæren | wunders vil geseit
von heleden lobebaeren | von grozer arebeit
von vrowen hohgeciten | von weinen und von klagen
von chvener recken striten | muget ir nu wunder hoeren sagen...*

ERSTES ABENTEUER: WIE KRIEMHILDEN TRÄUMTE

Viel Wunderdinge melden die Mæren alter Zeit
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit,
Von Freud und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs in Burgunden solch edel Mägdelein,
Daß in allen Landen nichts Schönres mochte sein.
Kriemhild war sie geheißē, und ward ein schönes Weib,
Um die viel Degen musten verlieren Leben und Leib. [...]

Es pflegten sie drei Könige edel und reich,
Gunther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Geiselher der junge, ein auserwählter Degen;
Sie war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie zu pflegen. [...]

In Worms am Rheine wohnten die Herrn in ihrer Kraft.
Von ihren Landen diente viel stolze Ritterschaft
Mit rühmlichen Ehren all ihres Lebens Zeit,
Bis jämmerlich sie starben durch zweier edeln Frauen Streit.

Ute hieß ihre Mutter, die reiche Königin,
Und Dankrat ihr Vater, der ihnen zum Gewinn
Das Erbe ließ im Tode, vordem ein starker Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann. [...]

In ihren hohen Ehren träumte Kriemhilden,
Sie zög einen Falken, stark-, schön- und wilden;
Den griffen ihr zwei Aare, daß sie es mochte sehn:
Ihr konnt auf dieser Erde größer Leid nicht geschehn.

Sie sagt' ihrer Mutter den Traum, Frau Uten:
 Die wust ihn nicht zu deuten als so der guten:
 „Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann:
 Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan.“

„Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
 Ohne Reckenminne will ich immer sein;
 So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
 Daß ich von Mannesminne nie gewinnen möge Noth.“ [...]

Kriemhild in ihrem Muthe hielt sich von Minne frei.
 So lief noch der guten manch lieber Tag vorbei,
 Daß sie Niemand wuste, der ihr gefiel zum Mann,
 Bis sie doch mit Ehren einen werthen Recken gewann.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot,
 Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod
 Den nächsten Anverwandten wie gab sie blutgen Lohn!
 Durch dieses Einen Sterben starb noch mancher Mutter Sohn.

DRITTES ABENTEUER: WIE SIEGFRIED NACH WORMS KAM

Also sprach da Hagen: „Soviel ich mag verstehn,
 Hab ich gleich im Leben Siegfrieden nie gesehn,
 So will ich doch wohl glauben, wie es damit auch steht,
 Daß er es sei, der Degen, der so herrlich dorten geht.“

„Er bringt neue Mären her in dieses Land:
 Die kühnen Nibelungen schlug des Helden Hand,
 Die reichen Königssöhne Schilbung und Nibelung;
 Er wirkte große Wunder mit des starken Armes Schwung. [...]

„Sie gaben ihm zum Lohne König Niblungs Schwert:
 Da wurden sie des Dienstes gar übel gewährt,
 Den ihnen leisten sollte Siegfried der Degen gut.
 Er könnt es nicht vollbringen: sie hatten zornigen Muth.“

„So must er ungetheilet die Schätze laßen stehn.
 Da bestanden ihn die Degen in der zwei Könge Lehn:
 Mit ihres Vaters Schwerte, das Balmung war genannt,
 Stritt ihnen ab der Kühne den Hort und Nibelungenland

„Da hatten sie zu Freunden kühne zwölf Mann,
 Die starke Riesen waren: was konnt es sie verfahren?
 Die erschlug im Zorne Siegfriedens Hand
 Und siebenhundert Recken zwang er vom Nibelungenland.“

„Mit dem guten Schwerte, geheißen Balmung,
Vom Schrecken überwältigt war mancher Degen jung
Zumal vor dem Schwerte und vor dem kühnen Mann:
Das Land mit den Burgen machten sie ihm unterthan.

„Dazu die reichen Könige die schlug er beide todt.
Er kam durch Albrichen darauf in große Noth:
Der wollte seine Herren rächen allzuhand,
Eh er die große Stärke noch an Siegfrieden fand.

„Mit Streit bestehen konnt ihn da nicht der starke Zwerg.
Wie die wilden Leuen liefen sie an den Berg,
Wo er die Tarnkappe Albrichen abgewann:
Da war des Hortes Meister Siegfried der schreckliche Mann.

„Die sich getraut zu fechten, die lagen all erschlagen.
Den Schatz ließ er wieder nach dem Berge tragen,
Dem ihn entnommen hatten Die Niblung unterthan.
Alberich der starke das Amt des Kämmlers gewann.

„Er must ihm Eide schwören, er dien ihm als sein Knecht,
Zu aller Art Diensten ward er ihm gerecht.“
So sprach von Tronje Hagen: „Das hat der Held gethan;
Also große Kräfte nie mehr ein Recke gewann.

„Noch ein Abenteuer ist mir von ihm bekannt:
Einen Linddrachen schlug des Helden Hand;
Als er im Blut sich badete, ward hörnern seine Haut.
So versehrt ihn keine Waffe: das hat man oft an ihm geschaut. [...]

SECHSTES ABENTEUER: WIE GUNTHER UM BRUNHILD GEN ISENLAND FUHR

Wieder neue Märe erhob sich über Rhein:
Man sagte sich, da wäre manch schönes Mägdlein.
Sich eins davon zu werben sann König Gunthers Muth.
Das dauchte seine Recken und die Herren alle gut.

Es war eine Königin geseßen über Meer,
Ihr zu vergleichen war keine andre mehr.
Schön war sie aus der Maßen, gar groß war ihre Kraft;
Sie schoß mit schnellen Degen um ihre Minne den Schaft.

Den Stein warf sie ferne, nach dem sie weithin sprang;
Wer ihrer Minne gehrte, der muste sonder Wank
Drei Spiel' ihr abgewinnen, der Frauen wohlgeboren;
Gebrach es ihm an Einem, so war das Haupt ihm verloren.

Die Königstochter hatte das manchenmal gethan.
 Das erfuhr am Rheine ein Ritter wohlgethan.
 Der seine Sinne wandte auf das schöne Weib.
 Drum musten bald viel Degen verlieren Leben und Leib.

Als einst mit seinen Leuten saß der König hehr,
 Ward es von allen Seiten berathen hin und her,
 Welche ihr Herr sich sollte zum Gemahl erschaun,
 Die er zum Weibe wollte und dem Land geziemte zur Fraun.

Da sprach der Vogt vom Rheine: „Ich will an die See
 Hin zu Brunhilden, wie es mir ergeh.
 Um ihre Minne wag ich Leben und Leib,
 Die will ich verlieren, gewinn ich nicht sie zum Weib.“

„Das möcht ich widerrathen,“ sprach Siegfried wider ihn:
 „So grimmiger Sitte pflegt die Königin,
 Um ihre Minne werben, das kommt hoch zu stehn:
 Drum mögt ihrs wohl entrathen, auf diese Reise zu gehn.“

Da sprach der König Gunther: „Ein Weib ward noch nie
 So stark und kühn geboren, im Streit wollt ich sie
 Leichtlich überwinden allein mit meiner Hand.“
 „Schweigt,“ sprach da Siegfried, „sie ist euch noch unbekannt.

„Und wären eurer viere, die könnten nicht gedeihn
 Vor ihrem grimmen Zorne: drum laßt den Willen sein,
 Das rath ich euch in Treuen: entgeht ihr gern dem Tod,
 So macht um ihre Minne euch nicht vergebliche Noth.“

„Sei sie so stark sie wolle, die Reise muß ergehn
 Hin zu Brunhilden, mag mir was will geschehn.
 Ihrer hohen Schönheit willen gewagt muß es sein:
 Vielleicht daß Gott mir füget, daß sie uns folgt an den Rhein.“

„So will ich euch rathen,“ begann da Hagen,
 „Bittet Siegfrieden, mit euch zu tragen
 Die Last dieser Sorge; das ist der beste Rath,
 Weil er von Brunhilden so gute Kunde doch hat.“

Er sprach: „Viel edler Siegfried, willst du mir Helfer sein
 Zu werben um die Schöne? Thu nach der Bitte mein,
 Und gewinn ich mir zur Trauten das herrliche Weib,
 So ver wag ich deinetwillen Ehre, Leben und Leib.“

Zur Antwort gab ihm Siegfried, König Siegmunds Sohn:
 „Ich will es thun, versprichst du die Schwester mir zum Lohn,
 Kriemhild die schöne, eine Königin hehr:
 So begehrt ich keines Dankes nach meinen Arbeiten mehr.“

„Das gelob ich,“ sprach Gunther, „Siegfried, dir an die Hand.
Und kommt die schöne Brunhild hieher in dieses Land,
So will ich dir zum Weibe meine Schwester geben:
So magst du mit der Schönen immer in Freuden leben.“ [...]

ZEHNTES ABENTEUER: WIE GUNTHER MIT BRUNHILD HOCHZEIT HIELT

[...] Da sprach der starke Siegfried: „Es wird noch Alles gut.
Uns Beiden war wohl ungleich heute Nacht zu Muth.
Mir ist deine Schwester wie Leben lieb und Leib!
So muß nun auch Frau Brunhild noch heute werden dein Weib.

„Ich komme heut Abend zu deinem Kämmerlein
Also wohl verborgen in der Tarnkappe mein,
Daß sich meiner Künste Niemand mag versehn.
Laß dann die Kämmerlinge zu ihren Herbergen gehn:

„So lesch ich den Knappen die Lichte an der Hand:
Bei diesem Wahrzeichen sei dir bekannt,
Daß ich hereingetreten. Wohl zwing ich dir dein Weib,
Daß du sie heute minnest, ich verlör' denn Leben und Leib.“

[...] „Wenn du sie nicht minnest,“ der König sprach da so,
„Meine liebe Fraue: des Andern bin ich froh;
Was du auch thust und nähmst du Leben ihr und Leib,
Das wollt ich wohl verschmerzen: sie ist ein schreckliches Weib.“

„Das nehm ich,“ sprach da Siegfried, „auf die Treue mein,
Daß ich sie nicht berühre; die liebe Schwester dein
Geht mir über alle, die ich jemals sah.“
Wohl glaubte König Gunther der Rede Siegfriedens da. [...]

Es währte lang dem König, bis Siegfried sie bezwang.
Sie drückte seine Hände, daß aus den Nägeln sprang
Das Blut von ihren Kräften; das war dem Helden leid.
Da zwang er zu verläugnen diese herrliche Maid

Den ungestümen Willen, den sie erst dargethan.
Alles vernahm der König, doch hört ers schweigend an.
Er drückte sie ans Bette, daß sie aufschrie laut:
Des starken Siegfrieds Kräfte schmerzten übel die Braut.

Da griff sie nach der Hüfte, wo sie die Borte fand,
Und dacht' ihn zu binden: doch wehrt' es seme Hand,
Daß ihr die Glieder krachten, dazu der ganze Leib.
Da war der Streit zu Ende: da wurde sie Gunthers Weib.

Sie sprach: „Edler König, nimm mir das Leben nicht:
Was ich dir that zu Leide, vergüt ich dir nach Pflicht.
Ich wehre mich nicht wieder der edeln Minne dein:
Ich hab es wohl erfahren, daß du magst Frauen Meister sein.“

Aufstand da Siegfried, liegen blieb die Maid,
Als dächt er abzuwerfen eben nur das Kleid.
Er zog ihr vom Finger ein Ringlein von Gold,
Daß es nicht gewährte die edle Königin hold,

Auch nahm er ihren Gürtel, eine Borte gut.
Ich weiß nicht, geschah es aus hohem Uebermuth.
Er gab ihn seinem Weibe: das ward ihm später leid.
Da lagen bei einander der König und die schöne Maid.

VIERZEHNTE ABENTEUER: WIE DIE KÖNIGINNEN SICH SCHALTEN

Nun kamen sie zusammen vor dem Münster weit.
Die Hausfrau des Königs aus ingrimmem Neid
Hieß da Kriemhilden unwirsch stille stehn:
„Es soll vor Königsweibe die Eigenholde nicht gehn.“

Da sprach die schöne Kriemhild, zornig war ihr Muth:
„Hättest du noch geschwiegen, das wär dir wohl gut.
Du hast geschändet selber deinen schönen Leib:
Mocht eines Mannes Kebse je werden Königesweib?“

„Wen willst du hier verkebsen?“ sprach des Königs Weib.
„Das thu ich dich,“ sprach Kriemhild: „deinen schönen Leib
Hat Siegfried erst geminnet, mein geliebter Mann:
Wohl war es nicht mein Bruder, der dein Magdthum gewann.“

„Wo blieben deine Sinne? Es war doch arge List:
Was ließest du ihn minnen, wenn er dein Dienstmann ist?
Ich höre dich,“ sprach Kriemhild, „ohn alle Ursach klagen.“
„In Wahrheit,“ sprach da Brunhild, „das will ich doch Gunthern sagen.“ [...]

Nun kam die edle Kriemhild mit manchem kühnen Mann.
Da begann Frau Brunhild: „Haltet hier noch an.
Ihr wolltet mich verkebsen: laßt uns Beweise sehn,
Mir ist von euern Reden, das wißet, übel geschehn.“

Da sprach die schöne Kriemhild: „Was laßt ihr mich nicht gehn?
Ich bezeug es mit dem Golde, an meiner Hand zu sehn.
Das brachte mir Siegfried, nachdem er bei euch lag.“
Nie erlebte Brunhild wohl einen leidigen Tag.

Sie sprach: „Dieß Gold das edle, das ward mir gestohlen
Und blieb mir lange Jahre übel verhohlen:
Ich komme nun dahinter, wer mir es hat genommen.“
Die Frauen waren beide in großen Unmuth gekommen.

Da sprach wieder Kriemhild: „Ich will nicht sein der Dieb.
Du hättest schweigen sollen, wär dir Ehre lieb.
Ich bezeug es mit dem Gürtel, den ich umgethan,
Ich habe nicht gelogen: wohl wurde Siegfried dein Mann.“

Von Niniveer Seide sie eine Borte trug
Mit edelm Gesteine, die war wohl schön genug.
Als Brunhild sie erblickte, zu weinen hub sie an.
Das muste Gunther wissen und alle Die ihm unterthan. [...]

FÜNFZEHNTE ABENTEUER: WIE SIEGFRIED VERRATHEN WARD

[...] Die Panzer und die Helme man auf die Rosse lud;
Aus dem Lande wollten viel starke Recken gut.
Da gieng von Tronje Hagen hin, wo er Kriemhild fand;
Er bat sie um Urlaub: sie wollten räumen das Land. [...]

Da sprach er: „Ihr versöhnt euch wohl nach wenig Tagen.
Kriemhild, liebe Herrin, nun sollt ihr mir sagen,
Wie ich euch dienen möge an Siegfried euerm Herrn.
Ich gönne es niemand beßer und thu es, Königin, gern.“

„Ich wär ohn alle Sorge,“ sprach da das edle Weib,
„Daß man ihm im Kampfe Leben nähm und Leib,
Wenn er nicht folgen wollt seinem Uebermuth;
So wär immer sicher dieser Degen kühn und gut.“

„Fürchtet ihr, Herrin,“ Hagen da begann,
„Daß er verwundet werde, so vertraut mir an,
Wie soll ichs beginnen, dem zu widerstehn?
Ihn zu schirmen will ich immer bei ihm reiten und gehn.“

Sie sprach: „Du bist mir Sippe, so will ich dir es sein:
Ich befehle dir auf Treue den holden Gatten mein.
Daß du mir behütest den geliebten Mann.“
Was beßer wär verschwiegen, vertraute da sie ihm an.

Sie sprach: „Mein Mann ist tapfer, dazu auch stark genug.
Als er den Linddrachen an dem Berge schlug,
Da badet' in dem Blute der Degen allbereit,
Daher ihn keine Waffe je versehren mocht im Streit.“

„Jedoch bin ich in Sorgen, wenn er im Kampfe steht
 Und aus der Helden Hände mancher Sperwurf geht,
 Daß ich da verliere meinen lieben Mann.
 Hei! was ich Sorgen oft um Siegfried gewann!

„Mein lieber Freund, ich meld es nun auf Gnade dir,
 Daß du deine Treue bewähren mögst an mir,
 Wo man mag verwunden meinen lieben Mann.
 Das sollst du nun vernehmen: es ist auf Gnade gethan.

„Als von des Drachen Wunden floß das heiße Blut,
 Und sich darinne badete der kühne Recke gut,
 Da fiel ihm auf die Achseln ein Lindenblatt so breit:
 Da kann man ihn verwunden; das schafft mir Sorgen und Leid.“

Da sprach von Tronje Hagen: „So näht auf sein Gewand
 Mir ein kleines Zeichen mit eigener Hand,
 Wo ich ihn schirmen müße, mag ich daran verstehn.“
 Sie wäht' ihn so zu fristen; auf seinen Tod wars abgesehn.

Sie sprach: „Mit feiner Seide näh ich auf sein Gewand
 Ingeheim ein Kreuzchen: da soll, Held, deine Hand
 Mir den Mann behüten, wens ins Gedränge geht,
 Und er vor seinen Feinden in den starken Stürmen steht.“

„Das thu ich,“ sprach da Hagen, „viel liebe Herrin mein.“
 Wohl wähte da die Gute, sein Frommen sollt es sein:
 Da war hiemit verrathen der Kriemhilde Mann.
 Urtaub nahm da Hagen: da gieng er fröhlich hindann. [...]

SECHZEHNTE ABENTEUER: WIE SIEGFRIED ERSCHLAGEN WARD

[...] Da sprach von Niederlanden der Degen kühn und gut:
 „Das mögt ihr wohl versuchen: wenn ihr mit mir thut
 Einen Wettlauf nach dem Brunnen? Soll das geschehn,
 So habe der gewonnen, den wir den vordersten sehn.“

„Wohl, laßt es uns versuchen,“ sprach Hagen der Degen.
 Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen,
 Verlier ich, euch zu Füßen nieder in das Gras.“
 Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Noch mehr will ich euch sagen:
 Gewand und Gewaffen will ich bei mir tragen,
 Den Wurfspieß samt dem Schilde und all mein Birschgewand.“
 Das Schwert und den Köcher um die Glieder schnell er band.

Die Kleider vom Leibe zogen die Andern da;
In zwei weißen Hemden man beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den schnellen Siegfried doch eh.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
Den starken Speiß lehnt' er an den Lindenast.
Bei des Brunnens Fluße stand der herrliche Gast.

Die höfsche Zucht erwies da Siegfried daran;
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen rann;
Wie sehr ihn auch düstete, der Held nicht eher trank
Bis der König getrunken, dafür gewann er übeln Dank.

Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann:
Also hätt auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner höfschen Zucht, den Bogen und das Schwert
Trug beiseite Hagen von dem Degen werth.
Dann sprang er zurücke, wo er den Wurfspieß fand,
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als der edle Siegfried aus dem Brunnen trank,
Er schoß ihn durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut von seinem Herzen an Hagens Gewand.
Kein Held begeht wohl wieder solche Unthat nach der Hand. [...]

SIEBZEHNTE ABENTEUER: WIE SIEGFRIED BEKLAGT UND BEGRABEN WARD

[...] Schmiede hieß man eilen und würken einen Sarg
Von Silber und von Golde, mächtig und stark,
Und ließ ihn wohl beschlagen mit Stahl, der war gut.
Da war allen Leuten das Herz beschwert und der Muth.

Die Nacht war vergangen: man sagt', es wolle tagen.
Da ließ die edle Königin hin zum Münster tragen
Diesen edeln Todten, ihren lieben Mann.
Mit ihr giengen weinend, was sie der Freunde gewann.

Da sie zum Münster kamen, wie manche Glocke klang!
Allenthalben hörte man der Pfaffen Sang.
Da kam der König Gunther hinzu mit seinem Lehn
Und auch der grimme Hagen; es wäre klüger nicht geschehn.

Er sprach: „Liebe Schwester, o weh des Leides dein;
 Daß wir nicht ledig mochten so großen Schadens sein!
 Wir müssen immer klagen um Siegfriedens Tod.“
 „Daran thut ihr Unrecht,“ sprach die Frau in Jammersnoth.

„Wenn euch das betrübte, so wär es nicht geschehn.
 Ihr hattet mein vergeßen, das muß ich wohl gestehn,
 Als ich so geschieden ward von meinem lieben Mann.
 Wollte Gott vom Himmel, mir selber war es gethan.“

Sie hielten sich am Lügen. Da hub Kriemhild an:
 „Wer unschuldig sein will, leicht ist es dargethan,
 Er darf nur zu der Bahre hier vor dem Volke gehn:
 Da mag man gleich zur Stelle sich der Wahrheit versehn.“

Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht,
 Wenn man den Mordbefleckten bei dem Todten sieht,
 So bluten ihm die Wunden, wie es auch hier geschah;
 Daher man nun der Unthat sich zu Hagen versah.

Die Wunden floßen wieder so stark als je vorher.
 Die erst schon heftig klagten, die weinten nun noch mehr.
 Da sprach König Gunther: „Nun hört die Wahrheit an:
 Ihn erschlugen Schächer; Hagen hat es nicht gethan.“

Sie sprach: „Diese Schächer sind mir wohl bekannt:
 Nun laß es Gott noch rächen von seiner Freunde Hand!
 Gunther und Hagen, ja ihr habt es gethan.“
 Da wollten wieder streiten Die Siegfrieden unterthan.

Da sprach aber Kriemhild: „Ertragt mit mir die Noth.“
 Da kamen auch die Beiden, wo sie ihn fanden todt,
 Gernot ihr Bruder und Geiselher das Kind.
 Sie beklagten ihn in Treuen; ihre Augen wurden thränenblind. [...]

FÜNFUNDZWANZIGSTES ABENTEUER: WIE DIE KÖNIGE ZU DEN HEUNEN FÜHREN

[...] Da sprach zu ihren Söhnen Ute, die Fraue gut:
 „Ihr solltet hier verbleiben, Helden hochgemuth.
 Geträumt hat mir heute von ängstlicher Noth,
 Wie all das Gevögel in diesem Lande wäre todt.“

„Wer sich an Träume wendet,“ sprach dawider Hagen,
 „Der weiß noch die rechte Kunde nicht zu sagen,
 Wie es mög am Besten um seine Ehre stehn:
 Es mag mein Herr nur immer mit Urlaub hin zu Hofe gehn.“

„Wir wollen gerne reiten in König Etzels Land:
Da mag wohl Königen dienen guter Helden Hand,
So wir da schauen sollen Kriemhildens Hochzeit.“
Hagen rieth die Reise; doch ward es später ihm leid.

Er hätt es widerrathen, nur daß Gernot
Mit ungefügen Reden ihm Spott entgegenbot.
Er mahnt' ihn an Siegfried, Frau Kriemhildens Mann:
Er sprach: „Darum steht Hagen die große Reise nicht an.“

Da sprach von Tronje Hagen: „Nicht Furcht ist's, daß ich's thu.
Gebietet ihr es, Helden, so greift immer zu:
Gern will ich mit euch reiten in König Etzels Land.“
Bald ward von ihm zerhauen mancher Helm und Schildesrand. [...]

Da sie von Ostfranken durch Schwalefelde ritten,
Da konnte man sie kennen an den herrlichen Sitten,
Die Fürsten und die Freunde, die Helden lobesam.
An dem zwölften Morgen der König an die Donau kam.

Da ritt von Tronje Hagen den andern all zuvor:
Er hielt den Nibelungen zumal den Muth empor.
Bald sprang der kühne Degen nieder auf den Strand,
Wo er sein Ross in Eile fest an einem Baume band.

Die Flut war ausgetreten, die Schifflein verborgen:
Die Nibelungen kamen da in große Sorgen,
Wie sie hinüber sollten: das Wasser war zu breit.
Da schwang sich zur Erde mancher Ritter allbereit.

„Uebel,“ sprach da Hagen, „mag dir wohl hier geschehn,
König an dem Rheine; du magst es selber sehn:
Das Wasser ist ergoßen, zu stark ist seine Flut:
Ich fürchte, wir verlieren noch heute manchen Recken gut.“ [...]

Er suchte hin und wieder nach einem Schiffersmann.
Da hörte er Wasser rauschen; zu lauschen hub er an.
In einem schönen Brunnen that das manch weises Weib:
Die gedachten da im Bade sich zu kühlen den Leib.

Hagen ward ihrer inne, da schlich er leis heran;
Sie eilten schnell von hinnen, als sie den Helden sahn.
Daß sie ihm entrannen, des freuten sie sich sehr.
Da nahm er ihre Kleider und schadet' ihnen nicht mehr.

Da sprach das eine Meerweib, Hadburg war sie genannt:
„Hagen, edler Ritter, wir machen euch bekannt,

Wenn ihr uns dagegen die Kleider wiedergebt,
Was ihr auf dieser Reise bei den Heunen erlebt."

Sie schwammen wie die Vögel schwebend auf der Flut.
Da daucht ihn ihr Wißen von den Dingen gut:
So glaubt' er um so lieber, was sie ihm wollten sagen.
Sie beschieden ihn darüber, was er begann sie zu fragen.

Sie sprach: „Ihr mögt wohl reiten in König Etzels Land:
Ich setz euch meine Treue dafür zum Unterpand:
Niemals fuhren Helden noch in ein fremdes Reich
Zu so hohen Ehren: in Wahrheit, ich sag es euch."

Der Rede war da Hagen im Herzen froh und hehr!
Die Kleider gab man ihnen und säumte sich nicht mehr.
Als sie umgezogen ihr wunderbar Gewand,
Vernahm er erst die Wahrheit von der Fahrt in Etzels Land.

Da sprach das andre Meerweib mit Namen Siegelind:
„Ich will dich warnen, Hagen, Aldrianens Kind.
Meine Muhme hat dich der Kleider halb belogen:
Und kommst du zu den Heunen, so bist du übel betrogen.

„Wieder umzukehren, wohl wär es an der Zeit,
Dieweil ihr kühnen Helden also geladen seid,
Daß ihr müßt ersterben in der Heunen Land:
Wer da hinreitet, der hat den Tod an der Hand."

Da sprach aber Hagen: „Ihr trügt mich ohne Noth:
Wie sollte das sich fügen, daß wir alle todt
Blieben bei dem Hofgelag durch Jemandes Groll?"
Da sagten sie dem Degen die Märe deutlich und voll.

Da sprach die Eine wieder: „Es muß nun so geschehn,
Keiner wird von euch allen die Heimat wiedersehn
Als der Kaplan des Königs: das ist uns wohlbekannt,
Der kommt geborgen wieder heim in König Gunthers Land." [...]

Bei seinem Weihgeräthe er den Pfaffen fand,
Auf dem Heiligthume sich stützend mit der Hand:
Das kam ihm nicht zu Gute, als Hagen ihn ersah;
Der unglückselge Priester, viel Beschwerde litt er da.

Er schwang ihn aus dem Schiffe mit jäher Gewalt.
Da riefen ihrer Viele: „Halt, Hagen, halt!"
Geiselher der junge hub zu zürnen an;
Er wollt es doch nicht lassen, bis er ihm Leides gethan.

Da sprach von Burgunden der König Gernot:
„Was hilft euch wohl, Herr Hagen, des Kaplans Tod?
Thät dieß anders Jemand, es sollt ihm werden leid.
Was verschuldete der Priester, daß ihr so wider ihn seid?“

Der Pfaffe schwamm nach Kräften: er hoffte zu entgehn,
Wenn ihm nur Jemand hülfe: das konnte nicht geschehn,
Denn der starke Hagen, gar zornig war sein Muth,
Stieß ihn zu Grunde wieder; das dauchte Niemanden gut.

Als der arme Pfaffe hier keine Hülfe sah,
Da wandt er sich ans Ufer; Beschwerde litt er da.
Ob er nicht schwimmen konnte, doch half ihm Gottes Hand,
Daß er wohlgeborgen hinwieder kam an den Strand.

Da stand der arme Priester und schüttelte sein Kleid.
Daran erkannte Hagen, ihm habe Wahrheit,
Unmeidliche, verkündet das wilde Meerweib.
Er dachte: „Diese Degen verlieren Leben und Leib.“

Als sie das Schiff entladen und ans Gestad geschafft,
Was darauf beseßen der Könige Ritterschaft,
Schlug Hagen es in Stücke und warf es in die Flut;
Das wunderte gewaltig die Recken edel und gut. [...]

SECHSUNDREISSIGSTES ABENTEUER: WIE DIE KÖNIGIN DEN SAAL VERBRENNEN LIESS

[...] Zu einer Sonnenwende der große Mord geschah:
Ihres Herzens Jammer rächte Kriemhild da
An ihren nächsten Freunden und manchem andern Mann,
Wodurch der König Etzel nie wieder Freude gewann.

Sie hatte nicht gesonnen auf solche Mörderschlacht.
Als sie den Streit begonnen, hatte sie gedacht,
Hagen sollt alleine dabei sein Ende sehn.
Da schuf der böse Teufel, über Alle must es ergehn.

Der Tag war zerronnen; ihnen schuf nun Sorge Noth.
Sie gedachten, wie doch beßer war ein kurzer Tod,
Als sich so lang zu quälen in ungefügem Leid.
Da wünschten einen Frieden die großen Ritter allbereit.

Sie baten, daß man brächte den König vor den Saal.
Die blutrothen Helden, geschwärzt vom rostgen Stahl,
Traten aus dem Hause und die drei Könige hehr.
Sie wusten nicht, wem klagen ihres großen Leids Beschwer.

Etzel und Kriemhild kamen beide her,
 Das Land war ihnen eigen, drum mehrte sich ihr Heer.
 Er sprach zu den Gästen: „Sagt, was begehrt ihr mein?
 Wollt ihr Frieden haben? das könnte nun schwerlich sein

„Nach so großem Schaden, als ihr mir habt gethan.
 Es kommt euch nicht zu Statten, so lang ich athmen kann:
 Mein Kind, das ihr erschluget, und viel der Freunde mein,
 Fried und Sühne soll euch stäts dafür geweigert sein.“ [...]

Da sprach der junge Geiselher: „Viel schöne Schwester mein,
 Wie hätt ich dir das zugetraut, daß du mich überraue
 Her zu Lande ladetest in diese große Noth:
 Wie möcht ich an den Heunen hier verdienen den Tod?

„Ich hielt dir stäte Treue, that nie ein Leid dir an:
 Ich kam auch her zu Hilfe geritten in dem Wahn,
 Du wärest mir gewogen, viel liebe Schwester mein,
 Nun schenk uns deine Gnade, da es anders nicht mag sein.“

„Ich schenk euch keine Gnade, Ungnad ich selbst gewann:
 Mir hat von Tronje Hagen so großes Leid gethan
 Daheim, und hier zu Lande erschlug er mir mein Kind:
 Das müßen schwer entgelten, die mit euch hergekommen sind.“

Wollt ihr mir aber Hagen allein zum Geisel geben,
 So will ichs nicht verweigern, daß ich euch laße leben.
 Denn meine Brüder seid ihr, der gleichen Mutter Kind:
 So red ich um die Sühne mit den Helden, die hier sind.“

„Nicht woll es Gott vom Himmel,“ sprach da Gernot.
 „Und waren unser tausend, wir wollten alle todt
 Vor deinen Freunden liegen eh wir dir Einen Mann
 Hier zu Geisel gäben: das wird nimmer gethan.“ [...]

Da sprach die Königstochter: „Ihr Helden allbereit,
 Nun geht der Stiege näher und rächt unser Leid.
 Das will ich stäts verdienen, wie ich billig soll:
 Der Uebermuth Hagens, dessen lohn ich ihm wohl.

„Laßt keinen aus dem Hause der Degen allzumal:
 So laß ich an vier Enden anzünden hier den Saal.
 So wird noch wohl gerochen all mein Herzeleid.“
 König Etzels Recken sah man bald dazu bereit.

Die noch draußen standen, die trieb man in den Saal
 Mit Schlägen und mit Schüssen: da gab es lauten Schall.

Doch wollten sich nicht scheiden die Fürsten und ihr Heer:
Sie ließen von der Treue zu einander nicht mehr.

Den Saal in Brand zu stecken gebot da Etzels Weib.
Da quälte man den Helden mit Feuersglut den Leib.
Das Haus vom Wind ergriffen gerieth in hohen Brand.
Nie wurde solcher Schrecken noch einem Volksheer bekannt.

Da riefen Viele drinnen: „O weh dieser Noth!
Da möchten wir ja lieber im Sturm liegen todt.
Das möge Gott erbarmen; wie sind wir all verlorn!
Wie grimmig rächt die Königin an uns allen ihren Zorn!“

Da sprach darinnen Einer: „Wir finden hier den Tod
Vor Rauch und vor Feuer: wie grimm ist diese Noth!
Mir thut vor starker Hitze der Durst so schrecklich weh,
Ich fürchte, mein Leben in diesen Nöthen zergeh!“

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edlen Ritter gut,
Wen der Durst will zwingen, der trinke hier das Blut.
Das ist in solcher Hitze heißer noch als Wein;
Es mag halt zu trinken hier nichts Beßeres sein.“ [...]

NEUNUNDDREISSIGSTES ABENTEUER: WIE GUNTHER, HAGEN UND KRIEMHILD ERSCHLAGEN WURDEN

[...] Da sprach der Held von Berne: „Es sollte nun so sein.
Gunter, edler König, bei aller Tugend dein
Ersetze mir das Herzeleid, das mir von dir geschehn;
Versühn es, kühner Ritter, so laß ichs ungerochen gehn.

„Ergieb dich mir zum Geisel mit Hagen deinem Mann:
So will ich euch behüten, so gut ich immer kann,
Daß euch bei den Heunen hier Niemand Leides thut.
Ihr sollt an mir erfahren, daß ich getreu bin und gut.“

„Das verhüte Gott vom Himmel,“ sprach Hagen entgegen,
„Daß sich dir ergeben sollten zwei Degen,
Die noch in voller Wehre dir gegenüber stehn,
Das wär uns Unehre: die Feigheit soll nicht geschehn.“ [...]

Als Dietrich erhörte Hagens grimmen Muth,
Den Schild behende zuckte der schnelle Degen gut.
Wie rasch ihm von der Stiege entgegen Hagen sprang!
Niblungs Schwert das gute auf Dietrichen laut erklang.

Da wuste wohl Herr Dietrich, daß der kühne Mann
 Grimmen Muthes fechte; zu schirmen sich begann
 Der edle Vogt von Berne vor ängstlichen Schlägen.
 Wohl erkannt er Hagen, er war ein auserwählter Degen.

Auch scheut' er Balmungen, eine Waffe stark genug.
 Nur unterweilen Dietrich mit Kunst entgegenschlug
 Bis daß er Hagen im Streite doch bezwang.
 Er schlug ihm eine Wunde die gar tief war und lang.

Der edle Dietrich dachte: „Dich schwächte lange Noth;
 Mir brächt es wenig Ehre, gäb ich dir den Tod.
 So will ich nur versuchen, ob ich dich zwingen kann,
 Als Geisel mir zu folgen.“ Das ward mit Sorgen gethan.

Den Schild ließ er fallen: seine Stärke, die war groß;
 Hagen von Tronje mit den Armen er umschloß.
 So ward von ihm bezwungen dieser kühne Mann.
 Gunther der edle darob zu trauern begann.

Hagen band da Dietrich und führt' ihn, wo er fand
 Kriemhild die edle, und gab in ihre Hand
 Den allerkühnsten Recken, der je Gewaffen trug.
 Nach ihrem großen Leide ward sie da fröhlich genug.

Da neigte sich dem Degen vor Freuden Etzels Weib:
 „Nun sei dir immer selig das Herz und auch der Leib.
 Du hast mich wol entschädigt aller meiner Noth:
 Ich will dirs immer danken, es verwehr es denn der Tod.“ [...]

Hin gieng die Königstochter, wo sie Hagen sah;
 Wie feindselig sprach sie zu dem Recken da:
 „Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir habt genommen,
 So mögt ihr wohl noch lebend heim zu den Burgunden kommen.“

Da sprach der grimme Hagen: „Die Red ist gar verloren,
 Viel edle Königstochter. Den Eid hab ich geschworen,
 Daß ich den Hort nicht zeige: so lange noch am Leben
 Blieb Einer meiner Herren, so wird er Niemand gegeben.“

„Ich bring es zu Ende,“ sprach das edle Weib.
 Dem Bruder nehmen ließ sie Leben da und Leib.
 Man schlug das Haupt ihm nieder: bei den Haaren sie es trug
 Vor den Held von Tronje: da gewann er Leids genug.

Als der Unmuthvolle seines Herren Haupt ersah,
 Wider Kriemhilden sprach der Recke da:

„Du hasts nach deinem Willen zu Ende nun gebracht;
Es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

„Nun ist von Burgunden der edle König todt,
Geiselher der junge dazu Herr Gernot.
Den Hort weiß nun Niemand als Gott und ich allein:
Der soll dir Teufelsweibe immer wohl verhohlen sein.“

Sie sprach: „So habt ihr üble Vergeltung mir gewährt;
So will ich doch behalten Siegfriedens Schwert.
Das trug mein holder Friedel, als ich zuletzt ihn sah,
An dem mir Herzensjammer vor allem Leide geschah.“

Sie zog es aus der Scheide, er konnt es nicht wehren.
Da dachte sie dem Recken das Leben zu versehren.
Sie schwang es mit den Händen, das Haupt schlug sie ihm ab.
Das sah der König Etzel, dem es großen Kummer gab.

„Weh!“ rief der König, „wie ist hier gefällt
Von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
Der je im Kampf gefochten und seinen Schildrand trug!
So feind ich ihm gewesen bin, mir ist leid um ihn genug“

Da sprach Meister Hildebrand: „Es kommt ihr nicht zu gut,
Daß sie ihn schlagen durfte; was man halt mir thut,
Ob er mich selber brachte in Angst und große Noth,
Jedennoch will ich rächen dieses kühnen Tronjers Tod.“

Hildebrand im Zorne zu Kriemhilden sprang:
Er schlug der Königstochter einen Schwertesschwang.
Wohl schmerzten solche Dienste von dem Degen sie;
Was könnt es aber helfen, daß sie so ängstlich schrie?

Die da sterben sollen, die lagen all umher:
Zu Stücken lag verhauen die Königin hehr.
Dietrich und Etzel huben zu weinen an
Und jämmerlich zu klagen manchen Freund und Unterthan.

Da war der Helden Herrlichkeit hingelegt im Tod:
Die Leute hatten alle Jammer und Noth.
Mit Leide war beendet des Königs Lustbarkeit,
Wie immer Leid die Freude am lezten Ende verleiht.

Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
Als daß man immer weinen Christen und Heiden sah,
Die Ritter und die Frauen und manche schöne Maid:
Sie hatten um die Freunde das allergrößte Leid.

Ich sag euch nun nicht weiter von der großen Noth:
Die da erschlagen waren, die laßt liegen todt.
Wie es im Heunenlande dem Volk hernach gerieth,
Hier hat die Mär ein Ende: das ist das Nibelungenlied.

* * * * *

Hier hat die Mär ein Ende: das ist die Nibelungennoth.

MITTELALTER

CHRISTLICHE SEGENSFORMELN

Christliche Segensformeln

Christliche Formeln, im Zeitraum 9.-11. Jh. nach dem Muster der heidnischen Zaubersprüche gedichtet.

Kirst, imbi ist buczel! nu fliuc du, vibu minaz, hera ...

Lorscher Bienensegen

Christ, der Bieneschwarm ist draußen! Nun flieg, du mein Getier, her
im Frieden des Herrn, in Gottes Schutz, um gesund heimzukommen.
Sitze, sitze, Biene. Das gebot dir die heilige Maria.
Erlaubnis sollst du nicht erhalten, in den Wald sollst du nicht fliegen,
du sollst mir weder entrinnen, noch sollst du mir entkommen,
Sitz ganz still, vollführe Gottes Willen.

Beschwörung der Pferdekrankheit, die wir Lahmen nennen

Christ und der Sankt Stephan kamen in die Stadt Salonia: dort wurde Sankt Stephans Ross von einer Krankheit befallen. Ebenso wie Christ das Ross Sankt Stephans von seiner Krankheit heilte, so möge ich sie mit Christes Hilfe diesem Rosse heilen. Vaterunser: O Chris, heile um deiner Gnade willen dieses Ross von seiner Krenkheit oder vom Lahmen, gleich wie du das Ross Sankt Stephans in der Stadt Salonia geheilt hast. Amen.

Für die Krankheit durch Würmer

Geh hinaus, Wurm, mit neun Würmchen,
heraus aus dem Mark in die Ader, heraus den Adern in das Fleisch,
aus dem Fleische in die Haut, aus der Haut in die Tülle.
Dreimal das Vaterunser.

Gegen Wurmschmerzen

Ich gebiete dir, Wurm, der du in dem Fleische liegest, seist du allein, seien es deiner zweie, wie viele es auch immer seien, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, bei Jesus von Nazareth, der in Bethlehem geboren ward, im Jordanflusse getauft wurde, in Jerusalem gemartert wurde, auf dem Ölberg zum Himmel fuhr, dass du von dem Fleische nicht mehr fressdest und von dem Blute nichts mehr trinkest des Mannes .N. oder der Frau. In Gottes Namen amen.

Wer auch immer einen Menschen mit dieser Medizin vom Wurme heilen will, darf kein Tier damit heilen, weil er danach dem Menschen nicht mehr zu helfen vermag.

Gegen Nasenbluten

Christ und Johannes gingen an den Jordan;
da sprach Christ: „Stehe Jordan, bis ich und Johannes über dich gegangen sind.
Ebenso wie der Jordan da stehenblieb, so bleibe auch du, jenes .N. Blut stehen.
Das spreche man dreimal, und jedesmal mache man einen Knoten in das Haar der betreffenden Person.

BIBELDICHUNG DES FRÜHEN MITTELALTERS

Das Wessobrunner Schöpfungsgedicht und Gebet

Entstanden im 8. Jh., aufgeschrieben zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Ein christliches Stabreimgedicht über die Entstehung der Welt, in Anlehnung an die Schilderungen von Weltanfang und Weltende in der *Edda*.

DAS WESSOBRUNNER SCHÖPFUNGSGEDICHT UND GEBET

*Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista,
dat ero ni was noh ufhimil,
noh paum noh pereg ni was,
ni nohheinig noh sunna ni sein,
noh mano ni liuhtra, noh der margo seo.*

Das erfragte ich unter den Menschen als wunderbarstes Wissen:
daß die Erde nicht war und nicht oben der Himmel,
daß kein Baum war und kein Berg,
nicht ein einziger, daß die Sonne nicht schien,
und der Mond nicht leuchtete, und nicht war das sagenberühmte Meer.
Als da gar nichts war: keine Grenzen, keine Wenden,
da war doch der eine allmächtige Gott,
gabenreich wie keiner, und mit ihm war da auch die Menge
der erhabenen Geister – ja, der heilige Gott.

Allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde gemacht hast
und der du den Menschen so viel Gutes gabst,
gib mir den rechten Glauben an deine Gnade
sowie guten Willen, Weisheit und Verständnis
und die Kraft, den Teufeln zu widerstehen und das Böse zu
meiden und deinen Willen zu tun.

Altsächsische Genesis

Christliche Großdichtung des frühen Mittelalters, in Stabreimversen verfasst, mit Stilelementen germanischer Heldendichtung. Bearbeitung der Bibeltexte und Apokryphe.

ALTSÄCHSISCHE GENESIS

Adams Klage

»Wela, that thu nu, Eva, habas,« quad Adam ...

»Weh«, sprach Adam, »übel hast du nun, Eva, gewendet
unser beider Geschick. Nun kannst du die schwarze Hölle

gähnen sehen, die gierige; nun kannst du sie grollen
 hören von hier; in nichts ist das Himmelreich
 solchem Feuerschwall gleich. Das schönste Land war es,
 das wir durch die Gunst unseres Herrn hier haben durften,
 wo du den nicht hörtest, der zu diesem Leid uns riet,
 so daß wir das Gebot des Herrn brachen,
 des Himmelskönigs. Nun können wir klagend
 um unser Schicksal bangen, denn er selber gebot uns,
 daß wir vor solcher Strafe uns hüten sollten,
 vor dem höchsten Leid. Nun quälen mich schon Hunger und Durst,
 bittere Übel – von beidem waren wir bisher frei.
 Wie sollen wir nun leben, und wie können wir unter diesem Lichte bestehn?
 Wenn hier bald ein Wind kommt, von Westen oder Osten,
 von Süden oder Norden? Wenn das Dunkel hochsteigt
 und die Hagelwolke kommt, den Himmel drückend,
 und mitten hineinfährt, – es ist furchtbar und kalt –
 oder wenn bald vom Himmel heiß scheint,
 gleißt die glänzende Sonne: wir stehen hier bloß,
 ohne Gewand; nichts ist für uns verfügt
 zu Schatten und Schutz, wir sind ohne Mittel,
 die uns Speisen verschafften; wir haben den mächtigen Gott
 uns zum Feind gemacht. Was soll nun aus uns werden?
 Nun muß ich beklagen, daß ich je bat den himmlischen Gott,
 den waltenden Herrn, [daß er dich mir machte
 aus meinen Gliedern [...].«

Helland

Christliche Großdichtung des frühen Mittelalters, als eine Evangellenharmonie im 9. Jh. in stabreimenden Langzeilen verfasst. In der Schilderung biblischer Ereignisse und der Erzählung des Lebens Jesu findet man Spuren einer Lebenswelt, die noch der germanischen Tradition verpflichtet bleibt.

HELIAND

Manega uuâron, the sia iro môd gespôn...

Eingang

Manche waren, die ihr Gemüt dazu trieb,
 Daß sie Gottes Wort beginnen wollten,
 Das Geheimnis zu enthüllen, das der heilige Christ
 Hier unter Menschen herrlich vollendete
 Mit Worten und Werken. Uns wollten viel weiser
 Leute Kinder loben die Lehre Christs,
 Des Herren heilig Wort, und mit Händen schreiben
 Offenbar in ein Buch, wie seinen Geboten

Die Völker folgen sollten. Doch viere nur fanden sich
 Unter der Menge, die Macht von Gott hatten,
 Hilfe vom Himmel, heiligen Geist
 Und Kraft von Christ. Sie kor er dazu
 Von allen allein, das Evangelium
 In ein Buch zu bringen, die Gebote Gottes,
 Das heilige Himmelswort. Das hatten nicht andre noch
 Aus dem Volke zu fördern, da nur diese viere
 Durch die Kraft Gottes dazu gekoren wurden.
 Matthäus und Markus hießen die Männer,
 Lukas und Johannes: sie waren Gott lieb
 Und des Werkes würdig: der waltende Gott
 Hatt ihren Herzen heiligen Geist
 Fest anbefohlen und frommen Sinn,
 Weise Worte verliehen und großes Wissen,
 Daß sie erheben möchten mit heiligen Stimmen
 Die gute Gotteskunde, die ihr Gleichnis nicht hat
 In Worten dieser Welt, die so den waltenden
 Herrscher verherrlichten, und heillose Tat,
 Frevelwerk fällten und dem tückischen Feind
 Im Streit widerstünden; denn starken Sinn hatte,
 Milden und guten, welcher der Meister war,
 Der edle Urheber, der allmächtige.
 Sie viere sollten mit Fingern schreiben,
 Setzen und singen und gründlich sagen,
 Was sie von Christi Kraft, der großen,
 Gesehen und gehört, das er selber gesprochen,
 Gewirkt und gewiesen, des Wunderbaren viel,
 Vor den Menschen und mancherlei, der mächtige Herr.
 Was von Anbeginn durch seine einige Kraft
 Der Waltende sprach, da er die Welt erschuf,
 Und da alles befang mit einem Wort,
 Himmel und Erde und alles, was darin
 Gewirkt war und gewachsen: das ward mit Gottes Wort
 All fest befangen und zuvorbestimmt,
 Welcher Leute Volk des Landes sollte
 Am weitesten walten und wie die Welt dereinst
 Ihre Alter enden sollte. [...]

Herodes war
 In Jerusalem über der Juden Volk
 Zum König gekoren: der Kaiser von Rom
 Hatt ihn dahin, der mächtige Herrscher,
 Mit dem Gesinde gesetzt, obwohl nicht gesippt
 Israels Abkommen, noch durch edle Geburt
 Ihrem Geschlecht entstammt: nur des Kaisers Bestimmung
 Von Romburg hatt ihm das Reich verliehen,
 Daß ihm gehorchten die Heldengeschlechter,

Die kraftkundigen Nachkommen Israels,
Unwankende Freunde, dieweil da waltete
Herodes, des Reiches und Gerichtes pflegend
Über die Leute.

Mariä Verkündigung

Unlange währt' es noch, bis alles geleistet war,
Was so manches Mal der allmächtige Gott
Versprochen hatte dem Geschlecht der Menschen,
Daß er sein himmlisch Kind hieher in die Welt,
Den eigenen Sohn, zu senden gedächte,
Alle Geschlechter der Leute hier zu erlösen,
Die Welt vom Wehe. Da geschah, daß sein Weisbote
Nach Galiläa, Gabriel, kam,
Des Allwaltenden Engel, wo er die Edle wußte,
Die minnigliche Magd, Maria geheißen,
Eine züchtige Jungfrau. Ihr hatt ein Jüngling sich,
Joseph, vermählt, ein Mann aus gutem Haus,
Der Tochter Davids. Ein teures Weib war
Die edle Verlobte. Als der Engel Gottes
Sie nun in Nazareth mit Namen selber
Gegenwärtig grüßte nach Gottes Geheiß:
»Heil dir, Maria,« hub er an, »du bist dem Herren lieb,
Dem Waltenden wert, weil du Weisheit hast,
Gnadenreiche Jungfrau. Du wirst von Gott
Vor allen Weibern geweiht: wende dich nicht ab verzagt,
Für dein Leben bange, dir bringt mein Kommen nicht Gefahr
Noch heimlichen Trug: du sollst unsers Herrn
Mutter sein bei den Menschen, des Mächtigen Sohn gebären,
Des hohen Himmelskönigs. Heiland soll er heißen
Der Erde Söhnen. Kein Ende kommt
Des weiten Reiches, des er walten soll,
Der mächtige Fürst.« Die Magd erwiderte
Dem Engel Gottes, aller Jungfrauen schönste,
Die holdseligste Frau: »Wie mag das geschehen,
Daß ich ein Kind gebäre, da kein Mann mir kund ward
Noch all mein Leben?« Da hielt die Antwort bereit
Des Allwaltenden Engel, ihr zu erwidern:
»In dich soll der heilige Geist von des Himmels Au
Durch Gotteskraft kommen, daß ein Kind dir geboren
Wird zu dieser Welt. Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchsten Himmelskönig
Scheinend überschatten. Nie ward schöne Geburt,
Glorreichere auf Erden: sie kommt durch Gottes Macht
In diese weite Welt.« Da ward des Weibes Sinn

Durch Gabriels Botschaft gänzlich geworben
 In Gottes Willen. »Dann bin ich willig«, sprach sie,
 »Zu solchem Dienstgeschäft, des er mich würdigen will.
 Sieh, ich bin Gottes Magd, gänzlich vertrau ich dir:
 Nach deinen Worten werde mir, wie es der Wille ist
 Meines Herren. Mein Herz weiß von Zweifel nichts,
 Nicht Wort noch Weise.«
 So empfing das Weib
 Die Gottesbotschaft gern und willig,
 Mit lichtem Sinn und mit lauterer Treue,
 In gutem Glauben. Da ward der Heilige Geist,
 Das Kind, in ihrem Schoß, sie erkannt es in der Brust
 Und versann sich sein und sagte, wem sie wollte,
 Daß sie gesegnet habe des Allerschaffers Macht,
 Die heilige, vom Himmel.

Muspilli

Entstanden im 9. Jh., überliefert nur fragmentarisch, handelt von den letzten Dingen:
 dem Jüngsten Gericht und Weltuntergang am Ende der Zeiten.

MUSPILLI

[...s]in tac piqueme, daz er touuan scal.

[...] sein Tag komme, daß er sterben muß.
 Denn sobald die Seele sich aufmacht auf den Weg
 und des Leibes Hülle liegen läßt,
 kommt ein Heer von den Sternen des Himmels,
 ein andres von der Hölle: da kämpfen sie um sie.
 Sorgen muß sich die Seele, bis der Richtspruch ergeht,
 zu welchem der Heere man sie holen wird.
 Wenn des Satans Gesinde sie sich erringt,
 dann führt er sie hin, wo man sie leiden läßt,
 in Feuer und Finsternis: das ist erschreckend.
 Wenn aber die sie holen, die da vom Himmel kommen
 und sie den Engeln zu eigen wird,
 führen sie sie empor in das Reich der Himmel.
 Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis,
 eine Wohnung ohne Sorgen: da ist niemand krank.
 [...]

Das hörte ich sagen die den Weltlauf kennen,
 daß der Antichrist mit Elias kämpfen werde:
 der Frevler steht gewaffnet, nun wird zwischen ihnen der Kampf beginnen;
 die Streiter sind gewaltig, Großes steht auf dem Spiel.
 Elias kämpft für das ewige Leben,
 er will den Gerechten die Herrschaft stärken.

So wird ihm helfen, der die Macht hat im Himmel.
 Der Antichrist steht auf seiten des Altfeinds,
 steht auf seiten des Satans, der ihn zu Fall bringen wird.
 So wird er auf dem Kampfplatz getroffen hinstürzen
 und bei dem Waffengang den Sieg verlieren.
 Doch meinen viele Gottesmänner,
 daß Elias in dem Streit verwundet werde:
 Wenn das Blut des Elias auf die Erde träuft,
 so entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen,
 keiner auf Erden, die Wasser vertrocknen,
 das Moor verdorrt, es schwelt im Feuer der Himmeles
 fällt der Mond, der Erdkreis brennt;
 wenn dieses Schreckliche sich auf der Erde ereignet,
 dann kommt der Gerichtstag ins Land,
 dann kommt er mit Feuer, heimzusuchen die Menschen.
 Da kann kein Verwandter dem andern helfen angesichts der Zerstörung der Welt.
 [...]

Da kommen zum Gericht die vielen, die vom Tode erstehn,
 und da kann keiner das Geringste verschweigen:
 Die Hand wird sprechen, das Haupt wird sagen
 und jedes der Glieder bis zum kleinsten Finger,
 was er unter den Menschen hier an Mordtat getan hat.
 Da ist keiner so klug, auch nur im Kleinsten lügen zu können.
 und heimlich zu halten eine einzige Tat,
 daß sie nicht vor dem König offenbar würde,
 es sei denn, er hätte sie mit Almosen gesühnt
 oder mit Fasten die Frevel gebüßt.
 Doch der ist guten Mutes, der Buße getan hat,
 wenn er vor diesem Gericht erscheint.
 Dann wird vorgetragen das Kreuz unseres Herrn,
 an dem der heilige Christ aufgehängt wurde.
 Dann zeigt er die Male, die er als Mensch empfing,
 die er aus Liebe zu den Menschen [erlitt ...]

Otfrid von Weißenburg

* um 790 † um 875

Benediktiner, der erste mit Namen bekannte deutsche Dichter, lebte in Weißenburg/Elsaß. Autor einer gereimten *Evangelienharmonie* (870), wo er statt des Stabreims den Endreimvers verwendet. Das Werk Otfrieds gilt als das bedeutendste Denkmal der althochdeutschen Dichtung.

EVANGELIENBUCH

DER LIUTBERTBRIEF

Dignitatis culmine gratia divina praeclso Liutberto Mogontiacensis urbis archiepiscopo Otfridus quamvis indignus tamen devotione monachus presbyterque exiguus aeternae vitae gaudium optat semper in Christo.

Dem durch Gottes Gnade zu höchster Würde gelangten Liutbert, Erzbischof von Mainz, wünscht Otfrid, nicht aufgrund eigener Würdigkeit, sondern kraft der Gelübde Mönch und geringer Priester, die Freude ewigen Lebens in Christo immerdar.

Eurer hervorragenden Gelehrsamkeit das vorliegende Buch zur Begutachtung übersendend, will ich Euch sogleich zu Beginn darlegen, warum ich gewagt habe, es abzufassen. Falls es sich nämlich als schlecht erweisen sollte, soll von den Gläubigen niemand den Grund dafür in der Überheblichkeit meiner unbedeutenden Person suchen können. Als einst der Vortrag von nichtsnutzigem Zeug die Ohren vortrefflicher Männer beleidigte und das anstößige Gesänge der Laien sie in ihrer frommen Gesinnung beunruhigte, bin ich von einigen Mitbrüdern, die verdienen, daß man ihrer gedenkt, vor allem aber von einer verehrungswürdigen edlen Frau namens Judith mit allem Nachdruck gebeten worden, ihnen eine volkssprachliche Evangelienharmonie zu schreiben, auf daß der Vortrag dieses heiligen Textes ein wenig die Unterhaltung durch weltliche Lieder zurückdränge und die Menschen, gefesselt von der Süße der Evangelien in der Muttersprache, lernten, sich von Gesängen nichtsnutzigen Inhalts abzuwenden. Mit dieser Bitte verbanden sie auch die Klage darüber, daß die Dichter der Heiden, etwa ein Virgil, Ovid, Lukan und sehr viele andere, die Taten der Ihren in ihrer Muttersprache poetisch gestaltet hätten; von deren Werken ist – wie bekannt – heute die Welt überschwemmt. Sie lobten auch die Leistungen ganz ausgezeichneter Männer unseres Glaubens, eines Juvenius, Arator, Prudentius und vieler anderer, die in ihrer Sprache die Worte und Wunder Christi in angemessener Weise dichterisch gestaltet hätten. Wir aber, obwohl vom gleichen Glauben und der gleichen Gnade erfüllt, seien zu träge, so sagten sie, den herrlichen Glanz der göttlichen Worte in unserer eigenen Sprache erstrahlen zu lassen. So habe ich mich denn, weil ich es ihrer Liebe, die mich ungestüm bedrängte, nicht abschlagen konnte, ans Werk gemacht – nicht wie einer, der darin erfahren ist, sondern als ein durch brüderliche Bitten Gezwungener. Ich habe also, unterstützt durch den Beistand ihrer Gebete, ausgewählte Abschnitte aus den Evangelien in fränkische Verse gebracht und bisweilen geistliche und moralische Auslegungen eingefügt. Auf diese Weise sollten alle, die bezüglich der Evangelien vor der Schwierigkeit einer fremden Sprache zurückschrecken, hier in der eigenen Sprache die hochheiligen Worte verstehen lernen und, das Gesetz Gottes im Medium der eigenen Sprache begreifend, davor zurückschauern sich in ihrem Eigenwillen davon auch nur ein wenig zu entfernen.

Beim Abfassen der ersten und letzten Teile dieses Werkes bin ich – keinem der vier Evangelisten ausschließlich folgend – so verfahren, daß ich in geordneter Reihenfolge, soweit möglich, und fast lückenlos bald den Text des einen, bald den eines anderen und der übrigen wiedergab. In der Mitte aber habe ich vieles von den Parabeln, den Wundern und der Lehre Christi übergangen, damit die Leser nicht etwa wegen des allzu großen Textumfangs ungehalten würden. Obwohl schon ermüdet (besagter Teil wurde nämlich

als letzter gedichtet), habe ich dies dennoch ungern, nur unter dem Zwang der erwähnten Umstände, getan. Ferner habe ich mich (in diesem Mittelteil) nicht mehr, wie anfangs, bemüht, die Dinge in chronologischer Ordnung zu erzählen, sondern habe sie so berichtet, wie sie sich der Erinnerungskraft meiner geringen Person dargeboten. Dieses Werk nun habe ich in fünf Bücher eingeteilt, von denen das erste die Geburt Christi erzählt und mit Taufe und Lehre des Johannes schließt. Das zweite berichtet, wie Christus nach der Berufung der Jünger sich durch verschiedene Wunderzeichen und seine erhabene Lehre der Welt zu erkennen gab. Das dritte teilt etwas mit von der Herrlichkeit seiner Wunder und der Lehre, mit der er sich an die Juden wandte. Das vierte zeigt ihn schon auf dem Weg zu seiner Passion und spricht davon, wie er freiwillig für uns den Tod erlitt. Das fünfte erzählt von seiner Auferstehung, seinen anschließenden Unterredungen mit den Jüngern, seiner Himmelfahrt und dem Jüngsten Gericht. Die erwähnte Fünfgliederung habe ich, obwohl es nur vier Evangelien gibt, deswegen vorgenommen, weil die heilige Geradheit ihrer Vierzahl die Ungeradheit unserer fünf Sinne heiligt und all das Unmäßige in uns, in unseren Werken und in unseren Gedanken, verwandelt zum Himmel emporhebt. Worin wir auch durch Sehen, Riechen, Tasten, Schmecken, Hören fehlen: durch die Vergegenwärtigung des Evangelientextes reinigen wir uns ganz von unserer Verderbtheit. Unsere Sehkraft, erhellt durch die Worte des Evangeliums, soll stumpf werden für die Aufnahme unnützer Dinge; nicht länger soll ein dem Schlechten geöffnetes Ohr dem Herzen Schaden zufügen; Geruch- und Geschmackssinn sollen sich aller Schlechtigkeit entschlagen und sich der Süße Christi verbinden; das Herzinnere soll stets diese in der Volkssprache gedichteten Texte überdenkend betasten.

Wie nun allerdings diese unkultivierte Sprache insgesamt bäurisch ist und ungebildet, nicht gewöhnt, sich dem lenkenden Zügel der Grammatik zu fügen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, sei es wegen der Häufung von Buchstaben, sei es wegen ihrer ungewöhnlichen Lautung. Denn bisweilen fordert sie, wie mir scheint, drei *u* (die ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte *u* den Vokalklang beibehält), bisweilen konnte ich weder den Vokal *a* noch ein *e*, noch ein *i* und auch nicht ein *u* vorsehen: in solchen Fällen schien es mir richtig, *y* einzusetzen. Aber auch gegen diesen Buchstaben sträubt sich diese Sprache manchmal: sie geht überhaupt bei gewissen Lauten nur mühsam eine Verbindung mit einem bestimmten Schriftzeichen ein. Diese Sprache verwendet, abweichend vom Lateinischen, häufig *k* und *z*, Buchstaben, von denen die Grammatiker sagen, sie seien überflüssig. Zum Ausdruck des bisweilen vorkommenden dentalen Zischlautes wird, wie ich meine, in dieser Sprache das *z* verwendet, das *k* aber zum Ausdruck des Rachenlauts.

Unsere Sprache gestattet auch die häufige (wenngleich nicht durchgängige) Anwendung einer Form des Metaplasmus, die die gelehrten Grammatiker Synalöphe nennen (und wenn dies die Leser nicht beachten, klingt der Rhythmus der Worte entstellt). Dabei bleiben die Buchstaben bisweilen im Schriftbild erhalten, bisweilen aber werden sie weggelassen nach Art des Hebräischen, wo man, wie es heißt, ganze Buchstaben beim Schreiben – gerade wie bei der Synalöphe – auszulassen und zu überspringen pflegt. Das bedeutet aber nicht, daß der Text dieses Werkes durch kunstvolle metrische Regeln gebunden wäre, vielmehr verlangt er durchgehend nach der Figur des Homoioteleutons. Es fordern nämlich in dieser Dichtung die Wörter einen Endklang, der mit dem vorausgehenden (Endklang) korrespondiert und ihm ähnlich ist, und sie läßt das ganze Werk hindurch nicht nur zwischen zwei Vokalen, sondern auch zwischen anderen Buchstaben sehr häufig synalöphische Verschmelzung zu. Geschieht dies nicht, führt die wiederholte Buchstaben-

häufung zu einem unangemessenen Klang der Sätze. Bei genauem Hinsehen können wir feststellen, daß wir auch in der Umgangssprache nicht selten ebenso verfahren. Die poetische Gestaltung der Sprache dieser Dichtung stellt demnach ihre Forderungen an den Leser: er muß auf leichte und gleitende synalöphische Verschleifung achten; andererseits fordert sie vom Verfasser die Einhaltung des Homoioteleutons, das heißt der gleichklingenden Wortausgänge. Der Sinnzusammenhang muß in dieser Dichtung manchmal über zwei oder drei oder gar vier Verse hinausgreifen, damit den Lesern recht deutlich werde, was der Text sagen will. Nicht selten findet sich hier die Verbindung *i* mit *o* (und analog die Verbindung von *i* mit einem der übrigen Vokale), und zwar so, daß das eine Mal die beiden Vokale auch in der Aussprache als selbständige Vokale erhalten bleiben, ein anderes Mal jedoch die zwei Vokale in der Aussprache verschmelzen, dann nämlich, wenn der erste Vokal konsonantisch wird. Auch eine doppelte Negation, die im Lateinischen die Aussage bekräftigt, bedeutet in unserem Sprachgebrauch praktisch immer eine Verneinung, und wenn ich dies bisweilen auch hätte vermeiden können, habe ich doch mit Rücksicht auf die Umgangssprache mich bemüht, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entsprechend zu schreiben. Die Eigenart dieser Sprache erlaubte mir auch nicht, in jedem Fall Numerus und Genus beizubehalten. Manchmal habe ich nämlich ein lateinisches Maskulinum in dieser Sprache als Femininum wiedergegeben, und auch die übrigen Geschlechter habe ich notgedrungen in ähnlicher Weise geändert; den Plural habe ich gegen den Singular und den Singular gegen den Plural ausgetauscht, und so konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich ziemlich häufig eines Barbarismus und Solözismus schuldig machte.

Deutsche Beispiele all dieser erwähnten Verstöße könnte ich aus meinem Buch hier aufführen; doch möchte ich den Spott der Leser vermeiden. Wenn nämlich die ungeschliffenen Worte einer bäurischen Sprache in die feine Glätte des Lateinischen eingestreut werden, ruft das bei den Lesern spöttisches Gelächter hervor. Diese unsere Sprache gilt in der Tat als bäurisch, weil sie von denen, die sie sprechen, zu keiner Zeit durch schriftliche Fixierung oder durch irgendeine Art grammatisch-rhetorischer Studien kultiviert wurde. Unsere Landsleute nämlich überliefern nicht, wie viele andere Völker, die Geschichte der eigenen Vorfahren der Nachwelt und sie verherrlichen auch nicht deren Taten und Leben in liebevoller Bewunderung ihres verdienten Ruhms. Wo dies, selten genug, doch einmal geschieht, wählen sie für ihre Darstellung lieber die Sprache fremder Völker, das heißt der Römer oder Griechen. Sie hüten sich vor Fehlern in den fremden Sprachen, in der eigenen scheuen sie sie nicht. Bei fremden Sprachen schrecken sie davor zurück, sich auch nur mit einem einzigen Buchstabelein gegen die Grammatik zu verfehlen, und die eigene Sprache bringt beinahe mit jedem Wort einen Fehler hervor. Es ist erstaunlich, daß so bedeutende Männer, eifrige Anhänger der Wissenschaft, Männer von außerordentlichem Abwägungsvermögen und voller geistiger Beweglichkeit, groß durch Weisheit und hervorragend durch Frömmigkeit, alle diese Fähigkeiten zum Ruhm einer fremden Sprache einsetzen und im Schreiben der eigenen keine Übung haben. Und dennoch ziemt es sich, daß das Menschengeschlecht auf welche Art auch immer, sei es in einer fehlerhaften, sei es in einer höchst kultivierten Sprache, den Schöpfer aller Dinge lobt. Er nämlich hat ihnen das Instrument der Sprache gegeben, damit sie in ihr sein Lob erklingen lassen. Er erwartet von uns ja nicht die Schmeichelei glatter Worte, sondern die fromme Ausrichtung unseres Denkens und viele in frommem Eifer geschaffene Werke, nicht leeren Lippendienst.

Dieses Werk also wollte ich Eurer durchdringenden Klugheit zur Prüfung übersenden; auch deswegen wollte ich Eurer bischöflichen Würde und Weisheit (die einander

entsprechen) dieses Buch anvertrauen, weil meine Wenigkeit ein kleiner Schüler Eures würdigen Amtsvorgängers, des Erzbischofs Hrabanus selig, gewesen ist. Wenn es vor den Augen Eurer Heiligkeit bestehen kann und Eure Heiligkeit es nicht ablehnend beurteilt, dann mögt Ihr kraft Eures Amtes gestatten, daß die Gläubigen es frei benützen dürfen. Wenn es aber nicht geeignet, das heißt meiner eigenen Unzulänglichkeit entsprechend erscheint, dann möge die gleiche verehrungswürdige und heilige Autorität es verurteilen. Meine geringe Person vertraut in Demut ganz der Entscheidung Eures Urteils, wie immer es auch ausfällt.

Die höchste Dreifaltigkeit und vollkommene Einheit möge Euch zum Nutzen aller lang, gesund und auf dem rechten Wege erhalten. Amen.

WESHALB DER AUTOR DIESES BUCH IN DEUTSCHER SPRACHE GESCHRIEBEN HAT

*Was iuto filu in flize, in managemo agaleize,
sie thaz in scrip gicleiptin, thaz sie iro namon breittin.
Sie thes in io gilicho flizzun guallico,
in buachon man gimeinti thio iro chuanheiti.
[...]*

*Nu es filu manno inthibit, in sina zungun scribit,
job ilit, er gigabe, thaz sinaz io gihohe:
Wanana sculun Frankon einon thaz biwankon,
ni sie in frenkisgon biginnen, sie gotes lob singen?*

Es eiferten viele Völker in immer neuem Bemühen,
das schriftlich festzuhalten, was den Ruhm ihres Namens ausbreiten konnte.
So waren sie stets in trefflicher Weise bestrebt,
daß ihre kühnen Taten in Büchern dargestellt wurden.
Damit taten sie noch etwas Rühmliches: sie zeigten ihre Weisheit,
sie zeigten ihren Kunstsinn in fehlerlosem Dichten.
Es ist alles ganz geregelt und höchst kunstvoll dargestellt:
sie haben Redefiguren zu einem hohen Stil gefügt.
Sie dichteten auch mit der Absicht, daß die Bücher die nicht verdrießlich,
vielmehr verständig machten, die Lust zum Lesen hätten.
So kann man denn sehr wohl die Namen vieler Völker
hier zusammenstellen und jeden einzelnen nennen.
Vorweg die Griechen und die Römer: sie dichten so gediegen,
sie dichten derart kunstvoll, daß es dir gefallen muß.
Sie dichten so gekonnt und auch so ganz vollkommen,
daß alles sich so fügt wie aus Elfenbein geschnitzt.
Die Aufzeichnung der Taten: das gibt uns Lebensfreude;
beschäftige dich mit Dichtung: das spornt dir deinen Geist an.
Sei es schlichte Prosa: die labt dich ohne Mühe,
oder hohe Verskunst: sie ist der reinste Genuß.
Sie machen es so köstlich, beachten auch das Versmaß
nach Länge und nach Kürze, daß es gefällig klingt.

Sie haben darauf geachtet, daß keine Silbe falsch sitzt,
 sie sind ganz darauf bedacht, vom Versmaß nicht abzuweichen.
 Und auch sämtliche Takte, die zählten sie genau,
 keine Ungenauigkeit erlaubt eine solche Waage.
 Sie reinigen ihre Verse sauber bis ins Feinste hinein,
 genauso, wie man sich sein Korn rein zu machen pflegt.
 Auch die heiligen Schriften feilen sie glanzvoll aus;
 du liest sie mit schöner Lust, es gibt keinerlei Makel.
 Da sich so viele Menschen bemühen, in ihrer Sprache zu schreiben,
 und eifrig darangehen, ihren Ruhm zu erhöhen,
 weshalb sollten die Franken als einzige verzichten
 und nicht in fränkischer Sprache das Lob Gottes singen?
 Sie ist zwar nicht so geformt, nicht so sehr geregelt,
 und doch geht sie ihren rechten Gang in schönem Ebenmaß.
 So mußt du dich bemühen, daß es trotzdem schön erklingt
 und dann Gottes Gesetz in deiner Sprache schön tönt,
 daß man in ihr vorträgt, in schöner Form verkündet
 und wir im sicheren Verständnis dieses Gesetzes stehen.
 Das liege dir am Herzen, dann stehen im Maß die Füße,
 der Takt und auch das Metrum: so ist dies Gottes Wort selbst.
 Wenn dir daran liegt, das Metrum zu beachten,
 in deiner Sprache Ruhm zu erwerben und schöne Verse zu machen,
 dann sei bestrebt, den Willen Gottes stets zu erfüllen:
 so schreiben Gottes Diener auf fränkisch nach der Regel!
 [...]

So will ich denn von unserem Heil schreiben, einen Auszug aus den Evangelien machen,
 so wie wir es angefangen haben, in der Sprache der Franken,
 damit sie nicht als einzige das entbehren müssen,
 daß man in der eigenen Sprache das Lob Christi singt,
 daß vielmehr durch ihre Worte, der sehr gepriesen werde,
 der sie zu sich rief, sie einlud, an ihn zu glauben.
 Ist jemand in ihrem Land, der es anders nicht versteht,
 in einer fremden Sprache es nicht aufnehmen kann:
 hier höre er zu seinem Heil, was Gott ihm anbietet,
 was wir ihm hier dichteten in fränkischer Sprache.
 Nun mache es allen Freude, die guten Willens sind
 und jedem, der im Herzen den Franken wohlgesinnt ist,
 daß wir Christus lobsang in unserer eigenen Sprache
 und daß es uns vergönnt war, ihn auf fränkisch zu preisen!

ES GING EIN GEBOT AUS VOM KAISER AUGUSTUS

Zu der Zeit geschah etwas Erstaunlich-Wunderbares:
 es geht – es ist wahr – um ein Gebot vom Kaiser in Rom:
 er schickte wohlerfahrene Abgesandte aus,
 weltweit überall hin, wo es Menschen gab,

alle auf Erden zu zählen und keinesfalls zu zögern,
 es alles aufzuschreiben und ihm die Zahl zu nennen:
 »Mann sei es oder Frau – liegt ihnen etwas am Leben,
 und möchten sie auch ferner sich dieser Welt erfreuen –,
 sei er jung oder alt, sie müssen sich zählen lassen.
 Und sei er noch so niedrig, man ziehe ihn zur Steuer heran,
 und dies in seiner Heimat«, so sprach er, »am Sitz seiner Ahnen.
 Bis wo der Himmel sich niedersenkt ins Meer,
 soll dem keine Stadt entgehen und kann kein Mensch daran denken,
 weder in Wald noch Feld, sich dem zu widersetzen.
 Bis zu den Grenzen der Welt alles, was mir untersteht,
 wahrlich, so weit man Sterne sehen kann und den Mond,
 bis dahin, wo am Rand der Erde die Sonne ihre Wende macht:
 das alles sollt ihr erfassen, und gebt es in meine Hände.«
 So zogen die Leute genötigt, wie es der Kaiser gebot,
 in ihr Heimatland unter schweren Sorgen:
 sie sollten nicht wieder zurückkehren, bevor sie den Zins bezahlt hätten,
 und dies an jenem Ort, der als der der Väter galt.
 In dem Land gibt es eine Stadt, da gehörten seit je
 Haus und Hof einem Adelsgeschlecht.
 Aus dem Grund, den ich erwähnte, machte auch Joseph sich auf:
 zu ebendieser Stadt führte er die Mutter des Herrn;
 denn ihre Ahnen waren dort, die lieben Gottesstreiter,
 die Altväter, auf denen das Gottesheil ruhte.
 Und während sie da waren, erfüllte sich ihre Zeit,
 daß sie ein Kind gebären sollte, einzig in seiner Herrlichkeit unter den Menschen.
 Sie gebär ihren lieben Sohn, der uns längst verheißen war,
 den man schon seit Zeiten sich von Gott erhoffte.
 Worin sie ihn baden sollte, wohin sie ihn legen sollte –
 ich glaube, sie wußte es nicht, da sie fremd war an dem Ort.
 Doch hüllte sie ihn da gleich in Linnen ein,
 legte ihn in eine Krippe, in der Not, von der ich sprach.
 Dann gab sie ihm mit Freude ihre jungfräuliche Brust;
 nicht scheute sie sich, es zu zeigen: sie stillte den Gottessohn.
 Gesegnet die Brust, die Christus geküßt hat,
 und die Mutter, die zu ihm redete und ihn sorgfältig zudeckte!
 Gesegnet sie, die ihn herzte und ihn auf ihren Schoß nahm,
 die ihn behutsam wiegte und ihn zu sich legte!
 Gesegnet sie, die ihn kleidete und ihn gewickelt hat
 und die das Lager teilt mit einem solchen Kind!
 Gesegnet sie, die ihn bedeckte, daß ihm die Kälte nicht schadete;
 gesegnet die Arme und die Hände, die ihn umfingen!
 Niemand auf der Erde könnte sie gebührend preisen,
 noch ist irgend jemand fähig, ihre ganze Güte zu beschreiben:
 es wird kein Tag den sehen und die Sonne den nie bescheinen,
 der das vermöchte, auch wenn er's versuchen wollte!
 Denn ihr lieber Sohn hat sie so herrlich erhöht,

und sie ist so preisenswürdig, daß alle Verse dafür nicht reichen.
Sie ist eine herrliche Mutter und doch in Wahrheit Jungfrau,
sie gebär uns unversehrt den Herrn des Himmels

DER GEISTIGE SINN

Der Herr wollte kommen, als man alle Menschen zählte,
auf daß wir alle genauso im Himmelreich aufgezeichnet seien.
Man legte ihn in eine Krippe, die dem Vieh das Futter gab,
denn er möchte uns beim ewigen Mahl dann sehen.
Wäre er nicht geboren worden, die Welt wäre zugrunde gegangen;
der Satan hätte sie gepackt, wenn er nicht gekommen wäre,
Wir lagen in Fesseln in der Hand des Widersachers:
du hast uns Hilfe gebracht, Herr, in deiner höchsten Not!

RITTERLICH-HÖFISCHE DICHTUNG

Höfische Epik

Wolfram von Eschenbach

* 1170/1175 Eschenbach † um 1220 Eschenbach

Er stammte aus einem Ministerialengeschlecht, lebte als fahrender Sänger. Autor von höfischen Epen *Parzival* (um 1200/1210), *Willehalm* (um 1212/1217), *Titarel* (nach 1217) und Minneliedern.

PARZIVAL

*Frou Herzeloyd diu rîche
ir drîer lande wart ein gast:
sî truoc der freuden mangels last...*

III.

MUTTER

Frau Herzeleid die Königin
Floh ihren dreien Landen fern:
Sie trug der Freuden Mangel gern.
Aller Fehl so ganz an ihr verschwand,
Daß ihn nicht Ohr noch Auge fand.
Ein Nebel war ihr die Sonne;
Sie mied die weltliche Wonne.
Auch war die Nacht ihr wie der Tag,
Ihr Herz nur stäten Jammers pflag.

Sie zog sich vor des Grams Gewalt
Aus ihrem Land in einen Wald
In der Wildniss von Soltane:
Nicht um Blumen auf dem Plane:
Ihr Herz erfüllte Leid so ganz,
Sie kehrte sich an keinen Kranz,
Ob er roth war oder fahl.
Sie flüchtete dahin zumal
Des werthen Gachmuretes Kind.
Leute, die da bei ihr sind,
Müssen reuten und pflügen.
Ihre Pflege konnte wohl genügen
Dem Sohn. Eh der Verstand gewann,
Rief sie ihr Volk zu sich heran,
Wo sie Mann und Weib zumal
Bei Leib und Leben anbefahl,

Daß von Rittern schwieg' ihr Mund:
»Denn würd es meinem Herzbekund,
Was ritterliches Leben wär,
So hätt ich Kummer und Beschwer.
Nun legt die Zunge klug in Haft
Und hehlt ihm alle Ritterschaft.«

Das schuf den Leuten Sorgen.
Der Knabe ward verborgen
In der Wüste von Soltan erzogen,
Um königlichen Brauch betrogen
Außer in dem Einen Spiel:
Bogen und Bolzen viel
Schnitt er sich mit eigner Hand
Und schoß die Vögel, die er fand.
[...]

Der Knappe sprach zur Mutter bald:
»Höre Mutter, was ist Gott?«
»Das sag ich, Sohn, dir ohne Spott:
Er ist noch lichter denn der Tag,
Der einst Angesichtes pflag
Nach der Menschen Angesicht.
Sohn, vergiß der Lehre nicht
Und fleh ihn an in deiner Noth,
Dessen Treu uns immer Hülfe bot.

Ein Andrer heißt der Hölle Wirth,
Der schwarz Untreu nicht meiden wird:
Von dem kehr die Gedanken
Und auch von Zweifels Wanken.«

Seine Mutter unterschied ihm gar,
Was finster ist, was licht und klar.
Dann eilt' er wohl waldein zu springen,
Das Gabilot auch lernt' er schwingen,
Womit er manchen Hirsch erschoss,
Davon der Mutter Volk genoß.
Ob man Grund sah oder Schnee,
Dem Wilde thät sein Schießen weh.
[...]

Seht, da traben dortenher
Drei Ritter in der Rüstung Glanz
Von Haupt zu Fuß gewappnet ganz.
Der Knappe währte sonder Spott,
Jeglicher wär ein Herregott.
Wohl stand er auch nicht länger hie,
Er warf sich in den Pfad aufs Knie;
Mit lauter Stimme rief er gleich:
»Hilf Gott, Du bist wohl hilfreich!«
[...]

Da kam einher galoppiert,
An Helm und Harnisch wohl geziert
Ein Ritter, welchem Zeit gebracht:
Streitgierig ritt er jenen nach,
Die ihm schon voraus gekommen.
[...]

Was er auch sprach, doch hielt ihn noch
Der Knapp für Gott: so malt' ihn doch
Die Königin Frau Herzeleid,
Die vom lichten Schein ihm gab Bescheid.
Da rief er laut sonder Spott:
»Nun hilf mir, hilfreicher Gott.«
Niederwarf sich zum Gebet
Le Fils dü Roi Gachmuret.
Da sprach der Fürst: »Ich bin nicht Gott;
Doch leist ich gerne sein Gebot.
Vier Ritter möchtest du hier sehn,
Wenn du besser könntest spähn.«

Der Knappe fragte fürbaß:
»Du nennest Ritter: was ist das?

Hast du selbst nicht Gotteskraft,
So sage, wer giebt Ritterschaft?«
»Die theilt der König Artus aus.
Junker, kommt ihr in sein Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Daß ihrs euch nimmer habt zu schämen.
Ihr seid wohl ritterlicher Art.«
Von den Helden er beschauet ward:
Da sahn sie Gottes Kunst und Fleiß.
Von der Aventür ich weiß,
Die mich mit Wahrheit des beschied,
Daß Mannesantlitz nie gerieth
So schön wie seins von Adams Zeit:
Dum lobten Fraun ihn weit und breit.
[...]

Gleich galts dem Knappen, wer nun schoß
Im Wald die Hirsche klein und groß;
Heim zur Mutter lief er wieder
Und sagt' es ihr. Da fiel sie nieder,
Seiner Worte sie so sehr erschrak,
Daß sie bewußtlos vor ihm lag.

Als darauf die Königin
Bewußtsein wieder fand und Sinn,
Wie sie zuvor auch war verzagt,
Doch sprach sie: »Sohn, wer hat gesagt
Dir von ritterlichem Orden?
Wie bist du inne geworden?«
»Mutter, ich sah vier Männer licht,
Lichter ist Gott selber nicht:
Die sagten mir von Ritterschaft.
Artusens königliche Kraft
Soll nach ritterlichen Ehren
Mich Schildespflichten lehren.«
Das war ihr neuen Leids Beginn.
Die Königin sann her und hin,
Wie sie eine List erdächte
Und ihn von solchem Willen brächte.

Der einfältge Knappe werth
Bat die Mutter um ein Pferd.
Das begann sie heimlich zu beklagen.
Sie gedacht: »Ich will ihm nichts versagen;
Aber grundschlecht muß es sein.
Es giebt noch Leute,« fiel ihr ein,
»Die gar lose Spötter sind.

Thorenkleider soll mein Kind
An seinem lichten Leibe tragen:
Wird er gerauft und geschlagen,
So kehrt er wohl in kurzer Frist.«
O weh der jammervollen List!
Sie wählt' ein grobes Sacktuch aus
Und schuf ihm Hemd und Hosen draus,
Aus Einem Stück geschnitten
Zu des blanken Beines Mitten;

Eine Kappe dran für Haupt und Ohren:
So trugen damals sich die Thoren.
Zwei Ribbalein statt Strümpfen auch
Aus Kalbshäuten frisch und rauch
Maß man seinen Beinen an.
Da weinten Alle, die es sahn.

Die Königin mit Wohlbedacht
Bat ihn zu bleiben noch die Nacht:
»Du darfst dich nicht von hinnen heben,
Ich muß dir erst noch Lehren geben:
Du sollst auf ungebahnten Straßen
Dich nicht auf dunkle Furt verlassen;
Ist sie aber seicht und klar,
So hat der Durchritt nicht Gefahr.
Du sollst auch Sitte pflegen,
Jeden grüßen auf den Wegen.
Will dich ein grauweiser Mann
Zucht lehren, wie ein Solcher kann,
So folg ihm gerne mit der That
Und zürn ihm nicht, das ist mein Rath.
Eins laß dir, Sohn, befohlen sein:
Wo du guter Frauen Ringelein
Erwerben mögest und ihr Grüßen,
Da nimms: es kann dir Leid versüßen.
Magst du ihren Kuss erlangen
Und herzend ihren Leib umfängen,
Das giebt dir Glück und hohen Muth,
Wenn sie keusch ist und gut.«
[...]

Da Morgens schien des Tages Licht,
Der stolze Knappe säumte nicht:
Artus ihm im Sinne lag.
Sie küßt' ihn oft und lief ihm nach.
Der größte Jammer da geschah,
Als sie den Sohn nicht länger sah.

Der ritt hinweg: wen mag das freun?
Da fiel die Fraue Falsches rein
Zur Erde, wo sie Jammer schnitt,
Bis sie den Tod davon erlitt.
[...]

Da fuhr der Knappe wohlgethan
In den Wald von Briziljan.
Er kam an einen Bach geritten,
Den ein Hahn hätt überschritten.
Da stunden Blumen hell und klar;
Doch weil sein Fluß so dunkel war,
Fiel seiner Mutter Rath ihm bei:
Er ritt tagüber dran vorbei,
Wie es ihm denn im Haupt nicht sonnte.
Die Nacht verbracht er wie er konnte;

Doch als der lichte Tag erschien,
Hub er zu einer Furt sich hin,
Die lauter war und wohlgethan.
Auf jener Seite war der Plan
Mit herlichem Gezelt geschmückt;
Viel Reichtum ward daran erblickt.
Das Zelt war hoch und weit dabei,
Der Samt von Farben dreierlei;
Auf den Näten lagen Borten gut.
Von Leder hing dabei ein Hut,
Den man drüber ziehen sollte,
Immer wenn es regnen wollte.

Dük Orilus de Lalander,
Des Weib darunter fand er
Wonniglich ruhen, wie es schien,
Eine reiche Herzogin,
Ihres Ritters liebstes Pfand;
Jeschute war sie genannt.

Entschlafen ward die Fürstin werth.
Sie trug der Minne schärfstes Schwert:
Einen Mund durchleuchtig roth,
Verliebten Ritters Herzensnoth.
Während die Schöne schlief,
Der Mund ihr von einander lief:
Das schuf der Minne Glut und Feuer.
So lag das schönste Abenteuer.
Schneeweiß, wie von Elfenbein,
Zusammen dicht gefügt und klein,

So standen ihr die lichten Zähne.
 Mich gewöhnt man nicht, ich wähne,
 An so hochgelobten Mund;
 Solch Küssen wird mir selten kund.

Von Zobel eine Decke fein
 Sollt ihr verhüllen Hüft und Bein,
 Die sie vor Hitze von sich stieß,
 Wenn sie der Wirth alleine ließ.
 Sie war geschmückt nach Hofes Art,
 An ihr ward keine Kunst gespart:
 Gott selber schuf den süßen Leib.
 Es trug das minnigliche Weib
 Langen Arm und blanke Hand.
 Ein Ringlein dran der Knappe fand,
 Das ihn nach dem Bette zwang,

Wo er mit der Fürstin rang.
 Ihm rieth ja die Mutter sein
 Zu der Frauen Ringlein.
 Schnell sprang der Knappe wohlgethan
 Von dem Teppich an das Bett heran.

Das reine Weib unsanft erschrak,
 Da der Knappe ihr in den Armen lag:

Sie musste wohl erwachen.
 Beschämt und sonder Lachen
 Sprach, die man keusche Zucht gelehrt:
 »Wer ist es, der mich so entehrt?
 Jungherr, es ist euch allzuviel:
 Wählt euch doch ein ander Ziel.«
 [...]

SIGUNE

Also ritt der täpfsche Knab
 Einen Berghang hinab.
 Als er vor den Felsen kam,
 Eines Weibes Stimm er dort vernahm.
 Vor Jammer schrie sie manchen Schrei;
 Ihr war die Freude gar entzwei.
 Der Knappe ritt ihr eilends nah:
 Nun hört, was that die Jungfrau da?
 In ihres Herzleides Drang
 Riß die braunen Zöpfe lang
 Sigune jammernd aus der Haut.
 Als der Knapp sich umgeschaut,
 Schionatulander
 In der Tjost erschlagen fand er
 Liegen in der Jungfrau Schooß,
 Die aller Freuden nun verdroß.
 »Mag er traurig oder fröhlich sein,
 Ihn grüßen hieß die Mutter mein:
 Gott wahr euch,« sprach des Knappen Mund.
 »Ich habe jämmerlichen Fund
 In euerm Schooß gefunden;
 Wer schlug ihm solche Wunden?«
 Der Knapp sprach unverdroßen
 Noch: »Wer hat ihn erschossen?
 Geschahs mit einem Gabilot?
 Mich dünket, Frau, er liege todt.
 Wollt ihr mir davon nicht sagen

Wer euch den Ritter hat erschlagen?
 Kann ich ihn noch erreiten,
 Ich will gerne mit ihm streiten.«
 [...]

Nun hört auch von Sigunen sagen:
 Die konnt ihr Leid mit Jammer klagen.
 Sie sprach zum Knappen: »Du hast Tugend,
 Geehrt sei deine süße Jugend
 Und dein Antlitz minniglich:
 Fürwahr, das Glück erwartet dich.
 Diesen Ritter mied das Gabilot,
 Er empfing von einer Tjost den Tod.
 Dir wurzelt Treu im Herzen,
 Daß er dich so kann schmerzen.«
 Eh die Beiden Abschied nahmen,
 Frug sie ihn nach dem Namen
 Und gestand, daß Gott sich an ihm fliß.
 »Bon Fils, scher Fils, beau Fils,
 Also hat mich stäts genannt,
 Der ich daheim bin bekannt.«

Da gesprochen war das Wort,
 Ihn erkannte sie sofort.
 Nun hört ihn endlich nennen,
 Daß ihr hinfort mögt kennen
 Dieser Aventüre Held,

Der dort noch bei der Jungfrau hält.
 Da sprach ihr rother Mund zumal:
 »Fürwahr du heißest Parzival.
 Der Name sagt: Inmitten durch.
 Die Liebe schnitt wohl solche Furch
 In deiner Mutter treues Herz;
 Dein Vater hinterließ ihr Schmerz.
 Nicht sag ichs mir zum Ruhme:
 Deine Mutter ist mir Muhme.
 Vernimm auch ohne falsche List

Die rechte Wahrheit, wer du bist.
 Dein Vater war ein Anschwein;
 Ein Waleis von der Mutter dein
 Bist du geboren zu Kanvoleiß,
 Wie ich mit ganzer Wahrheit weiß.
 Du bist auch König zu Norgals:
 In der Hauptstadt Kingrivals
 Soll dein Haupt die Krone tragen.
 [...]

GURNEMANS

Fürst Gurnemans alleine saß.
 Die Linde gab mit Wonne
 Schatten vor der Sonne
 Dem Hauptmann aller wahren Zucht.
 Des Sitte Tadel zwang zur Flucht
 Der empfing den Gast: so war es recht;
 Nicht Ritter war bei ihm noch Knecht.

So hätt ich gern vernommen,
 Wannen ihr wärt gekommen?«
 Er sagt' ihm Alles ungelogen,
 Wie er von der Mutter war gezogen
 Vom Ringlein und vom Fürspann,
 Und wie er Harnisch gewann.
 [...]

Parzival alsbald begann,
 In seiner Einfalt hub er an:
 »Meine Mutter hieß mich dessen Rath
 Erflehn, der graue Locken hat.
 Dafür will ich euch dankbar sein,
 Da so mir rieth die Mutter mein.«
 »Kommt ihr guten Rath zu hören
 Hieher, so müßt ihr es verschwören
 Mir zu zürnen um den Rath
 Und immer thun, wie ich euch bat.«

Der Wirth sprach zu dem Gaste sein:
 »Ihr redet wie die Kindelein:
 Was geschweigt ihr eurer Mutter nicht
 Und gebt uns anderlei Bericht?
 Haltet euch an meinen Rath,
 »So heb ich an: »Legt nimmer hin
 Die Scham, die aller Zucht Beginn.
 Schamloser Mann, wie taugte Der?
 Als ob er in der Mauße wär,
 So rieselt von ihm Würdigkeit
 Und weist ihn zu der Hölle Leid.

Da warf der edle Fürst zuhand
 Einen jährigen Sperber von der Hand,
 Der gleich sich in die Veste schwang,
 Daß seine goldne Schelle klang.
 Das war ein Bote: Jungherrn gleich
 Kamen in Kleidern schön und reich.
 Die bat er: »Führt hinein den Gast
 Und entledigt ihn der Eisenlast.«
 Der sprach: »Meine Mutter sprach wohl
 wahr,
 Altmannes Wort bringt nicht Gefahr«
 [...]

»Ihr tragt so edeln Schickes Schein,
 Wohl mögt ihr Volkes Herre sein.
 Ist hoch und höht sich eure Art,
 Seht, daß ihr stäts im Herzen wahr
 Erbarmung gegen dürftgen Mann;
 Wider dessen Kummer kämpfet an
 Mit Gut und milden Gaben:
 Solche Demuth sollt ihr haben.
 [...]

Da sprach der Wirth mit Höflichkeit:
 »Wär euch die Frage, Herr, nicht leid,

»Ihr sollt verständig überein
 Wißen arm und reich zu sein.
 Denn wo der Herr zu viel verthut,

Das ist nicht herlicher Muth,
Und will er Schatz nur mehrten,
Das mag ihn auch nicht ehren.

»Das rechte Maß sei euer Orden.
Ich bin wohl inne geworden,
Daß ihr rathbedürftig seid:
Nun meidet Unfug jederzeit.

»Ihr sollt so viel nicht fragen;
Doch dürft ihr nicht versagen
Bedachte Antwort, die gemeßen

Ziemet auf die Frage dessen,
Der euch mit Worten will erspähn.
Ihr möget hören, möget sehn,
Erwittern, kosten, merken:
Das wird den Sinn euch stärken.«
[...]

Dem Wirthe dankt' er für das Wort.
Der Mutter schwieg er hinfort
Mit Reden, doch im Herzen nicht;
Das ist getreuen Mannes Pflicht.

V.

ANFORTAS

Ein Knappe hatt ihn wahrgenommen,
Und frug ihn, wo er hergekommen,
Und was er suche vor dem Wall?
»Der Fischer,« sprach da Parzival,
»Hat mich zu euch hergesandt.
Ich neigte dankend seiner Hand,
Da sie mir Herberg hier geschenkt.
Er will, daß ihr die Brücke senkt,
Daß ich reite zu euch ein.«
»Herr, ihr sollt willkommen sein.
Da der Fischer es versprach,
Man beut euch Ehr und Gemach,
Ihm, der euch sandte, zu Gefallen.«
Sprach der Knapp und ließ die Brücke fallen.

In die Burg ritt der Kühne,
Auf weiten Angers Grüne
Unzerstampft im Ritterspiel;
Kurzen Grases stand da viel.
Da ward nicht oft turniert, gestritten,
Mit Panieren hin und her geritten,
Wie auf dem Anger zu Aenberg.
Selten war solch fröhlich Werk
Da geschehn in langer Zeit:
Sie hatten Noth und Herzeleid.

Der Gast jedoch des nicht entgalt:
Ihn empfinden Ritter jung und alt;
Kleine Junker volle Zahl
Sprang ihm nach dem Zaum zumal;
Ein Jeder thäte gern das Beste.

Sie hielten ihm den Stegreif feste,
Dieweil er abstieg von dem Ross.
Ritter führten ihn ins Schloß,
Wo sie ihm schufen gut Gemach.
Unlange währte es darnach
Bis er mit Zucht entwappnet ward.
[...]

Hundert Kronen niederhingen
In dem Saal, zu dem sie gingen,
Mit vielen Kerzen besteckt;
So war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhbetten fand
Man an den Seiten aufgeschlagen,
Darauf hundert Kissen lagen.
[...]

Der kranke Wirth selber hat
Vor der mittlern Feuerstatt
Auf einem Spannbett Platz genommen.
Zum Bruche wars gekommen
Zwischen ihm und der Freude;
Sein Leben war ein morsch Gebäude.

In den Saal gegangen
Ward da gar wohl empfangen
Von dem, der ihn dahin gesandt,
Parzival der Weigand.
Ihn ließ der Wirth nicht lange stehn,
Er bat ihn, nah heran zu gehn

Und zu sitzen: »hier an meine Seite:
Wies' ich euch in größte Weite,
Das hieß' euch allzu fremd gethan.«
So sprach der jammersreiche Mann.
[...]

Zu Ende an dem langen Saal
Auf ging eine Thür von Stahl:
Zwei werthe Kinder traten ein;
Vernehm, wie die geschaffen sei'n:
Daß sie wohl gäben Minnesold,
Wem sie um Dienste würden hold.

Das waren Jungfrauen klar,
Kränzlein über bloßem Haar:
Die Blumen hielt ein liches Band.
Jedwede trug in der Hand
Einen Leuchter von Gold.
Ihr Haar in blonden Locken rollt.
Auf jedem Leuchter brennt ein Licht.
Vergeßen wollen wir nicht
Von der Jungfrauen Kleid zu sagen,
Das sie vor den Ritters tragen.
[...]

GRAL

Nach diesem kam die Königin.
Ein Glanz von ihrem Antlitz schien,
Sie wähten all, es wolle tagen.
Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
Von Pfelle aus der Arabie.
Auf grünseidnem Achmardi
Trug sie des Paradieses Fülle,
So den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
Irdschen Segens vollster Stral.
Repanse de Schoie hieß,
Von der der Gral sich tragen ließ.
Der Gral war von solcher Art:
Sie hat das Herz sich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen:
Sie durfte keine Falschheit hegen.
Lichter kamen vor dem Gral:
Die waren schön und reich zumal.
Sechs lange Gläser hell und klar,
Drin brannte Balsam wunderbar.
Da sie gemeßnen Schritts herfür
Zur Tafel kamen von der Thür,
Die Königin verneigte sich
Und jede Jungfrau züchtiglich,
Die da Balsamgläser trug.
Die Königin ohne Falsch und Trug
Setzte vor den Wirth den Gral.
Die Märe spricht, daß Parzival
Sie hab andächtig lang beschaut,
Der der Gral war anvertraut;
Er hatt auch ihren Mantel an.
[...]

Nun vernehmet andre Märe.
Hundert Knappen man gebot,
Daß sie in weiße Zwickeln Brot
Knieend nähmen vor dem Gral.
Zurück dann traten sie zumal
Und vertheilten vor die Tafeln sich.
Man sagte mir, so sag auch ich
Auf euern eigenen Eid:
Vor dem Grale war bereit
(Sollt ich damit betrügen,
So helfet ihr mir lügen)
Wonach einer bot die Hand,
Daß er alles stehen fand,
Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, Wild und Zahm.
Es ist kein wahres Wort daran,
Hör ich Manchen sprechen;

Der will sich viel erfrechen:
Denn der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße volles Horn:
Es that es dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.
In kleine Goldgefäße kam,
Was man zu jeder Speise nahm,
Pfeffer, Salz und Agraß.
Der Genügsame, der Fraß,
Alle fänden da genug;
Höflich man es vor sie trug.
Moraß, Wein, Sinopel roth,

Wonach den Napf ein Jeder bot,
Was er Trinkens mochte nennen,
Das konnt er drin erkennen,
Alles durch des Grales Kraft.
Die herliche Genoßenschaft
Ward bewirthet von dem Gral.
Wohl bemerkte Parzival
Den Reichtum und das große Wunder;
Doch nicht zu fragen unterstund er.

Er gedachte: »Treulich rieth
Mir Gurnemans, bevor ich schled,
Viel zu fragen sollt ich meiden;
Man wird mich hier wohl auch bescheiden,
Wie es dort bei ihm geschah.
So hör ich ohne Frage ja,
Wie es um diese Leute steht.«
Wie er so dachte, sieh, da geht
Ein Knappe her und bringt ein Schwert,
Die Scheide tausend Marken werth;
Das Gehilz war ein Rubin;
Auch war die Klinge, wie es schien,
Großer Wunder Thäterin.
Seinem Gaste gab der Wirth es hin
Und sprach: »Es half mir in der Noth
Manchesmal, bevor mich Gott
So schwer am Leibe hat verletzt.
Ich hoffe, daß es euch ersetzt,
Was hier fehlt an eurer Pflege;
Führt es künftig allewege:
Ihr seid, erkennt ihr seine Art,
Im Streite wohl damit verwahrt.«

Weh, daß er da vermied zu fragen!
Das muß ich noch für ihn beklagen.
Denn da das Schwert ihm ward gegeben,
Das mahnt' ihn, Frage zu erheben.
Auch jammert mich sein edler Wirth,
Daß er der Qual nicht ledig wird,
Der ihn enthoben hätte Fragen.
[...]

Wieder zu Mitte Morgen
War erwacht der junge Mann;
Vom Bette sprang er schnell hindann.
Auf dem Teppich sah der Werthe
Seine Rüstung liegen und zwei Schwerte:

Eins, das der Wirth ihm geben ließ,
Das andre war von Gahevieß.
[...]

Er hilft sich selber, weil er muß,
Wappnet sich von Haupt zu Fuß,
Daß er fertig sei zum Streite;
Zwei Schwerter schnallt er an die Seite.
Der werthe Degen ging hinaus;
Da war sein Roß vor dem Haus
Angebunden, Schild und Sper
Stand dabei; das freut' ihn sehr.
Eh Parzival der Weigand
Sich des Rosses unterwand,
Der Held in manche Kammer lief,
Wo er nach den Leuten rief.
Niemand hörte, sah er da,
Daran ihm großes Leid geschah.
Der Degen kam in übeln Zorn.
Da lief er in den Burghof vorn,
Wo er gestern stieg vom Pferde.
Da war Gras und Erde
Von manchem Hufschlag berührt,
Und der Thau hinweggeführt.

Der junge Mann mit lautem Rufen
Kehrte zu des Hauses Stufen.
Mit manchem Scheltworte
Sprang er zu Ross. Die Pforte
Fand er weit offen stehn
Und große Stapfen aus ihr gehn.
Die Brücke war hinab gelaßen:
Hinüber ritt er seiner Straßen.
Ein verborgner Knappe zog das Seil:
Der Schlagbrücke Vordertheil
Brachte schier sein Ross zu Fall.
Das Haupt wandte Parzival:
Da wollt er gerne sich befragen:
»Der Sonne Haß sollt ihr tragen,«
Sprach der Knapp. »Ihr seid 'ne Gans.
Hättet ihr gerührt den Flans
Und hättet den Wirth gefragt!
Nun bleibt euch großer Preis versagt.«
[...]

Der kühne Degen ohne Zagen
Hört' eine Frauenstimme klagen.

Naß von Thau noch war das Gras.
 Vor ihm auf einer Linde saß
 Ein Weib, die Treu gebracht in Noth.
 Gebalsamt lag ein Ritter todt
 Ihr zwischen beiden Armen.
 Wollt es Einen nicht erbarmen,
 Der sie so sah in Schmerzen,
 Das geschah aus falschem Herzen.

Sein Ross da zu ihr wandte,
 Der sie noch nicht erkannte:
 Sie war doch seiner Muhme Kind.
 Was irdsche Treue nur ersinnt,
 Das ward vor ihrer Treu zunicht.
 Nun grüßt sie Parzival und spricht:
 »Herrin, mir ist herzlich leid,
 Daß ihr so bekümmert seid.
 Könnt euch mein Dienst davon befreien,
 Zu euerm Dienste wollt ich sein.«
 Sie dankt' ihm mit des Jammers Sitten
 Und frug: »Wo kommt ihr hergeritten?«
 [...]

Zu der Jungfrau sprach der Waleis laut:
 »Groß Wunder hab ich da geschaut
 Und viel Frauen wohlgethan.«
 An der Stimm erkannte sie den Mann.
 Da sprach sie: »Du bist Parzival.
 Nun sage, sahest du den Gral
 Und den Wirth, den Freudeleeren?
 Laß liebe Kunde hören.
 Ist sein Jammer noch zu stillen,
 Wohl dir, der selgen Reise willen!
 So weit die Lüfte Land umfängen,
 So weit soll deine Hoheit langen.
 Dir dienet Alles, Zahm und Wild,
 Aller Erdenwunsch ist dir gestillt.«

Parzival der Weigand
 Sprach: »Woran habt ihr mich erkannt?«
 Da sprach sie: »Sieh, ich bins, die Magd,
 Die dir ihr Leid schon hat geklagt,
 Dir deinen Namen nannte.
 Verschmäh nicht die Verwandte.
 [...]

Die sprach: »Soll mir noch Freude werden,
 Die wird mir, wenn ihn die Beschwerden

Laßen, den unselgen Mann.
 Sollt er von dir Hülf empfahn,
 Fürwahr, so bist du Preises werth;
 Du trägst am Gürtel auch sein Schwert.
 Kennst du denn des Schwertes Gaben?
 Du magst zum Kampf wohl furchtlos traben.
 Ihm liegen seine Schärfen recht.
 Ein Schmied von edelm Geschlecht,
 Trebüschet, schufs mit eigner Hand.
 Einen Brunnen steht bei Karnant;
 Drum heißt des Landes König Lach.
 Das Schwert besteht den ersten Schlag,
 Doch von dem andern brichts entzwei.
 Bringst du's zum Brunnen, wieder neu
 Wird es von des Waßers Guß.
 Doch von der Quelle nimm den Fluß,
 Am Fels, eh ihn beschien der Tag.
 Der Brunnen heißt auch selber Lach.
 Wenn nicht versplittert sind die Stücken,
 Man muß sie recht zusammendrücken,
 Indem der Brunnen sie benetzt;
 Ganz und noch viel schärfer jetzt
 Wird gleich ihm Falz und Schneide sein,
 Und jedes Mal behält den Schein.
 Doch das Schwert bedarf ein Segenswort:
 Das fürcht ich, ließest du dort.
 Hats jedoch dein Mund gelernt,
 So gedeiht und wächst und kernt
 Des Heiles Fülle stäts bei dir.
 Lieber Vetter, glaube mir,
 So dienet immer deiner Hand,
 Was Wunders dort dein Auge fand;
 So muß dir die Krone
 Des höchsten Heils zum Lohne
 Ob allen Würdgen werden;
 Was man wünschen mag auf Erden,
 Wird dir völlig gegeben:
 So reich mag Niemand leben,
 Der sich dir vergleichen kann,
 Hast du der Frag ihr Recht gethan.«
 »Keine Fraget sprach er, »that ich da.«
 »O weh, daß euch mein Auge sah,«
 Sprach die jammersreiche Magd,
 »Da ihr zu fragen habt gezagt!
 So große Wunder, wie ihr saht,
 Daß eur Mund da keine Frage that!
 Ihr saht doch den hehren Gral,

Saht edler Frauen reiche Zahl,
 Die werthe Garschiloie
 Und Repans de Schoie,
 Schneidendes Silber, blutgen Sper.
 O weh, was kommt ihr zu mir her?
 Unseliger, verfluchter Mann!
 Ihr tragt des giftgen Wolfes Zahn,
 An dem die Galle bei der Treue
 So früh sich zeigt zu später Reue.
 Euch hätt eur Wirth erbarmen sollen,
 An dem Gott Wunder wirken wollen:
 So fragtet ihr nach seiner Noth.
 Ihr lebt und seid am Heile todt.«

Da sprach er: »Liebe Base, zeigt
 Beßer, daß ihr mir geneigt.
 Ich büß es, wenn ich was verbrach.«
 »Das sei euch erlassen,« sprach
 Sigune. »Mir ist wohl bekannt,
 In Monsalväsch an euch verschwand
 Ehr und ritterlicher Preis.
 Ihr findet nun in keiner Weis
 Antwort fernerhin bei mir.«
 So schied Parzival von ihr.
 Daß er zu fragen war so laß,
 Als er bei dem traurigen Wirthe saß,
 Das muste da in Treuen
 Den kühnen Degen reuen.

VI.

ARTUS

Artus hub zum Waleis an:
 »Ihr habt mir Lieb und Leid gethan.
 Doch habt ihr mir der Ehre mehr
 Gesendet und gebracht hieher,
 Als ich je von einem Mann empfieng.
 [...]

Höret, urtheilt nun und sprecht,
 Ob die Tafelrund ihr Recht
 Bewahrte heut. Seit manchem Tag
 Hing Artus dieser Sitte nach:
 Kein Ritter durfte mit ihm eßen,
 Wenn Aventüre noch vergeßen
 Hatt an seinen Hof zu kommen.
 Aventür genug ward heut vernommen,
 Man darf zur Tafelrunde gehn.
 Blieb sie gleich zu Nantes stehn,
 Man sprach ihr Recht auf blumgem Feld,
 Nicht störte Staude noch Gezelt.
 So hatt es Artus geboten,
 Der den Ritter heren wollt, den rothen,
 Seiner Würdigkeit zu Lohn.
 Ein Pfellel aus Akraton,
 Fern aus der Heidenschaft gebracht
 Ward zum Tischtuch gemacht,
 Nicht breit, doch rund geschnitten
 Nach der Tafelrunde Sitten.
 Denn so höfisch waren sie,

Vom Ehrensitze sprach man nie,
 Die Sitze waren alle gleich.
 Auch gebot Artus der König reich,
 Daß man Herrn und Frauen
 An dem Kreiße dürfe schauen.
 Alles, was da Preis besaß,
 Magd, Weib und Mann zu Hofe aß.
 Da kam die Königin Ginover
 Mit schöner Frauen viel daher,
 Manch edle Fürstin in den Reihn;
 Sie hatten minniglichen Schein.
 Auch war der Tafel Kreiß so weit,
 Daß ungedrängt und sonder Streit
 Manche Frau bei ihrem Freunde saß.
 Artus, zu aller Falschheit laß,
 Führt den Waleis an der Hand.
 [...]

Ihm waren Mann und Weib ergeben:
 So lebt' er würdigliches Leben
 Bis an das klagenswerthe Ziel.
 Hier kam, von der ich sprechen will,
 Eine Maid, um Treue hoch zu loben,
 Scheint ihre Zucht uns gleich zu toben:
 Ihre Botschaft in viel Herzen schnitt.
 Nun höret wie die Jungfrau ritt:
 Ein Maulthier wie ein Kastilian,
 Fahl, doch scheckig um und an,

Geschlitzter Nase, und verbrannt
Wie ein Pferd aus Ungerland.
Ihr Zaum und all ihr Reitgeräth
War schön gestickt und wohl genäht,
Dazu kostbar und reich.
Das Maul ging eben und gleich.
Fraulich war nicht ihr Erscheinen.
Weh, was mag ihr Kommen meinen?
Sie kam jedoch, das musste sein:
Sie bracht Artusens Heere Pein.

Die Jungfrau war der Künste voll,
Alle Sprachen sprach sie wohl,
Französisch, Heidnisch und Latein.
Sie hatt erlernt obendrein
Dialektik und Geometrie;
Auch von Astronomie
War ihr Alles wohlbekannt:
Kondrie wurde sie genannt.
Sorziere war der Zunamen
Der am Mund fürwahr nicht Lahmen,
Denn er sprach ihr genug,
Die viel hoher Freuden niederschlug.
Diese Magd an Künsten reich
Sah doch denen wenig gleich,
Die man gerne beau gens nennt.
[...]

Kondrie hatt Ohren wie die Bären;
Zu scheuchen zärtliches Begehren
War ihr Antlitz rauh genug.
Eine Geisel in der Hand sie trug;
Die hatte seidner Schwenkel viel;
Ein Rubin war der Stiel.
Von Farbe wie des Affen Haut
Trug Hände diese schöne Braut;
Die Nägel waren nicht zu licht:
Denn die Aventüre spricht,
Sie sahn wie Löwenklauen aus.
Um sie gabs selten Kampf und Strauß.
[...]

Kondrie ritt vor den Britten hin:
Ansprach sie auf französisch ihn:
Wenn ichs im Deutschen sagen soll,
Ihre Botschaft thut mir auch nicht wohl:

»Fils dü Roi Utpandragon,
Dir selbst und manchem Breton
Hast du erworben Schande.
Die Besten aller Lande
Säßen hier, ein würdger Kreiß,
Fiele nicht dieß Gift in euern Preis.
Hin ist die Tafelrunde:
Ein Falscher ist im Bunde.
König Artus, hoch erhob
Ueber deine Genoßen sich dein Lob;
Dein steigender Preis nun sinkt,
Deine schnelle Würde hinkt,
Dein hohes Lob wird tief geneigt,
Da Falsch an deinem Preis sich zeigt.
Der Preis der Tafelrunde
Muß erlahmen seit der Stunde,
Daß ihr aufnahmt Parzivalen,
An dem die Ritterzeichen pralen.
Ihr nennt ihn nach dem Ritter roth,
Der vor Nantes fand den Tod;
Doch ungleich sind die Zwei gewesen:
Von Niemand ward noch je gelesen,
Der so höchlich wär zu preisen.«
Von dem König ritt sie zum Waleisen.

Sie sprach zu ihm: »Ihr sollt mir büßen,
Daß ich versagen muß mein Grüßen
Artusen und den Rittern sein.
Verflucht sei euer lichter Schein
Und eures Wuchses Männlichkeit.
Hätt ich Heil und Seligkeit,
So blieben sie euch theuer.
Ich dünk euch ungeheuer
Und bin geheurer doch als ihr.
Herr Parzival, nun saget mir,
Wie sich das begeben hat:
Da ihr den traurigen Fischer saht
Freudlos sitzen, ungetröstet,
Daß ihr des Leids ihn nicht erlöstet?
[...]

Gab euch nicht der Wirth das Schwert,
Des ihr niemals wurdet werth?
Doch statt zu fragen, schwiegt ihr still;
Ihr seid des Höllenhirten Spiel.
Ehrloser Mann, Herr Parzival!

Trug man nicht vor euch hin den Gral,
Schneidendes Silber, blutgen Sper!
Ihr Freudenziel, des Leids Gewähr!
[...]

Was sollen sie hier länger stehn?
Es muß nun an ein Scheiden gehn.
Da begann der Waleis
Zu Artus dem Bretaneis,
Den Rittern und den Frauen,
Ihren Urlaub woll er schauen
Und Heil erwünschen Allen.
Niemand wollt es gefallen,
Daß er so traurig ritt hindann.
Leid war sein Scheiden Weib und Mann.
[...]

Da küsst' ihn mein Herr Gawan.
Auch sprach der Held verwegen
Zu dem kraftreichen Degen:
»Ich weiß wohl, Freund, du must nun fahren,

Darfst dich in manchem Kampf nicht sparen.
Gebe Gott dir Glück im Streit
Und mir noch einst Gelegenheit
Dir zu dienen, wie ich es begehre.
Daß seine Kraft mir das gewähre!«
Der Waleis sprach: »Weh, was ist Gott?
Wär der gewaltig, solchen Spott
Gäb er uns beiden nicht fürwahr!
Wär er nicht aller Kräfte bar.
Ich war mit Dienst ihm unterthan,
So lang ich bin und beten kann.
Ich will ihm künftig Dienst versagen:
Hat er Haß, den will ich tragen.
Freund, kommt deine Kampfeszeit,
Ein Weib beschütze dich im Streit.
Die müße segnen deine Hand,
An der du Keuschheit hast erkannt
Und weibliche Güte,
Ihre Minne dich behüte.
Weiß nicht, wann ich dich wieder sehe;
Ich wünsche, daß dir Heil geschehe.«

IX.

TREVREZENT

Parzival stand auf dem Schnee:
Einem kranken Manne thät es weh,
Wenn er Harnisch trüge,
Und der Frost so an ihn schlug.
Ihn führt der Wirth in eine Gruft,
Die nie durchwehten Wind und Luft;
Hier lagen glühende Kohlen,
Da mochte sich der Gast erholen.
Eine Kerze ward auch angebrannt:
Da entwappnete sich der Weigand.
Unter ihm lag Reis und Stroh.
Da erwarmten ihm die Glieder so,
Daß seine Haut gab lichten Schein.
Er mochte wohl walddmüde sein:
Lang war er Straßen ferne,
Nur die lichten Sterne
Sein Obdach, Nachts umhergeirrt:
Hier fand er nun getreuen Wirth.

Da lag ein Rock, den zog ihm an
Der Wirth und führt' ihn mit sich dann

Zu einer zweiten Gruft, wo aufgeschlagen
Des Einsiedels Bücher lagen.
[...]

Er sprach: »Nun hab ich erst erfahren,
Wie lang ich irre weisungslos
Und aller Freuden bar und bloß,«
Sprach er: »mir ist Freud ein Traum;
Ich trage Kummers schweren Saum.

»Herr, ich thu euch mehr noch kund,
Wo Münster oder Kirche stund,
Darin Gott Ehre soll geschehn,
Da hat kein Auge mich gesehn
In allen diesen Zeiten.
Ich suchte nichts als Streiten.
Zu Gott auch trag ich Haß und Zorn,
Denn Er ist meiner Sorgen Born,
Er hat sie allzuhoch erhaben;
Lebendig ist mein Glück begraben.
Wollte Gott mir Hülfe leihn,

So ankerte die Freude mein
 So tief nicht in des Kammers Grund.
 Mir ist mein mannlich Herz so wund!
 Wie war es wohl auch heil und ganz,
 Da Trübsal ihren Dornenkranz
 Mir drückt auf alle Würdigkeit,
 Die mir Schildesamt erstritt im Streit
 Wider wehrliche Degen.
 Das darf ich Dem zu Last wohl legen,
 Der aller Hülfe mächtig ist
 Und hülfreich Hülfe nie vergißt;
 Mir alleine half er nicht,
 Was man von seiner Hülf auch spricht.»

Mit Seufzen sah der Wirth ihn an.
 »Herr,« sprach er, »laßt von solchem Wahn.
 Lernt beßer Gott vertrauen:
 Ihr sollt noch Hülfe schauen.
 Gott mög uns helfen beiden.
 Herr, wollet mich bescheiden
 (Aber setzt euch doch dabei)
 Und sagt mir unumwunden frei,
 Wie dieser Zwiespalt sich entspann,
 Da Gott euern Haß gewann.
 Bei eurer Zucht, hört mit Geduld
 Von mir erst seine Unschuld,
 Eh ihr über ihn mir klagt:
 Seine Hülf ist Allen unversagt.

»Ob ich gleich ein Laie bin,
 Mir blieb wahrhafter Bücher Sinn
 Nicht fremd, die alle schreiben,
 Wie der Mensch getreu soll bleiben
 In dessen Dienst, des Hülfe groß
 Stäter Hülfe nie verdroß,
 Daß unsre Seele nicht versank.
 Seid getreu ohn allen Wank,
 Da Gott selbst die Treue ist.
 Verhaßt war stäts ihm falsche List:
 Das soll bei uns zu Gut ihm kommen
 Und was er that zu unserm Frommen,
 Da der Allerhöchste mild
 Uns zu Liebe ward zum Menschenbild.
 Gott heißt und ist die Wahrheit,
 Drum bleibt ihm Falschheit ewig leid:
 Das bedenket immerdar.
 Er verläßt uns nicht fürwahr:

Lehrt ihr auch die Gedanken
 Nicht mehr von Ihm zu wanken.
 »Ihr nöthigt Gott nichts ab durch Zorn.
 Wer sieht, ihr habt ihm Haß geschworn,
 Wähnt euch gewiss am Hirne krank.
 [...]

»Nichts Reinres doch auf Erden ist
 Als die Jungfrau sonder arge List.
 Nun seht wie rein die Maide sind:
 Gott selber war der Jungfrau Kind.
 Von Maiden sind zwei Menschen kommen:
 Gott selber hat Gestalt genommen
 Nach der Frucht der ersten Maid:
 So erwies er hohe Mildigkeit.
 Unheil und Wonne kamen
 Uns aus Adams Samen.
 Er will gesippt uns angehören,
 Des Lob erklingt von Engelschören;
 Doch must aus Sipp uns Sünde blühn,
 Daß wir der Sünde nie entfliehn.
 Erbarme drob sich dessen Kraft,
 In dem Erbarmen wirkt und schafft,
 Der im Menschenbild Unbilde litt
 Und getreulich wider Untreu stritt.

»Ihr sollt den Zorn vergeßen:
 Ihr verwirkt das Heil vermeßen.
 Für Sünde sollt ihr Buße thun
 Und laßt verwegne Rede ruhn.
 Wer sein Leid will rächen
 Mit ungezähmtem Sprechen,
 Von dessen Lohne sei euch kund.
 Ihn richtet der eigne Mund.
 Nehmt zur neuen alte Mähre,
 Daß sie euch Treue lehre.
 Jener Redner Platon
 Sprach zu seinen Zeiten schon,
 Und Sibylle hat, die Seherin,
 Mit untrüglichem Sinn
 Vorausgesagt so manches Jahr,
 Uns werde kommen fürwahr
 Für die Schuld ein hohes Pfand.
 Aus der Hölle nahm uns Gottes Hand
 Und die göttliche Minne;
 Die Frevler ließ sie drinne.
 »Aus des wahren Minners Mund

Ward uns frohe Botschaft kund.
 Der ist ein durchleuchtig Licht
 Und wankt in seiner Minne nicht.
 Wem er Minn erzeigen soll,
 Dem wird mit seiner Minne wohl.
 [...]

Da Gott Gedanken selbst durchspäht,
 Weh dem, der sündge That begeht!
 Wer mit Werken seinen Gruß
 Verwirkt, daß Gott sich schämen muß,
 Was hilft dem weltliche Zucht?
 Wo ist seiner Seele Zuflucht?
 Wenn ihr Gott entgegen seid,
 Der zu beidem ist bereit,
 Zur Minne wie zum Zorne,
 So seid ihr der Verlorne.
 Nun wendet eur Gemüthe,
 Daß er euch dankt, zur Güte.«

Parzival versetzte so:
 »Herr, von Herzen bin ich froh,
 Daß ihr mich über Den beschieden,
 Der nichts läßt ungelohnt hienieden,
 Das Laster noch die Tugend.
 Mit Sorgen meine Jugend
 Hab ich bis diesen Tag durchlebt,
 Mit Treue Jammer nur erstrebt.«

Der Wirth sprach zu dem jungen Herrn:
 »Verhehlt ihrs nicht, so hört ich gern,
 Was euch für Sorgen drücken.
 Entdeckt sie meinen Blicken,
 Vielleicht daß ihr dann guten Rath,
 Den ihr nicht habt, von mir empfaht.«
 Wieder sprach da Parzival:
 »Meine höchste Noth ist um den Gral
 Und dann um mein ehlich Weib:
 Auf Erden lebt kein schöner Leib,
 Der jemals sog der Mutter Brust;
 Nach den beiden sehnt sich mein Gelust.«
 Der Wirth sprach: »Herr, ihr sprecht wohl.
 Das ist Kummer, den man haben soll,
 Wenn ihr um euer Ehgemahl
 Im Herzen tragt der Sehnsucht Qual.
 Lebt ihr in rechter Ehe,
 Träf euch der Hölle Wehe,

Zu Ende wäre bald die Pein:
 Aus solcher Banden Noth befrein
 Würd euch Gottes Hülfe gleich.
 Doch nach dem Gral auch sehnt ihr euch;
 Ihr dummer Mann, das muß ich klagen.
 Den Gral kann Niemand erjagen,
 Als der im Himmel wird ernannt
 Und in den Dienst des Grals gesandt.
 Das laßt vom Gral euch offenbaren:
 Ich weiß es, hab es selbst erfahren.«
 Parzival sprach: »Wart ihr da?«
 »Herr,« gab der Wirth zur Antwort, »ja!«
 Parzival verschwieg ihm gar,
 Daß auch er einst bei ihm war:
 Er frug ihn um die Märe,
 Wie es mit dem Grale wäre.

Der Wirth sprach: »Mir ist wohl bekannt,
 Es wohnt manch wehrliche Hand
 Zu Monsalvasche bei dem Gral.
 Auch pflegen über Berg und Thal
 Dieselben Templeisen
 Auf Abenteuer zu reisen,
 Die sie als Sündenbuße tragen,
 Ob sie da Leid, ob Preis erjagen.
 »Die wehrliche Ritterschaft,
 Höret, was ihr Nahrung schafft:
 Sie leben von einem Stein,
 Dessen Art muß edel sein.
 Ist euch der noch unbekannt,
 Sein Name wird euch hler genannt.
 Er heißet Lapis exilis
 Von seiner Kraft der Phönix
 Verbrennt, daß er zu Asche wird
 Und dann der Glut verjüngt entschwirrt.
 Der Phönix schüttelt sein Gefieder
 Und gewinnt so lichten Schimmer wieder,
 Daß er schöner wird als eh.
 Wär einem Menschen noch so weh,
 Doch stirbt er nicht denselben Tag,
 Da er den Stein erschauen mag,
 Und noch die nächste Woche nicht;
 Auch entstellt sich nicht sein Angesicht:
 Die Farbe bleibt ihm klar und rein,
 Wenn er täglich schaut den Stein,
 Wie in seiner besten Zeit
 Einst als Jüngling oder Maid.

Sah er den Stein zweihundert Jahr,
Ergrauen würd ihm nicht sein Haar.
Solche Kraft dem Menschen giebt der Stein,
Daß ihm Fleisch und Gebein
Wieder jung wird gleich zur Hand:
Dieser Stein ist Gral genannt.

»Dem kommt heut eine Botschaft,
In der liegt seine gröste Kraft,
Denn heut ist der Karfreitag,
Da man der Sendung warten mag:
Eine Taube sich vom Himmel schwingt,
Die dem Stein hernieder bringt
Eine Oblat weiß und klein.
Die Gabe legt sie auf den Stein:
Dann hebt mit glänzendem Gefieder
Die Taube sich zum Himmel wieder.
Alle Karfreitage
Bringt sie, was ich euch sage.
Davon empfängt der Stein genug,
Was Gutes je die Erde trug
Von Eßen und von Trinken,
Was im Paradies mag winken,
Die Erde mag gebären.
Ihnen soll der Stein gewähren,
Was Wildes unterm Himmel lebt,
Was läuft, fliegt oder schwebt:
Die Pfründe giebt des Grales Kraft
Der ritterlichen Bruderschaft.

»Doch die zum Grale sind benannt,
Hört wie ihr Name wird bekannt.
An dem Grale ringsherum
Erscheint ein Epitaphium,
Das sie und ihr Geschlecht benennt,
Denen Gott die selge Fahrt vergönnt,
Ob es Mägdlein sind, ob Knaben.
Hinweg läßt sich die Schrift nicht schaben;
Doch wenn der Name gelesen ist,
Verschwindet sie zur selben Frist.
Sie kamen all dahin als Kind,
Die nun dort erwachsene Leute sind.
Wohl der Mutter, die das Kind geboren,
Das zum Dienst des Grales wird erkoren!
Ob sie arm sind oder reich,
Darüber freun sich Alle gleich,

Wenn sie ihr Kind zu rufen kommen,
Das in die Schar wird aufgenommen.
Man holt sie her aus manchen Landen;
Sie sind vor sündlichen Schanden
Dort immerdar behütet,
Und im Himmel wirds vergütet.
Scheiden sie aus diesem Leben,
Wird ihnen dort das Heil gegeben.
[...]

Einer sah den Andern an,
Zum Wirthe Parzival begann:
»Ich ward einem Mann geboren,
Der im Kampf das Leben hat verloren
Durch sein ritterlich Gemüthe.
Schließt ihn, Herr, bei eurer Güte
Künftig ein in eur Gebet.
Mein Vater hieß Gachmuret,
Von Geschlecht ein Anschewein.
Herr, ich bin nicht Lähelein:
Hab ich den Mordraub je genommen,
Wars, eh ich zu Verstand gekommen.
Es ist jedoch von mir geschehn,
Die Sünde muß ich eingestehn:
Ithern von Kukumerland
Schlug meine sündhafte Hand:
Ich streckt ihn todt dahin aufs Gras
Und nahm ihm, was er nur besaß.«

»Weh dir, Welt, wie thust du so!«
Sprach der Wirth; er war der Mär nicht froh.
»Du giebst uns Trübsal und Beschwer,
Kummer und Sorge mehr
Als wahrer Lust: was ist dein Lohn?
So endet deines Liedes Ton!«
So sprach er: »Lieber Neffe mein,
Wie mag dir nun zu rathen sein?
Du hast dein eigen Fleisch erschlagen.
Willst du vor Gott die Blutschuld tragen
(Ihr stammt beid aus Einem Blut),
Wenn Gott gerecht als Richter thut,
So kostet es dein eigen Leben.
Was willst du zum Ersatze geben
Für Ithern von Gaheviß,
Der nie der Ehre Pfad verließ?
[...]

Warum schufst du solche Noth?
 Meiner Schwester gabst du auch den Tod,
 Herzeleid, der Mutter dein.«
 »Nicht doch, guter Herr, ach nein!
 Was sagt ihr da?« sprach Parzival,
 »Und wenn ich König wär vom Gral,
 Das Leid vergüten möchte es nicht,
 Davon mir euer Mund nun spricht.
 Bin ich eurer Schwester Kind,
 So zeigt, daß ihr mir treu gesinnt,
 Und macht mir wahrhaft offenbar:
 Sind diese Dinge beide wahr?«

Dawider sprach der gute Mann:
 »Ich bin es nicht, der trügen kann.
 Deine Mutter, da du schiedest, starb;
 Die Treu ihr solches Looß erwarb.
 Du warst das Thier, das sie da sog,
 Der Drache, der da von ihr flog.
 Im Traum es ihr beschieden war,
 Eh noch die Süße dich gebär.
 »Meiner Geschwister zwei noch sind.
 Meine Schwester Tschoisian' ein Kind
 Gebär: die Frucht gab ihr den Tod.
 Der Herzoge Kiot
 Von Katelangen war ihr Mann;
 Keine Freud er auch seitdem gewann.
 Sigunen, beider Töchterlein,
 Befahl man der Mutter dein.
 Mitten in meinem Herzen
 Muß mich Tschoisiane schmerzen:
 Ihr weiblich Herz war so gut,
 Ein Wehr vor aller Sünden Flut.
 Meine andre Schwester lebt; die Magd
 Hat aller Eitelkeit entsagt.
 Repans de Schoie pflegt den Gral:
 Ihr ist er leicht, ein Federball;
 Doch nimmer von der Stelle trägt
 Ihn, wer im Herzen Falschheit hegt.
 Unser Bruder ist Anfortas,
 Der nun besitzt und längst besaß
 Des Grals ererbte Herlichkeit.
 Von dem ist leider Freude weit,
 Nur daß er von der Hoffnung zehrt,
 Sein Kummer werde dort verkehrt
 In Wonne sonder End und Ziel.

Wie ich dir, Neffe, künden will,
 Ist es wunderbar ergangen,
 Daß ihn Jammer hält befangen:
 Hegst du dann Treu im Herzen,
 So muß sein Leid dich schmerzen.
 [...]

»Wir knieten betend vor dem Gral.
 Da stand daran mit einem Mal
 Geschrieben, daß ein Ritter käme:
 Wenn dessen Frage man vernähme,
 So wär das Uebel abgethan;
 Hätt aber Kind, Magd oder Mann
 Ihn gewarnt, der Frage zu gedenken,
 So möge sie nicht Hülfe schenken:
 Der Schade währe fort wie eh
 Und brächte nur noch schärfres Weh.
 Die Schrift sprach: »Habt ihr das vernom-
 men?

Aus Warnung kann nur Schade kommen.
 Auch frag er in der ersten Nacht;
 Hernach zergeht der Frage Macht.
 Hört man zur rechten Zeit ihn fragen,
 Soll er des Grales Krone tragen,
 Und sich der Kummer enden:
 Die Hülfe will Gott senden.
 Das mag Anfortas Heil verleihn;
 Doch soll er nicht mehr König sein.«

»Also lasen wir am Gral,
 Daß Anfortasens Qual
 Damit ein Ende nähme,
 Wenn uns die Frage käme.
 Wir brachten an die Wunden,
 Wovon wir Lindrung oft empfunden,
 Nardensalben, Theriak,
 Und was von ihm empfing den Schmack,
 Nebst dem Rauch von lignum Aloe:
 Ihm war doch allewege weh.
 Damals zog ich hieher;
 Ich finde wenig Freude mehr.
 Der Ritter ist seitdem gekommen:
 Daraus erwuchs uns wenig Frommen;
 Schon hab ich dir von ihm gesagt.
 Nur Unpreis hat er dort erjagt,
 Daß er das bittere Ungemach

Er sah und zu dem Wirth nicht sprach:
 »Herr, wie stehts um eure Noth?«
 Da seine Einfalt ihm gebot,
 Daß er solche Frage mied,
 Wie großes Heil darum ihn flieht!«
 [...]

Parzival zum Wirth begann:
 »Herr und Oheim, hört mich an.
 Dürft ichs vor Beschämung sagen,
 So wollt ich euch mein Unglück klagen.
 Doch eure Güte wird verzeihn:
 Zu euch muß meine Zuflucht sein.
 Solche Schuld hab ich mir aufgebürdet,
 Wenn ihr darum mich haßen würdet,
 Müst ich dem Trost entsagen
 In allen meinen Tagen
 Unerlöst von Reue.
 Ihr sollt mit Rath der Treue
 Beklagen meine Thorheit.
 Der auf Monsalväsch zu jener Zeit
 Sah des Königs Ungemach
 Und doch keine Frage sprach,
 Das bin ich unselger Mann!
 So hab ich Armer missgethan.«

Der Wirth sprach: »Neffe, was sagst Du?
 Wir müssen alle beide zu
 Herzlicher Trauer greifen,
 Die Freude laßen schweifen,
 Da dich Einfalt so ums Heil betrog.
 Gab dir Gott fünf Sinne doch:
 Die haben übel dich berathen.

Sprich, welchen Beistand sie dir thaten
 In der entscheidenden Stunde
 Dort bei Anfortasens Wunde?
 »Doch will ich Rath dir nicht versagen:
 Auch zu tiefes Leid sollst du nicht tragen.
 Du sollst in rechten Maßen
 Klagen und Klage laßen.
 In der Menschheit ist ein wilder Zug:
 Oft wird zu früh die Jugend klug;
 Will dann das Alter Thorheit üben
 Und seine laute Sitte trüben,
 So wird das Weiße schwarz zumal,
 Wird die grüne Jugend fahl,
 Und weder hier noch dort gedeiht
 Rechter Sinn und Würdigkeit.
 Könnt ich dich noch ergrünen
 Und das Herz dir so erkühnen,
 Daß du den Preis erjagtest,
 An Gott nicht mehr verzagtest,
 So möcht es dir gelingen
 Solche Würde zu erschwingen,
 Daß es Ersatz wohl hieße.
 Gott selbst dich nicht verließ.
 [...]

Das war der Beiden Scheidetag.
 Ihn küsste Trevrezent und sprach:
 »Deine Sünden laß mir hier:
 Gottes Huld erfleh ich dir.
 Leiste, was ich dir gesagt,
 Und halt fest dran unverzagt!«
 Von einander schieden sie,
 Ihr mögt euch selber denken wie.

XVI.

GRALSKÖNIG

Auf schnellen Rossen kamen da
 Viel Tempelisen angefahren,
 Gewappnet, die so klug doch waren,
 Daß sie am Geleite sahn,
 Ihnen solle Freude nahn.
 Wohl rief ihr Rottenmeister da,
 Als er die Turteltauben sah
 Glänzen von Kondriens Kleid:

»Ein Ende hat all unser Leid:
 Mit des Grales Wappen eingetroffen
 Ist, auf den wir täglich hoffen,
 Seit uns Angst und Noth umstricken.
 Gebt acht: nun will uns Freud erquickern.«

Feirefiss Anschewein
 Mahnte Parzival, den Bruder sein,

Wider Jene zu reiten,
 Und wollte selber streiten.
 Kondrie erfaßte seinen Zaum:
 Da war zu seiner Tjost nicht Raum.
 Die rauche Magd begann zumal
 Zu ihrem Herren Parzival:
 »Solche Schilde, dieß Panier
 Sollt ihr kennen lernen hier.
 Sie zählen zu des Grals Geleit
 Und sind euch immer dienstbereit.«
 Da sprach der werthe Heide:
 »Den Streit ich gern nun meide.«

Da schickte Parzival Kondrien
 Voraus, zu den Templeisen hin.
 Sie ritt und brachte ihnen Märe,
 Welch Heil für sie gekommen wäre.
 Da sprangen die Templeisen
 Vom Pferd vor dem Waleisen,
 Vor dem sie grüßend stunden,
 Den Helm vom Haupt gebunden.
 Sie empfingen Parzival zu Fuß:
 Ein Segen dauchte sie sein Gruß.
 Sie begrüßten auch mit Fleiß
 Diesen Heiden schwarz und weiß
 Und ritten weinend, ob in Freuden,
 Gen Monsalväsch dann mit den Beiden.
 Da fanden sie zahllose Schar,
 Manch schönen Ritter grau von Haar,
 Knappen und edle Kinde.
 Das traurge Ingesinde
 Schien ihre Ankunft doch zu freun.
 Feirefiss Anschewein
 Und sein Bruder Parzival,
 An der Stiege vor dem Saal
 Wurden sie wohl empfangen.
 In den Saal ward gegangen.

Da lagen nach des Hauses Sitten
 Hundert Teppiche, rund geschnitten;
 Ein Bett auf Jedem, weich genug,
 Mit gestepptem Sammetüberzug.
 Da musten Beide zum Empfang
 Niedersitzen, nur so lang,
 Bis sie die Rüstung abgethan.
 Dann kam ein Kämmerer heran,
 Der Kleider brachte, reiche,

Ihnen beiden gleiche.
 Auch all die Schar der Ritter saß.
 Man trug von Gold (es war nicht Glas)
 Manch theuern Becher in den Saal.
 Feirefiss und Parzival
 Tranken und gingen dann
 Zu Anfortas dem traurgen Mann.

Ihr habt wohl schon vernommen, daß
 Er lehnte und gar selten saß;
 Auch wie das Bett geschmückt ihm war.
 Die Zwei empfing Anfortas, zwar
 Fröhlich, doch mit Kummers Klage:
 »Mit Schmerz erhardt' ichs lange Tage,
 Wird ich künftig von euch froh.
 Wohl war euer Abschied so,
 Daß ihr es billig jetzt bereut,
 Wenn euch mir zu helfen freut.
 Ward jemals Preis von euch gesagt,
 Hier ist mancher Ritter, manche Magd:
 Bittet, daß man mir den Tod
 Vergönnt, so endet meine Noth.
 Ist euer Name Parzival,
 So entziehet meinem Blick den Gral
 Sieben Nacht nur und acht Tage,
 So hat ein Ende meine Plage.
 Euch anders warnen darf ich nicht:
 Heil euch, wenn Hülff euch nicht gebricht.
 Eur Gesell ist hier ein fremder Mann,
 Dessen Stehen ich nicht dulden kann.
 Was sorgt ihr nicht für sein Gemach?«
 Parzival mit Weinen sprach:

»Sagt mir, wo der Gral hier liege.
 Ob Gottes Gnade an mir siege,
 Des werdet ihr wohl inne werden.«
 Da warf er betend sich zur Erden
 Dreimal zur Dreifaltigkeit,
 Daß des traurgen Mannes Leid
 Jetzt ein Ende möcht empfahn.
 Der Held stand auf und sprach alsdann:
 »Oheim, was fehlet dir?«
 Der für St. Silvestern einen Stier
 Vom Tode lebend wandeln hieß,
 Der Lazarum erstehen ließ,
 Derselbe half, daß Anfortas
 Als bald zu vollem Heil genas:

Was der Franzose nennt Florie,
Den Glanz er seiner Haut verlieh.
Parzivals Schönheit war nun Wind,
Und Absalons, Davidens Kind,
So Aller, die wie Vergulacht
Die Schönheit erblich hergebracht,
Auch Gachmureten's Schönheitspreis,
Als er dort zu Kanvoleis
Einzug hielt so wonniglich –

All ihre Schönheit dieser wich,
Die Anfortas aus Siechheit trug.
Gott kann der Künste noch genug.

Da braucht' es weiter keine Wahl:
Durch die Schrift an dem Gral
War ihnen schon ein Herr benannt.
Parzival ward anerkannt
Als König und Gebieter dort.

Hartmann von Aue

* um 1170 † um 1215

Epiker und Minnesänger, nahm am dritten Kreuzzug teil. Verfasser von höfischen Epen nach dem Vorbild von Chretien de Troyes (*Erec*, *Iwein*) und Legenden (*Gregorius*, *Der arme Heinrich*).

GREGORIUS

*Mîn herze hât betwungen
dicke mîne zungen
daz si des vil gesprochen hât
daz nâch der werlde lône stât:
daz rieten mir diu tumben jâr...*

Mein Herz hat oft
meine Zunge dazu gedrängt,
daß sie vieles gesagt hat,
was auf den Lohn der Welt aus ist:
das riet mir meine jugendliche Unerfahrenheit.
Jetzt aber habe ich die Wahrheit erkannt:
wer auf den Rat des höllischen Henkers hin
sich auf seine Jugend verläßt,
so daß er drauflos sündigt,
wie ihn die Jugend treibt,
und denkt:
»Du bist noch jung,
mit Deinen Missetaten
wird man klarkommen:
du kannst sie noch im Alter büßen«,
der denkt anders, als er soll.
Sein Plan schlägt sehr leicht fehl,
denn an diesem Wollen hindert ihn
höhere Gewalt:

wenn der bittere Tod
 die Überheblichkeit rächt
 und ihm seine Lebenszeit
 mit einem jähen Ende abbricht.
 Aus Gottes Gnade verstoßen,
 hat er dann die falsche Wahl getroffen.
 Wäre er hingegen
 ein Sohn Adams, so wie Abel,
 und könnte seine Seele
 bis zum Jüngsten Tag
 ohne Sündenschuld bleiben,
 so hätte er nicht zu viel
 für das ewige Leben gegeben,
 das keinen Anfang hat
 und auch nie aufhört.
 Deshalb möchte ich mit Eifer
 die Wahrheit verkünden,
 damit Gottes Wille geschehe
 und der große Druck
 der Sündenlast
 etwas verringert würde,
 die ich durch meinen sinnlosen Zeitvertreib
 mit Worten auf mich geladen habe.
 Denn daran zweifle ich nicht:
 wie uns Gott an diesem einen Mann
 gezeigt und bewiesen hat,
 wurde nie auf dieser Welt
 die Missetat eines Menschen so groß,
 daß er ihrer nicht los und ledig würde,
 falls sie ihn von Herzen reut
 und er sie nicht wieder von neuem begehrt.
 Von dem ich Euch jetzt erzählen werde,
 dessen Schuld war gewaltig und groß,
 so daß sie sehr schwer anzuhören ist.
 Aber aus einem guten Grund
 darf man sie nicht verschweigen:
 damit durch sie
 alle Sünder zur Erkenntnis kommen,
 die der Teufel
 auf den Weg zur Hölle verleitet hat:
 wenn einer von ihnen
 die Schar der Gotteskinder mehren
 und selbst umkehren will
 auf den Weg zum Heil,
 daß er dann den Zweifel aufgibt,
 der viele in den Abgrund sinken läßt.
 [...]

Der diese Erzählung übersetzt
und auf deutsch abgefaßt hat,
das war Hartmann von Aue.
Hier beginnt nun richtig
die ungewöhnliche Geschichte
von dem heiligen Sünder.
Ein Land gibt es in Frankreich,
es heißt Aquitanien
und liegt nicht weit vom Meer.
Der Herrscher dieses Landes
hatte von seiner Frau
zwei Kinder, wie sie
nicht schöner sein konnten:
einen Sohn und eine kleine Tochter.
Die Mutter der Kinder starb,
als sie ihnen das Leben schenkte.
Und als die Kinder
zehn Jahre alt waren,
ergriff der Tod auch den Vater.

[...]

Da nun die beiden adligen Kinder
doppelt verwaist waren,
nahm sich der junge Herr
gleich seiner Schwester an
und kümmerte sich um sie, so gut er vermochte
in aufrichtiger Treue.

[...]

Man muß wirklich zugeben,
er sorgte so gut für sie,
wie ein treuer Bruder
sich um seine liebe Schwester kümmern soll.
Ihre Liebe zu ihm war
eher noch stärker.
Sie waren sehr glücklich.
Als dieses schöne Glück
der böse Feind bemerkte,
der wegen seiner Überheblichkeit und seines Hasses
in der Hölle gefangen liegt,
da ärgerte ihn das schöne Glück der beiden
(er hielt es für zu groß),
und er handelte, wie es seine Gewohnheit ist:
denn es war und ist ihm immer ein Ärgernis,
wenn es jemandem gutgeht,
und er ist immer auf der Lauer,
wo er das ändern kann.
So sann er darauf,
sie um Glück und Ehre zu bringen,

und wie es ihm gelänge,
 ihre Freude zunichte zu machen.
 Liebesverlangen nach seiner Schwester
 flüsterte er ihm so lange ein,
 bis der junge Herr
 seine aufrichtige Liebe
 in falsches Begehren verkehrte.
 Das eine war das Liebesverlangen,
 das ihm den Kopf verdrehte,
 das zweite die Schönheit seiner Schwester,
 das dritte des Teufels Falschheit,
 das vierte seine kindliche Unerfahrenheit,
 die sich im Bund mit dem Teufel gegen ihn wandte,
 bis er ihn dazu brachte,
 daß er tatsächlich darauf aus war,
 mit seiner Schwester zu schlafen.
 Weh, Herr Gott, o weh
 über diese Künste des Höllenhundes,
 daß er uns so in Gefahr bringt!
 [...]

An diesem Unheil
 zeigte Frau Minne wieder
 ihre übele Art:
 sie hat schon immer Freude in Leid verkehrt.
 So ist für sie
 süßer Honig mit bitterer Galle verkocht.
 Er fing an, heftig zu weinen,
 und stützte den Kopf
 voll Trauer in die Hand,
 wie jemand, der sich große Sorgen macht.
 Seine ganze Ehre stand auf dem Spiel –
 dennoch beklagte er mehr
 die Bedrängnis seiner Schwester
 als sein eigenes Leid.
 Die Schwester blickte ihren Bruder an
 und sagte: »Benimm Dich wie ein Mann,
 hör auf zu weinen wie eine Frau
 – das kann uns leider nichts nutzen –
 und überlege Dir irgendeine Abhilfe,
 daß doch – wenn wir schon wegen unseres
 Verbrechens
 Gottes Huld verloren haben –
 unser liebes Kind
 mit uns nicht verdammt sei,
 so daß drei zugrunde gingen.
 Man hat uns immer wieder versichert,
 daß ein Kind ganz frei

von der Schuld seines Vaters ist.
Darum soll es Gottes Gnade
nicht deshalb verlieren,
weil wir zur Hölle bestimmt sind,
denn es ist an unserem Verbrechen
ganz und gar schuldlos.«

[...]

Es war ein Sohn, den sie gebar,
eben den heiligen Sünder,
der der eigentliche Held
dieser Erzählung ist.
Es war ein schönes Kind.
Bei der Geburt des Kindes
war niemand zugegen
als diese beiden adligen Frauen.

[...]

Sie bauten auf Gott,
daß er sie hierbei vor aller Sünde
bewahren möge.
Das sollte sich als richtig erweisen:
wer Gott recht vertraut,
handelt niemals falsch.
Also kam ihnen gleich in den Sinn,
es wäre das beste für sie,
das Kind auf dem Meer auszusetzen.
Da zögerte man nicht:
der Hausherr ging heimlich zu Werke
und beschaffte ohne Aufsehen
einen festen Kasten,
den allerbesten,
den es gab.
Da hinein wurde das schöne Kind
mit vielen Tränen gelegt,
darunter und darüber breitete man
so herrliches Seidentuch,
wie niemand besseres hat.
Außerdem legte man zu ihm,
wie man mir gesagt hat,
zwanzig Goldmark hinein.
Damit sollte man es aufziehen,
wenn Gott es
einmal an Land brächte.
Der Edelfrau, die das Kind geboren hatte,
brachte man eine Tafel,
die war aus bestem Elfenbein
und schön verziert – wie ich gelesen habe –
mit Gold und Edelsteinen:

ich habe nie
 so eine schöne gehabt.
 Darauf schrieb die Mutter
 mit bestem Können
 über die Herkunft des Kindes,
 denn sie hatte die Hoffnung,
 daß Gott es
 zu Menschen brächte,
 die an ihm Gottes Walten erkennen würden.
 Auf der Tafel stand folgendes:
 es sei von hoher Geburt,
 und die Frau, die es geboren habe,
 sei seine Tante,
 sein Vater sein Oheim.
 Es sei, dieses Verbrechen zu verbergen,
 auf dem Meer ausgesetzt worden.
 Weiter schrieb sie,
 daß man es taufen
 und das Gold für seine Erziehung verwenden solle.
 Und wenn der, der es finde,
 ein guter Christ sei,
 sollte er das Vermögen vermehren
 und ihm eine gelehrte Ausbildung geben,
 die Tafel für ihn aufbewahren
 und ihn in den heiligen Schriften unterrichten,
 daß er, wenn er zum Mann heranwachse,
 darauf alle
 diese Ereignisse lese
 und also nicht hochmütig werde.
 Wenn er so fromm würde,
 daß er sich Gott
 zuwendet,
 solle er dann jederzeit Buße
 leisten in treuer Fürbitte
 für das Vergehen des Vaters
 und dann solle er an die denken,
 die ihn zur Welt brachte:
 das hätten sie beide nötig
 zur Rettung vor der ewigen Verdammnis.
 Ihm wurde
 weder sein Stammland genannt
 noch seine Abkunft oder seine Heimat.
 Es schien ihnen besser, das zu verschweigen.
 [...]

Wenige Tage vergingen,
 bis ihr schlimme Botschaft zukam

und das größte Leid,
das ihr im Leben zugestoßen war:
ihr Bruder sei tot.
Aus Liebesehnsucht hatte ihn der Tod ereilt.
[...]

Gott war des Kindes Amme,
bis er es
unversehrt ans Land brachte.
Nach zwei Nächten und einem Tag
kam es, von den Wellen getrieben,
zu einer Insel,
von Gott dorthin geschickt.
Ein Kloster lag da am Ufer,
das von einem frommen Abt geleitet wurde.
Der hatte zwei Fischer beauftragt,
vor Tage auf See
zu fischen.

Doch machte ihnen das Wetter zu schaffen,
der Wind wurde so stark,
daß sie weder einen kleinen noch einen großen
Fang machen konnten.
Sie fuhren schnell zurück.
Auf der Rückfahrt
fanden sie die Barke des Kindes
auf den wilden Wogen schwimmen.

[...]
Der Abt, der sich in seiner Zelle aufgehalten hatte,
ging zum Meer spazieren,
ganz allein, ohne Begleitung,
und hielt Ausschau nach den Fischern,
um zu sehen, ob sie Erfolg gehabt hätten.

[...]
Er fragte: »Woher habt Ihr das?«
Nun dachten sie sich allerlei Lügen aus,
um den Abt irrezuführen,
sie wollten ihn ablenken
und hätten das auch geschafft,
wenn Gottes Gnade
es ihm nicht eingegeben hätte:
als er nämlich das Fragen aufgeben
und wieder in sein Kloster gehen wollte,
da fing das Kind sehr laut an zu weinen
und machte den Gottesmann damit
auf sich aufmerksam.

Da sagte der aufrechte Mann:
»Da ist ein Kind darin,

sagt mir gutwillig,
 woher habt Ihr es?
 Wie seid Ihr dazu gekommen?
 Das will ich wissen, Punctum!«
 Da besannen sie sich
 und berichteten ihm – wie ich Euch eben –
 wie sie ihn auf dem Meer gefunden hatten.
 Jetzt ließ er den kleinen Kasten auf den Strand stellen
 und die Verschlüsse lösen.
 Dann sah er darin
 einen wunderbaren Fund liegen,
 ein Kind – das sagte sein Herz – so schön,
 wie er es nie gesehen hatte.

[...]
 Er ließ das Kind zum Taufstein bringen,
 hob es selbst aus der Taufe und nannte es daher
 nach seinem eigenen Namen: Gregorius.
 Als das Kind die Taufe empfangen hatte,
 sagte der Abt: »Nachdem ich jetzt
 sein geistlicher Vater geworden bin,
 will ich es um meines Seelenheils willen
 immer mit Freude
 wie mein eigenes Kind halten,
 denn es ist so begnadet.«

[...]
 Als er elf Jahre alt war,
 gab es wirklich
 keinen besseren Lateiner
 als den kleinen Gregorius.
 Dann wurde er in drei Jahren
 noch klüger,
 so daß sich ihm die Theologie
 in aller Klarheit enthüllte:
 das ist die Wissenschaft von Gott.
 Was man ihm auch beibrachte
 an Nützlichem für Leib und Seele,
 davon begriff er immer das Wesentliche.
 Dann studierte er das Kirchenrecht,
 und der junge Mann wurde so
 in dieser Wissenschaft
 ein hervorragender Rechtskundiger:
 diese Wissenschaft handelt vom Gesetz.

[...]
 Der Abt sagte: »Mein lieber Sohn,
 hör zu, ich will Dir guten Rat geben,
 dazu fühle ich mich Dir, meinem lieben Kind,

das ich von klein auf erzogen habe, verpflichtet.

Gott hat Dir alles Gute getan:

er hat aus seiner Liebe

Dir für Leib und Geist

ganz den freien Willen gegeben,

so daß Du selbst Dein Leben

zu Schanden oder zu Ehren

gestalten und führen kannst.

[...]

Gregorius sagte: »Herr,

Ihr habt Gott hohe Ehre

an mir Armem erwiesen,

Euch ewige Verdienste erworben

und das Beste vorgeschlagen.

Aber mein jugendlicher Zorn

erlaubt mir nicht,

Euch zu folgen.

[...]

Nun helft mir, lieber Herr,

daß mein Verlangen nach Ritterschaft

in Taten umgesetzt wird:

dann habt Ihr mit Gutes getan.«

»Sohn, Du hast mir viel gesagt

viele deutsche Worte gemacht,

so daß ich mich sehr

über Dich wundern muß, hic et nunc!

Dabei verstehe ich gar nicht, worauf das hinaus soll,

es hätte genausogut Griechisch sein können.

Unser Schulmeister, der Dich

bis heute unterrichtet hat,

von dem hast Du das nicht gelernt.

Aber woher Du das auch immer hast,

Du bist – das wird mir daran deutlich –

in Deinem Herzen kein Klostermann.

Doch will ich es Dir nicht mehr ausreden:

Gott füge, daß es Dir gutgeht,

und gebe Dir in seiner Macht

Segen für Deine Ritterschaft.«

[...]

Dann sagte der treue Mann,

der sein Herr gewesen war:

»Sohn, jetzt hast Du ja gelesen,

was ich Dir bisher verschwiegen habe:

Deine Tafel hat es Dir genau gesagt.

Nun bin ich mit Deinem Gold

verfahren, wie ich nach

der Bitte Deiner Mutter sollte.

Ich habe es Dir in Gottes Namen
 beträchtlich vermehrt.
 Einhundertfünfzig Mark
 haben wir Dir –
 wenn wir es auch schlecht verstehen –
 aus den siebzehn seit der Zeit erwirtschaftet,
 als wir Dich zuerst gefunden haben.
 Ich gab denen drei Mark und nicht mehr,
 die Dich mir von der See brachten.
 So viel Geld besitzt Du:
 damit wirst Du gut
 weiteren Gewinn erlangen,
 wenn Du klug damit umgehst.«
 Darauf antwortete ihm Gregorius
 unter heftigem Weinen:
 »O weh, lieber Herr,
 ich bin tief gefallen
 ohne jegliche eigene Schuld.
 Wie werde ich Gottes Huld
 gewinnen, nachdem solch große Sünde
 vor mir hier geschrieben steht?«
 »Liebster Sohn, das sage ich Dir.
 Wahrhaftig, das glaube mir,
 wenn Du bei der Ritterschaft bleibst,
 sieh, so vermehrt sich die Wirkung
 Deiner leichten Sünden jeden Tag,
 und es gibt keine Hilfe mehr für Dich.
 Deshalb laß ab von dem Irrtum,
 auf den Du verfallen bist,
 und diene hier Gott.
 Nie hat er Dienst ungelohnt gelassen.
 Sohn, jetzt stelle Dich ihm zur Rechtfertigung
 und gib Deine kurze Lebenszeit als Preis
 für das ewige Heil.
 Sohn, den Rat will ich Dir geben.«
 »O weh, lieber Herr,
 jetzt ist mein Verlangen
 nach der Ausfahrt noch größer als vorher.
 Niemals werde ich ruhen
 und immer unterwegs sein,
 bis Gottes Gnade mir offenbart,
 woher ich komme, wer ich bin.«
 [...]

Jetzt hob der Heimatlose
 Herz und Hände
 zum Himmel und bat inständig,
 daß ihn unser Herr

in irgendein Land schicke,
wo seine Fahrt ein sinnvolles Ziel finden könnte.
Er befahl den Schiffsleuten,
daß sie sich dem Willen
der Winde übergaben
und das Schiff fahren ließen,
wohin die Winde es wiesen,
und nirgendwo anders hinlenkten.
Jetzt wehte ein starker Wind:
der blieb ihnen treu,
und sie wurden schon nach wenigen Tagen
von einem Sturm
zum Land seiner Mutter getrieben.
Das war verheert und verbrannt,
wie ich Euch schon erzählt habe,
so daß ihr nicht mehr geblieben war
als ihre Hauptstadt,
die auch von Not und Elend heimgesucht wurde.

[...]

Als er hörte,
die Herrin sei
schön, jung und ohne Mann
und daß der Krieg
und die Feindschaft daraus entstanden seien,
daß sie den Herzog abgelehnt
und daß sie überhaupt
den Männern völlig abgesagt habe,
da hätte er sie liebend gerne gesehen:
und wie das geschehen könnte,
ohne Anstoß zu erregen,
danach fragte der Fremde.

[...]

Als dieses geplagte Land
seine Not überwunden hatte
und wie früher in Frieden dastand,
quälte die Landherren
beständig die Furcht
in der Ungewißheit,
es könnte ihnen wieder so ergehen,
wenn wieder ein Mächtiger
sie angriffe.
Sie sagten, das große Land
sei von einer Frau nicht zu schützen
vor unrechtmäßigen Übergriffen.
Da faßten sie schnell
miteinander den Beschiuß,
der Herrin nahezulegen,

und zwar dringend,
 einen Mann zu nehmen,
 der für sie als Landesherr geeignet sei:
 das wäre in jeder Hinsicht gut.
 Sie wüßten allerdings genau, daß sie
 Gott zuliebe den Entschluß gefaßt habe,
 für alle Zeit
 auf einen Mann zu verzichten.
 Daran tue sie nicht recht:
 sie verfehle ihr Leben,
 wenn sie ein so bedeutendes Land
 durch ihr Verhalten ohne Erben
 so zugrunde gehen lasse.
 Das seien hingegen ihre Ratschläge,
 daß sie wirklich besser handle
 vor der Welt und vor Gott
 und sogar sein Gebot besser erfülle,
 wenn sie einen Mann nehme
 und Erben bekäme.
 Das war wirklich der beste Rat:
 denn die Ehe
 ist der allerbeste Stand,
 den Gott den Laien gegeben hat.
 Als ihr diese heilige Wahrheit
 so weit dargelegt wurde,
 folgte sie ihrem Rat und ihrem Ersuchen
 in der Meinung, nach Gottes Willen zu handeln,
 und gelobte, einen Mann zu nehmen.
 Das entsprach dem Willen aller.
 Daraufhin faßten sie ferner den Beschluß,
 ihr die Wahl zu überlassen,
 wen sie nehmen wollte.
 Als das nun zur Entscheidung anstand,
 da dachte die Edle
 oft darüber nach,
 wen sie überhaupt nehmen könnte,
 der mehr nach ihrem Sinn wäre
 als der Mann –
 dem Gedanken verfiel sie ganz und gar –,
 den ihr Gott geschickt hatte,
 sie und ihr Land zu befreien.
 Das war ihr Sohn Gregorius.
 So wurde er dann
 alsbald seiner Mutter Mann.
 Damit geschah des Teufels Wille.
 [...]

Die Tafel behielt er allezeit

heimlich bei sich,
versteckt in seiner Burg,
dort, wo es niemand wußte:
es war die, die man damals bei ihm fand.
Darauf las er jeden Tag
seine sündenvolle Geschichte –
das rührte seine Augen zu Tränen – ,
wie er geboren wurde
und von der Sündenlast
von Mutter und Vater.
Unseren Herrgott flehte er um
seine Gnade für sie beide an –
und erkannte die Sünde nicht,
die er selbst auf dem Rücken trug,
die er Tag und Nacht
mit seiner Mutter beging
und womit er Gott beleidigte.

[...]

Der heilige Sünder sagte:
»Herrin, was ist denn mit Euch?«
Sie konnte ihm kaum antworten,
denn das Seufzen erstickte ihre Stimme.

Sie stammelte:

»Herr, ich muß verzweifelt sein.«
»Was fehlt Euch, meine liebe Herrin?«

»Herr, so viel,
daß ich vor Gott darüber klagen will,
daß ich je auf diese Welt kam,
denn das Heil versagt sich mir.

Gott selbst hat
die Stunde verflucht,
in der ich geboren wurde.

Unheilmächte haben sich gegen mich verschworen
und halten an ihrem Schwur fest,
denn von Anfang an ist mir tausendfach Herzeleid
für eine Freude widerfahren.

Herr, Ihr sollt mir erklären,
woher Ihr stammt.

Die Frage, die ich jetzt stelle,
wäre längst an der Zeit gewesen:
ich fürchte, ich habe sie zu lange aufgeschoben.«

»Herrin, ich glaube zu wissen, worüber Ihr Klage führt.

Euch hat jemand gesagt,
ich sei ein Mann von niederem Stand.

Wüßte ich, wer Euch damit
so viel Schmerz zugefügt hat,
so würde ich alles daransetzen,

ihn zu töten:
 er wird sich gut verbergen müssen!
 Wer er auch sei, er hat gelogen:
 ich stamme mit Sicherheit
 von einem Herzog ab.
 Seid nun einverstanden,
 daß wir nicht weiter darüber reden.
 Ich kann Euch nicht mehr dazu mitteilen.«
 Darauf entgegnete die Herrin:
 »Darum, Herr, geht es nicht.
 Ja, den Menschen sähe ich,
 weiß Gott, nie wieder freundlich an,
 der mir von Euch etwas berichtete,
 was Euch nicht recht wäre:
 er fände hier keine gute Aufnahme.
 Ich fürchte vielmehr,
 Eure Familie sei mir allzu ebenbürtig.«
 Die Tafel holte sie hervor,
 sie sagte: »Seid Ihr der Mann –
 verbergt mir nichts! –,
 von dem hier geschrieben steht,
 so haben die Machenschaften des Teufels
 uns Seele und Leib zugrunde gerichtet:
 ich bin dann Eure Mutter und Eure Frau.«
 [...]
 » Mich wundert, nach der Missetat,
 die mein Leib begangen hat,
 daß mich die Erde noch tragen mag.
 Mein Sohn und Herr, könnt Ihr mir sagen –
 denn Ihr habt viele Bücher studiert –,
 ob es doch noch eine Buße
 für solche Missetat geben kann,
 so daß ich, wenn es keine Hilfe gibt,
 wie ich glauben muß,
 und ich in die Hölle komme,
 doch noch damit verdiene, daß sie etwas
 weniger grausam für mich ist
 als für die vielen,
 die sonst zur Hölle verdammt sind?«
 »Mutter«, sagte Gregorius,
 »redet nie wieder so:
 es ist gegen das Gebot.
 Verzweifelt nicht an Gott:
 Ihr sollt bestimmt errettet werden.
 Ich habe nämlich ein tröstliches Wort gelesen:
 daß Gott die vollkommene Reue
 als Buße für jede Missetat annimmt.

Eure Seele kann gar nicht so krank sein,
daß Ihr nicht
gerettet seid, sobald Euer Auge aus Herzensreue naß wird.
Glaubt das!

Bleibet bei Eurer Landesherrschaft.
Mit Speise und Kleidung
sollt Ihr kargen,
Bequemlichkeit und Freude fliehen.
Ihr sollt es mit der Herrschaft nicht so halten,
daß Ihr sie ausübt
um weltlicher Ehre willen,
sondern um mit Eurem Reichtum
Gottes Willen um so mehr zu erfüllen.

[...]

Er legte die prächtigen Gewänder ab
und ging in ärmlicher Kleidung
aus dem Land.

Der Herr als Bettler
gönnte sich keine Freude mehr,
nur daß er seine Mühsal
willig ertrug.
Er verlangte im Herzen danach,
daß ihn der gnädige Gott
in eine Wildnis schickte,
worin er

bis zu seinem Tod büßen könnte.

Diese Not war ihm eine Freude.

Er mied vorsätzlich
die Menschen, die Straßen
und das offene Feld:
nur in die Wildnis

lenkte der Arme seine Schritte.

Er watete neben dem Steg durch die Flüsse,
mit seinen zarten Füßen ohne Schuhe
zog er durch Wald und Sumpf,
indem er immerzu betete,
und aß nicht bis zum dritten Tag.

Nun führte ein schmaler Steig
nahe bei dem Meer hinab ins Tal.

Den nahm der Mann, der kaum mehr lebte,
und folgte ihm bis dorthin,
wo er ein Häuschen sah:
dorthin wandte sich der Arme, um auszuruhen.

Ein Fischer hauste dort,
er meinte, das kein anderer Ort
zum Fischen günstiger sei.

Ihn bat der Büsser

um Herberge in Gottes Namen.
 Von dem mußte er mehr Schimpf und Spott ertragen,
 als er bisher gewohnt war.

[...]

Er sagte: »Mein Herr, ich bin ein Mensch,
 der nicht weiß, wie er mit seiner Sündenschuld
 fertig werden kann.

Und ich suche, um Gottes Huld zu erlangen,
 einen Ort in dieser Wildnis,
 wo ich bis zu meinem Tode
 ständig strenge Buße tun
 und mich kasteien kann.

[...]

Darauf antwortete ihm der Fischer:

»Wenn Du das willst, Freund, sei froh,
 wirklich, ich bringe Dich ans Ziel.

Ich weiß hier bei uns einen Felsen,
 ein Stück weit draußen im Meer,
 da kannst Du richtig leiden.

Wenn wir es schaffen,
 Dich dorthin zu bringen –
 so hast Du reichlich schwere Tage,
 Dein Leid zu klagen.

Der ist verlassen genug für Dich.
 Wenn Du aber deutlich zeigen möchtest,
 daß Du unbedingt büßen willst,
 gebe ich Dir ein besonders gutes Mittel:

ich habe schon lange
 eine Fußschelle,
 die will ich Dir mitgeben,
 damit Dein Leben seinen festen Ort
 auf diesem Felsen findet.

Die schließe ich um Dein Bein.
 Wenn Dich dann Deine Bekehrung reut,
 mußt Du unfreiwillig
 doch darauf bleiben.

[...]

So brachte er ihn sehr unwirsch
 auf jenen wilden Felsen.

Dort schloß er ihm die Beine
 fest in die Fußschelle.

Er sagte: »Hier mußt Du alt werden.
 Wenn Dich nicht der Teufel mit seinen Künsten
 fortführt,

kommst Du hier niemals wieder herunter.«
 Den Schlüssel warf er in das Meer.

Er sagte: »Eines weiß ich sicher,

falls ich den Schlüssel
aus der tiefen See wiederfinden sollte,
dann bist Du ohne Sünde
und wirklich ein Heiliger.«

[...]

Als der völlig Verlassene
auf dem wilden Felsen
siebzehn Jahre verbracht
und Gott ihm
seine Todsünde vergeben hatte
und ihm Gnade schenkte,
da starb, wie ich gelesen habe,
der Papst in Rom.

Kaum war er gestorben,
strebte jeder Römer
mit seiner Sippe
wegen der reichen Pfründe
nach diesem Amt.
Ihr Streit wurde so groß,
daß sie vor lauter Haß
und Ehrgeiz
nicht mehr zu entscheiden wußten,
wem sie den päpstlichen Stuhl überlassen sollten.

Daraufhin kamen sie überein,
die Wahl

unserem Herrgott anzuvertrauen:
sein gnädiger Wink
sollte ihnen offenbaren, wer ihm
als Regent recht sei.

Sie gelobten und leisteten
ihm Dienst

mit Almosen und mit Gebet.
Gott handelte gnädig, wie er
stets auf Bitten der Frommen hin geholfen hat.

Eines Nachts offenbarte er sich
zwei weisen Römern,
deren Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit
so hell zutage trat,

daß ihr Wort wie ein Eid galt.

Als sie, jeder für sich, dalagen
und inständig beteten,
sprach Gottes Stimme zu ihnen,
daß sie früh am nächsten Tag
die Römer zusammenbitten
und ihnen kundtun sollten,

was Gottes Wille
mit ihrem Regenten sei.

Es lebte da einsam
auf einem wilden Felsen
ein Mann in Aquitanien,
von dem niemand hier etwas wußte,
ganze siebzehn Jahre lang:
mit dem wäre
der Stuhl Petri gut besetzt.
Und er heiße Gregorius.

[...]

Da gab ihnen Gott ein,
daß man ihn –
sollten sie ihn jemals finden –
in der Wildnis suchen müßte.
So eilten sie dorthin,
wo sie das Gebirge liegen sahen,
zur Wildnis am Meer.
Die Unsicherheit quälte sie sehr,
weil sie nicht in Erfahrung bringen konnten,
wo sie ihn fänden.

Da führte sie der Gang zur Wildnis
in einen Wald, weg vom Feld.
So zogen die Leute ohne Weg,
wie ihnen ihr Herz eingab,
ziellos bis zum dritten Tag.
Einen Pfad ohne Hufspuren
fanden sie dann:
darüber freuten sie sich sehr.
Der grasbewachsene Weg, der ohne Hufspuren war,
führte sie weit bis zu einer Uferstelle,
wo jener Fischer am Meer
wohnte, von dem ich oben berichtet habe.

[...]

Als sie es sich bequem gemacht hatten,
sagte der Fischer zu den Gästen:
»Ich habe Glück,
daß ich hier
so edle Leute begrüßen darf:
ich habe nämlich heute
einen sehr schönen Fisch gefangen.«

[...]

Da fand der geldgierige Mensch
den Schlüssel in seinem Magen,
von dem ihr früher gehört habt,
womit er Gregorius
böswillig festgeschlossen hatte
vor siebzehn Jahren
und den er in die See geworfen

und dabei gesagt hatte: wenn
er den Schlüssel fände
aus der Tiefe des Meeres,
dann sei Gregorius ohne Sünde.
Als er ihn in dem Fisch fand,
erkannte er sofort,
wie verblendet er gewesen war,
und raufte sich sogleich
mit beiden Händen die Haare.
Ich hätte ihm wahrlich dabei geholfen,
wenn ich bei ihm gewesen wäre –
wie böse ich ihm auch sonst sein mag.
Als er sich heftig gerauft
und an die Brust geschlagen hatte,
da fragten ihn die Herren,
was ihm denn fehle,
weil sie ihn so bitter klagen sahen.
Da berichtete er ihnen ehrlich
von Gregorius, seinem Gast,
so daß sie alle Einzelheiten erfuhren.
Ich meine, es wäre sinnlos,
wenn ich Euch die frühere Geschichte
nun noch einmal
Wort für Wort erzählte:
dann machte ich aus einer Geschichte zwei.

[...]

Morgens ganz früh
fuhren sie zum wilden Felsen.
Als sie nun mit Mühe
die Ruderstangen an den Felsen angelegt hatten,
daß sie auf ihn steigen konnten,
hielten sie
nach Gregorius Ausschau,
dem lebenden Märtyrer:
einen bildschönen Menschen,
an dem keine Spur zu sehen war
von Hunger oder Kälte
oder irgendeinem Mangel,
mit so kostbarem Schmuck
an Leib und an Gewand,
daß niemand
Herrlicheres an Edelsteinen,
Seide und Gold
hätte haben können,
mit Kleidern, wunderschön gemacht,
einen Mann, der mit freundlichem Lächeln
und strahlenden Augen daherkäme,

um liebe Freunde zu begrüßen,
 mit goldblondem Haar –
 es hätte Euch sehr gelüstet,
 ihn zu sehen! –,
 mit schön geschorenem Bart,
 in jeder Hinsicht fein gemacht,
 als ob er zum Tanz gehen wollte,
 mit so schmal geschnittenen Hosen,
 wie sie überhaupt am besten aussehen –
 den fanden sie dort nicht:
 So einer mußte anderswo sein.
 Ich sage Euch, was sie fanden.
 Als sie sich
 auf dem wilden Felsen umschaute,
 da bemerkte der Fromme, Reine
 sie gleich.
 Nun wollte er ihnen entfliehen,
 denn er schämte sich sehr:
 er war nackt und bloß.
 Er konnte aber nicht schnell laufen,
 weil er Fesseln
 an beiden Beinen hatte.
 Er warf sich auf den Felsen:
 so wollte er sich verstecken.
 Als er sie auf sich zukommen sah,
 brach er für seine Blöße eine Staude ab.
 So fanden sie den Gottesfreund:
 erniedrigt auf Erden,
 in hohem Ansehen bei Gott,
 den Menschen widerwärtig,
 im Himmel sehr geliebt.
 Der Arme war tatsächlich
 mit Haaren
 an Kopf und Bart überwuchert,
 an der Haut waren sie verfilzt.
 Vorher waren sie blondgelockt,
 jetzt schwarz wie Ruß von der Not.
 Einst waren seine Wangen
 von feinem Rot
 und Weiß,
 wohlgerundet –
 jetzt schwarz und eingefallen,
 sein Angesicht war bleich geworden.
 Einst waren
 die Augen tatsächlich strahlend und klar,
 der Mund lächelte freudig –
 jetzt war er bleich und kalt,

die Augen hohl, trübe und rot,
wie es die Entbehrung erzwungen hatte,
mit hängenden Brauen,
rauh und lang,
einst war er kräftig an allen Gliedern,
jetzt abgemagert
bis auf die Knochen:
er war so dünn
an Armen und an Beinen,
daß es Gott erbarmen könnte.
Wo bei ihm Tag und Nacht
die Fußschelle anlag,
hatte sie oberhalb des Fußes
das Fleisch peinvoll
bis auf den Knochen abgescheuert,
so daß sie immerzu
aus den frischen Wunden
mit Blut begossen war.
Das war sein ständig schwärender Schmerz,
abgesehen von den anderen Qualen, die er litt.
Ich sage zum Vergleich:
wie wenn jemand ein Leintuch
über Dornen breitet,
ebenso leicht hätte man bei ihm
alle seine Knochen,
die großen und die kleinen,
durch die Haut zählen können.
Aber wie sehr der Gottesfreund
auch körperlich
von den Qualen verändert war,
so war doch sein Helfer,
der Heilige Geist,
so beständig und mächtig gewesen,
daß er das nicht verloren hatte:
seine frühere
Redekunst und Buchgelehrsamkeit
hatte er bis heute behalten.
Als die Abgesandten
ihn gesehen hatten,
so wie ich Euch erzählt habe,
in so erbärmlichem Zustand,
da dauerte er sie
so sehr, daß ihnen das Wasser aus den Augen
wie ein Regen auf die Kleider strömte.
Sie beschworen ihn bei Gott
und bei seinem Gebot,
sie wissen zu lassen,

ob er Gregorius heiße.
 Als er so sehr bedrängt wurde,
 teilte er ihnen mit,
 daß er Gregorius sei.
 Jetzt sagten sie ihm,
 warum sie hergekommen seien,
 wie Ihr vorhin gehört habt,
 wie ihnen beiden in der Nacht
 von Gott offenbart wurde,
 daß er ihn benannt,
 selbst erwählt und verkündet
 und zum Regenten eingesetzt habe,
 hier auf Erden als seinen Stellvertreter.
 [...]

Nun bekräftigten sie ihm beide
 mit heiligen Eiden
 das, was sie
 ihm dargelegt hatten,
 daß er ihnen eher glauben konnte.
 Er sagte: »Ich war ein Gefäß, randvoll
 mit Sünde und Schande,
 als ich auf diesem Felsen
 mit dieser Schelle gefesselt wurde,
 die Ihr hier um meine Beine seht.
 Nun ist die Sünde keines Menschen so groß –
 der, dessen Macht das Höllentor aufsprengte,
 dessen Gnade ist noch größer.
 Wenn Gott unser Herr
 meine vielen Sünden
 in seiner Barmherzigkeit vergeben hat
 und wenn ich rein geworden bin,
 so muß er uns dreien
 ein deutliches Wahrzeichen seines Wortes geben,
 sonst werde ich mein Leben
 auf diesem Felsen beenden.
 Er muß mir
 den Schlüssel senden, mit dem ich hier
 so fest in die Schelle geschlossen bin,
 oder ich gehe nie fort von hier.«
 Da fiel der Fischer vor ihm
 mit vielen Tränen auf die Knie,
 er sagte: »Liebster Herr, ich bin
 jener Sünder,
 der das verbochen hat.
 Ich armer Verdammter,
 ich empfang Euch mit Zorn.«
 [...]

Er schloß die Fußschelle auf.
Dann teilten die Alten
mit Gregorius ihre Priesterkleidung.
Und als er angekleidet war,
da nahmen sie
diesen sündelosen Menschen mit sich,
fort vom wilden Felsen.

[...]

Von einem besonderen Wunder erzähle ich Euch:
drei Tage vor der Ankunft
erhob sich in Rom ein mächtiges Klingen,
von selbst begannen überall
die Glocken zu läuten,
und sie kündeten den Menschen,
daß ihr Herrscher
bald käme.
Daran erkannten alle
seine Heiligkeit.
Sie fuhren ihm gleich
in Richtung Aquitanien
drei Tagereisen entgegen.
Sie verkündeten über die Lande
den Ruhm Gottes:
in Wolle gekleidet und mit bloßen Füßen
trugen sie ihre Reliquien.
Als Willkommensgruß
hörte er Lobgesänge
bei seinem Einzug.
Es lagen an der Straße
zahllose Kranke,
die waren dorthin gekommen, weil sie von ihm
Heilung erhofften.
Sein Segen machte viele von ihnen
unterwegs gesund.
Wen er dort
auf dem Weg
mit seinem Segensblick oder seiner Hand berührte,
mit seinem Wort oder seinem Gewand,
der wurde auf der Stelle
von seinen Leiden geheilt.
Das erhabene Rom
empfing seinen Regenten
mit lachender Freude.
Das war ein großes Glück für die Stadt:
denn nie wurde dort
ein Papst eingesetzt,
der ein besserer Arzt

für die Wunden der Seele war.
 Er verstand sein Amt richtig auszuüben,
 denn ihm war das rechte Maß
 durch die Lehre des Heiligen Geistes geschenkt.
 Das Recht schützte er mit Eifer.
 Es ist richtig, daß man
 Demut in der Gewaltausübung bewahrt –
 das hilft den Armen – ,
 und doch soll man Entschlossenheit zeigen,
 damit man gefürchtet wird,
 und jene mit der Kraft des Gesetzes niederwerfen,
 die gegen das Recht sind.
 Wenn schließlich ein Teufelskind
 sich nicht dem geistlichen Spruch beugt,
 muß Gewalt ausgeübt werden.
 Dafür sind die beiden Rechtsformen geschaffen:
 sie lehren, was Recht ist, und schlagen den Übermut nieder.
 Man soll dem Sünder
 sein Leid
 mit sanfter Buße lindern,
 daß ihm die Reue süß wird.
 Das Recht ist streng:
 wenn man den Sünder
 zu heftig bedrängt,
 so kann er es nicht aushalten.
 Wenn er um Gnade bittet
 und man überfordert ihn mit harter Buße,
 so wird ein Mensch leicht mutlos dadurch,
 so daß er sich wieder von Gott lossagt
 und abermals des Teufels Knecht wird.
 Deshalb geht Gnade vor Recht.
 So wußte er das richtige Maß
 im geistlichen Leben zu geben,
 so daß die Sünder erlöst wurden
 und die Guten beständig blieben.
 Durch die Macht seiner Lehre
 wuchs Gottes Ruhm
 und erstarkte mächtig
 im Römischen Reich.
 [...]

Mit aufrichtiger Freude
 empfang er seine Mutter
 und war von Herzen froh darüber,
 daß ihm die Gnade zuteil geworden war,
 sie vor ihrem Tode zu sehen
 und sie in ihrem Alter
 unter seinen geistlichen Schutz zu nehmen

und ihr Rat und Hilfe
für Seele und Leib zu geben.
Immer noch war ihr nicht bewußt,
daß sie ihn je zuvor gesehen hatte.
Mit kunstreicher Verstellung sagte er darauf zu ihr:
»Edle Frau, sagt mir im Namen Gottes,
habt Ihr in der Zwischenzeit irgend etwas darüber gehört,
wohin Euer Sohn gekommen,
ob er am Leben oder gestorben ist?«
Da seufzte sie aus schwerem Herzen.
Sie sagte: »Nein, edler Herr.
Ich bin sicher, er hat sich
vor Schmerz so sehr kasteit,
daß ich – wenn mir nicht das Gegenteil bezeugt wird –
nicht glaube, daß er noch lebt.«
Er sagte: »Sagt es mir, sollte die Gnade Gottes
es Euch ermöglichen,
ihn zu sehen,
memt Ihr,
daß Ihr ihn dann erkennen würdet?«
Sie antwortete: »Wenn ich mich nicht täusche,
würde ich ihn erkennen, falls ich ihn sähe.«
Er erwiderte: »Nun sagt mir bitte:
Würde Euch das
beglücken oder betrüben,
wenn Ihr ihn sehen könntet?«
Sie sagte: »Wie Ihr
habe ich
dem guten Leben, dem Reichtum,
der Freude und adliger Pracht gänzlich entsagt,
als wäre ich eine Frau aus niederem Stand:
die einzige Freude,
die mir in diesem Leben geschehen könnte,
wäre die, ihn zu sehen.«
Er sagte: »So seid froh,
denn ich kann Euch große Freude verkünden.
Neulich traf ich ihn
und er versicherte mir in aller Aufrichtigkeit,
er empfinde für niemanden
mehr Liebe und wahrhafte Treue
als für Euch.«
»O Gott, Herr«, sagte die Frau,
»lebt er noch?« »Ja.« »Und wie?«
»Es geht ihm gut und er ist hier.«
»Kann ich ihn sehen, edler Herr?«
»Ja, gewiß, er ist ganz nah.«
»Herr, so laßt mich ihn sehen.«

»Edle Frau, das kann leicht geschehen.
 Wenn Ihr ihn wirklich sehen wollt,
 braucht Ihr nicht länger zu warten –
 liebste Mutter, schaut mich an:
 ich bin Euer Sohn und war Euer Mann.
 Wie groß und schwer
 meiner Sünden Last auch war,
 Gott hat sie nun vergeben,
 und ich habe dieses Amt
 von ihm erhalten.
 Auf sein Geheiß
 wurde ich hierzu erwählt:
 so habe ich ihm
 Seele und Leib übereignet.«
 So wurde die unglückliche Frau
 voll und ganz für ihr Leid entschädigt.
 Gott hatte sie auf wunderbare Weise,
 ihnen beiden zur Freude, zusammengeführt.
 So blieben sie vereint
 bis zum gemeinsamen Tod.
 Was Gregorius ihr geboten
 und als Buße geraten hatte,
 als er aus ihrem Land ging,
 das hatte sie ausdauernd
 mit ihrem Leben und Besitz
 vollkommen erfüllt,
 ohne daran irre zu werden.
 Was sie noch an Jahren gemeinsam
 in Rom verlebten,
 widmeten sie beide
 Gott allein,
 so daß sie nun auf ewig
 zwei erwählte Gotteskinder sind.
 Für seinen Vater erwirkte er,
 daß er mit ihm den Thron dort einnahm,
 wo die Freude niemals aufhört:
 wohl dem, der seinen Platz dort hat!
 An dieser guten Geschichte
 von diesen Sündern,
 die trotz schwerer Schuld
 noch Gottes Huld erlangten,
 soll niemals
 ein Sünder
 sich ein schlechtes Beispiel nehmen,
 wenn er Gott fern ist,
 und etwa dieses denken:
 »Sei frech und fröhlich,

wie könntest Du verdammt sein?
Wenn die hier
nach ihren großen Freveln gerettet wurden,
dann wird Dir genauso geholfen,
und wenn mir Rettung bestimmt ist,
so werde ich auch wie diese gerettet.«
Wen der Teufel dazu antreibt,
daß er auf diese Hoffnung hin sündigt,
den hat er bereits überwältigt
und hält ihn in seiner Gewalt gefesselt,
und selbst wenn seine Sünde klein ist,
so geht gerade dieser Gedanke
mit tausendfacher Missetat einher,
dann kann ihm nicht mehr geholfen werden.
Vielmehr soll sich der Sünder
daran ein heilbringendes Vorbild nehmen:
wie viel er auch gesündigt hat,
so wird ihm doch Hilfe zuteil,
wenn er bereut
und aufrichtige Buße leistet.
Hartmann, der seine Mühe
an diese Erzählung gewendet hat,
Gott und Euch zuliebe,
der möchte damit
den Lohn von Euch allen
gewinnen,
wenn Ihr die Geschichte hört oder lest,
daß Ihr Fürbitte für ihn leistet:
ihm möge die Gnade zuteil werden,
Euch dereinst
im Himmelreich zu erblicken.
Deshalb sendet allesamt
diesen heiligen Sünder
als Fürsprecher um unserer Schuld willen,
damit wir in dieser Heimatlosigkeit
am Ende solche Gnade
finden, wie die beiden sie fanden.
Dazu helfe uns Gott! Amen.

Gottfried von Straßburg

* + 13. Jh.

Vermutlich Angehöriger des Straßburger Stadtbürgertums, Autor von *Tristan*, der mittelhochdeutschen Fassung des Tristan-Stoffes.

TRISTAN UND ISOLDE**GOTTFRIED**

[...] Wer minnt mit edlem Sinne,
 Liebt Mären von der Minne;
 Darum, wer sehrende Mären will,
 Der fahr nicht weiter und steh hier still!
 Ich sing ihm Sehneschmerzen
 Von zweien edlen Herzen,
 Die reiner Liebe zugesagt:
 Der Minne Knecht, der Minne Magd,
 Ein Mann ein Weib, ein Weib ein Mann,
 Tristan Isold, Isold Tristan.
 Ich weiß wohl, Viele sind gewesen,
 Die haben von Tristan gelesen:
 Sind ihrer doch nicht viel gewesen,
 Die haben recht von ihm gelesen.
 Thu aber ich dergleichen nun
 Und will noch etwas drüber thun,
 Als ob mir ihrer Aller Sagen
 Von dieser Märe thät mißbehagen,
 So red ich anders, als ich soll.
 Das thu ich nicht! Sie sprachen wohl,
 Und nur aus edlem Muthe,
 Mir und der Welt zu Gute.
 Bei meiner Treue! sie meinten's gut,
 Und was ein Mann in Güte thut,
 Das ist auch gut und wohlgethan.
 Aber, wie ich gesprochen han,
 Daß sie nicht haben recht gelesen,

Das ist, wie ich euch sage, gewesen.
 Sie sprachen in der Richte nicht,
 Wie Thomas von Britannien spricht,
 Der Meister in Aventüren was
 Und in britannischen Büchern las
 Aller der Landesherren Leben
 Und es uns hat zur Kunde geben.
 Nun der von Tristan anders nicht
 Denn die Richte und Wahrheit spricht,
 Begunte ich mit Fleiße
 In Büchern beider Weise,
 Welsch und latein, zu trachten,
 Zu suchen und zu achten,
 Wie ich in seiner Richte
 Diese Märe dichte.
 So muß ich's lange treiben,
 Da fand ich all sein Schreiben
 In einem Buche zu lesen,
 Wie dieses Abenteuer gewesen.
 Was aber ich gelesen han,
 Und welch Gewand ich umgethan
 Der Märe, das leg ich mit Gebühr
 Allen sehrenden Herzen für,
 Daß sie durch Unmuße genesen:
 Es ist sehr gut für sie zu lesen.
 [...]

DIE BRAUTFAHRT

Tristan, das frische junge Blut,
 Der hub da wieder an sein Leben;
 Ihm war ein ander Leben gegeben,
 Er war ein neugeborner Mann.
 Da fing's erst wieder bei ihm an,
 Und wurde er froh von Herzensgrund.
 König und Hof, die waren allstund
 Zu seinem Willen und Dienst bereit,
 Bis sich die schnöde Unmüßigkeit,
 Der verworfene Neid begann,
 Der nimmer ruhen, noch rasten kann,
 An vielen der Herrn zu üben,
 Ihnen zu wirren und trüben
 Den Muth und auch die Sitten,
 Daß sie nicht gerne litten
 Die Ehre und die Würdigkeit,
 Die ihm der Hof erwies zur Zeit
 Und all das Landgesinde.
 Sie begannen gar geschwinde
 Zu reden von seinen Dingen,
 Ihn ins Geschrei zu bringen,
 Daß er ein Zaubrer wäre;
 Und jene ganze Märe,
 Wie er ihren Feind Morolden schlug,
 In Irland sich sein Ding zutrug,
 Das gaben sie also zu verstehn,
 Daß alles aus Zauber wäre geschehn.

[...]

Da fielen sie auf einen Rath,
 Die Marken Rathes pflagen,
 Daß sie dem Herrn anlagen
 Beides so fruh als späte
 Mit fleißiglichem Rathe,
 Daß er ein Weib doch nähme,
 Von der er zu Erben käme,
 Sei es nun Tochter oder Sohn.
 Marke sprach: »Gott, der hat uns schon
 Einen guten Erben gegeben:
 Er friste dem das Leben!
 Tristan, dieweil der leben soll,

Das wisset ihr seit lange wohl,
 Kommt weder Frau noch Königin
 An diesen Hof. Das ist mein Sinn.« –
 [...]
 Der Rath sprach aber schadenfroh:
 »Herre, verfüget Ihr es so,
 Daß mein Herr Tristan hier zu Statt,
 Der da des Hofes Kunde hat,
 Eure Botschaft übernehmen will,
 So ist es alles an ein Ziel
 Und an ein stetes End gebracht.
 Der ist weise und wohlbedacht
 Und glücklich in allen Dingen:
 Der kann es zu Ende bringen.
 Er kann auch ihre Sprache wohl;
 Er endet, was er enden soll.« –
 »Ihr rathet übel,« sprach aber er:
 »Ihr fleißet Euch ja viel zu sehr
 Zu Tristans Schaden und seiner Noth.
 Er ist ja doch nun einmal todt
 Für euch und eure Erben.
 Nun soll er zweimal sterben,
 Wenn's euren Willen gelten soll.
 Nein, ihr von Kornwall, merket wohl,
 Ihr müsset selbst nach Irland hin.
 Rathet mir nimmermehr auf ihn.«
 »Herre,« sprach aber da Tristan,
 »Sie missereden nicht hieran.
 Es wäre wohl gefüge,
 Wenn es auch Euch zuschläge,
 So griffe ich es kühner an
 Und bereiter denn ein andrer Mann:
 Und ist auch recht, daß ich es thu.
 Herre, ich bin ganz gut dazu:
 Niemand kann Euch baß dienen.
 Nun so gebietet ihnen,
 Daß sie selbst mit mir fahren,
 So hin als her bewahren
 All Euer Ding und Eure Ehr.« –
 [...]

DER MINNETRANK

Indeß Tristan die Reise
 Betrieb mit allem Fleiße,
 Die Zubereitung leitete,
 Indessen so bereitete
 Isot, die weise Königin,
 In einem Glasgefäße drin
 Einen Trank der Minnen:
 Mit also feinen Sinnen
 War der erdichtet und vollbracht,
 Mit solcher Wunderkraft bedacht,
 Daß, wer davon mit Jemand trank,
 Der mußte Den ohne seinen Dank
 Vor Allen minnen und meinen,
 Der wieder Den, den Einen:
 Ihnen war Ein Tod und Ein Leben,
 Eine Trauer und Eine Freude gegeben.
 Den Trank, den nahm die Weise
 Und sprach zu Brangänen leise:
 »Brangäne,« sprach sie, »Niftel mein,
 Laß dir nicht schwer die Rede sein:
 Du sollt mit meiner Tochter hin,
 Darnach, so stelle deinen Sinn;
 Was ich dir sage, das vernimm:
 Das Glas mit diesem Tranke nimm,
 Das habe du in deiner Hut
 Und hüte es über alles Gut.
 Sieh, daß es auf der Erde
 Kein Auge innen werde.
 Bewahre fleißig zu jeder Stund,
 Daß Niemand es bringe an seinen Mund.
 Wende Fleiß an und achte stark:
 Wenn Isolde und König Mark
 Mit Minne sind kommen überein,
 So schenke ihnen den Trank für Wein
 Und laß sie Beide trinken da.
 Bewahre, das versteht sich ja,
 Daß Keinen sonst der Fürwitz sticht.
 Du selbst auch trinke mit ihnen nicht.
 Es ist ein Trank der Minnen,
 Das habe in deinen Sinnen.
 Isolden ich dir befehle
 Viel theuer auf deine Seele.
 Sie ist mein bestes Leben:
 Wir seien dir Beide ergeben
 Auf alle deine Seligkeit:

Hiemit genug für allezeit.« –
 »Traut Fraue,« sprach Brangäne froh,
 »Steht euer Beider Wille so,
 So will ich gerne mit ihr fahren,
 Ihre Ehre und all ihr Ding bewahren,
 So ich aufs Allerbeste kann.«
 Urlaub und Abschied nahm Tristan
 Und seine Leute hie und dort.
 Sie schieden ab von Weisefort
 Mit großer Freude und Herrlichkeit.
 Da gaben ihnen das Geleit
 Um Isoldens willen zum Hafen hin
 Der König und die Königin
 Und all ihre Massenie.
 Seine unverhoffte Amie,
 Seine unerkannte Herzensnoth,
 Die lichte wonnigliche Isot,
 War weinend zu allen Zeiten
 Tristanden an der Seiten;
 Ihr Vater und Mutter beide
 Die brachten mit manchem Leide
 Dieselben kurzen Stunden hin.
 [...]

Inmittelst strichen die Kiele hin.
 Sie hatten auch gleich von Anbeginn
 Guten Wind und gute Fahrt.
 Nun war die Frauerschaa so zart,
 Isolde und ihr Gesinde,
 Im Wasser und im Winde
 Gar ungewohnt der Mühesal.
 Nicht lange, so kamen sie allzumal
 In eine ungewohnte Noth.
 Tristan, ihr Meister, da gebot,
 Daß man zu Lande schalte
 Und eine Ruhe halte.
 In eine Bucht nun fuhren sie ein;
 Da ging die Mannschaft insgemein,
 Sich zu ergötzen, an das Land;
 Nun ging auch Tristan allzuhand,
 Seine lichten Frauen
 Zu grüßen und zu schauen;
 Und als er zu ihr nieder saß
 Und sie da redeten dies und das
 Von ihrer Beider Dingen,
 Bat er einen Trunk zu bringen.

Nun aber war Niemand darin,
 Ohne seine Königin,
 Als etliche kleine Jungfräulein.
 Und eine sprach: »Seht, hier steht Wein
 In diesem Gefäß, ich meine.«
 Nein, da war nichts von Weine,
 Obgleich man währte, es wäre;
 Es war die währnde Schwere,
 Die endelose Herzenoth,
 Von der sie endlich lagen todt.
 Nun war ihr aber das nicht kund:
 Sie stund auf und ging hin zur Stund,
 Wo Glas und Trank, nicht wohl fürwahr,
 Verborgen und aufgehoben war.
 Ihrem Meister Tristan bot sie es hin,
 Er aber bot es der Königin.
 Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,
 Und gab es ihm, da trank auch er,
 Und währten Beide, es wäre Wein.
 Inmittelst trat auch Brangäne ein,

Das Glas erkannte sie zur Stund,
 Da ward ihr die ganze Märe kund,
 Darüber sie sich so sehr vernahm,
 Daß sie von allen Kräften kam
 Und recht wie todt zu schauen war.
 Mit todttem Herzen ging sie dar:
 Sie nahm das leide unselige Glas
 Und ging von dannen und warf das
 Hinab in die tobende wilde See:
 »O weh mir Armen!« sprach sie, »o weh,
 Daß ich zur Welt je ward geboren!
 Ich Arme, wie hab ich nun verloren
 Meine Ehre und meine Treu.
 Trage Gott ewiglich Leid und Reu,
 Daß ich zu dieser Reise kam,
 Daß mich der Tod nicht von hinnen nahm,
 Da ich zu dieser argen Fahrt
 Mit Isolden beschieden ward!
 O weh, Tristan, und o weh, Isot,
 Der Trank ist euer Beider Tod!«

DER MINNE SCHULD

Wie sanft uns in der Liebe sei,
 So müssen wir doch je dabei
 Gedenken auch der Ehren.
 Wer sich an nichts will kehren
 Denn an des Leibes Freud und Lust,
 Der kommt an Ehre zu Verlust.
 Wie wohl Tristanden mochte thun
 Das Leben, das er hatte nun,
 Doch zog ihn seine Ehre ab.
 Seine Treue ihm Warnung gab,
 Daß er ihrer gedächte
 Und Marken sein Weib heimbrächte.
 Die beiden, Ehr und Treue,
 Bezwang ihn aufs Neue
 Sein Herz und seine Sinne,
 Die da gegen die Minne
 Hatten zuvor den Sieg verloren,
 Da er die Minne für sie erkoren:
 Die zwo Sieglosen im ersten Streit,
 Die siegten über die Minne seit.
 [...]
 Marke, der hieß zur selben Frist
 Den Landbaronen sagen,

Daß sie in achtzehn Tagen
 Bei Hofe sich einfänden,
 So daß sie ihm wohl anständen
 Zum Fest und zur Brautleite.
 [...]
 Nun daß die Ehe vollzogen ward
 Und sie in ihrem Rechte bewahrt
 Und Kornewall und Engelland
 Also gesetzt in ihre Hand,
 Daß, wenn sie keinen gebäre,
 Der Erbe Tristan wäre,
 Und auch die Huldigung vollbracht,
 Und nun sie sollte auf die Nacht
 Mit ihrem Herren schlafen gehn,
 Da hatten sie sich vorgesehn,
 Sie und Brangäne mit Tristan
 Und hatten alles zuvor gethan,
 Auf daß Ort und Gelegenheit
 Zu ihren Statten wär bereit
 Und alles wohl berathen.
 In Marke's Kemenaten
 Wären die Vier in guter Ruh,
 Der König und die Drei dazu.

Nun war auch Marke herabgekommen.
 Brangäne hatte an sich genommen
 Isoldens Brautgewande hier:
 Die Kleider waren zwischen ihr
 Verwechselt und der Königin.
 Tristan führte Brangänen hin,
 Die Marter zu leiden und die Noth.
 Die Lichter löschte Frau Isot.
 Marke Brangänen zu ihm zwang:
 Ich weiß nicht, wie ihr der erste Klang
 Gefiel der neuen Weise:
 Sie duldet so leise,
 Daß es gar ohne Geräusche blieb:
 Was ihr Gespiele mit ihr trieb,
 Sie leistete und gewährte,
 Was er an sie beehrte,
 Mit Messing oder auch mit Gold,
 So wohl, als er es je gewollt.
 Ich will mich deß auch wohl versehn,
 Daß es eh selten sei geschehn,
 Daß je Messing, so schön und reich,
 Für einen güldenen Vergleich
 Als Bettgeld ward gegeben.
 Ich setze gern mein Leben,
 Daß nimmer ward seit Adams Tagen
 So edles Trugmetall geschlagen,
 Noch falsche Münze von echtem Schlag
 Zu eines Mannes Seite lag.
 Dieweil die beiden Guten
 So ohne Ruhe ruhten,
 Die ganze Weile hatte Isot
 Gar große Angst und starke Noth;
 Sie dachte immerfort bei sich:
 »Gott Herre, nun bewahre mich
 Und hilf mir, daß mein Niftelein
 Mir möge treu und redlich sein.
 Ich fürchte, treibt sie dieses Spiel
 Allzu lange und allzu viel,
 Daß es ihr so behage,
 Daß es gar drüber tage;
 So werden dann wir alle
 Zu Spotte und zu Schalle.« –
 Nein, ihre Gedanken und ihr Muth,
 Die waren lauter und waren gut.
 Nachdem sie für Isolden

Das Messing machte golden
 Und leistete ihre Teiding dort,
 Da ging sie von dem Bette fort.
 Bald auch zur Hand Isolde war:
 Vor das Bette saß sie dar,
 Als sollte sie Dieselbe sein.
 Da heischte der König auch den Wein,
 Wie es die Sitte ihm befahl:
 Denn es war Sitte dazumal,
 Daß man in allweg dessen pflag,
 Wenn Einer bei einer Jungfrau lag
 Und ihr die Blume abgewann,
 Daß Jemand kam mit Wein alsdann
 Und bot den Trank da Beiden
 Zusammen ohn Unterscheiden.
 Dieselbe Sitte auch da geschah:
 Tristan sein Neffe brachte da
 Beide so Licht als Wein dahin.
 Der König trank und die Königin.
 Auch kann man in Mären lesen,
 Es sei des Tranks gewesen,
 Von welchem Tristan und Isot
 Verfielen in ihre Herzensnoth.
 Nein, der that Keinem fürder weh:
 Brangäne warf ihn in die See.
 Nun sie die Sitte gehalten auch,
 Beide getrunken nach dem Brauch,
 Die junge Königin Isot,
 Da legte sie sich mit mancher Noth,
 Mit verborgenen Schmerzen
 In ihrem Muth und Herzen
 Zu ihrem Herrn dem König nieder.
 Der begann seine Freude wieder:
 Er zwang sie nahe an seinen Leib.
 Ich wähe, ihm dächte Weib wie Weib:
 Ihm war auch Diese füglich,
 Und fand's mit ihr vergnüglich.
 Ihm war Diese wie Jene,
 Isolde wie Brangäne:
 An jeder war Messing und war Gold.
 Auch leisteten sie ihren Sold
 Also her und also hin,
 Daß er nichts merkte in seinem Sinn.
 [...]

DIE MINNEGROTTE

[...]

Nun, dies erging, und dies geschah,
 Recht wie es Marke sagte da:
 Tristan und seine Fraue Isot,
 Sie neigten sich mit mäßiger Noth,
 Mit kühlem Herzeleide
 Ihrem Herrn dem König Beide,
 Darnach dem Hofgesinde dar.
 Das innige getreue Paar
 Sich an den Händen faßte
 Und ging aus dem Palaste.

[...]

Da war Tristanden ein hohler Schlund
 In einem wilden Berge kund,
 Den er zu einer Stunden
 Von Aventüre funden;
 Da hatte ihn einst beim Jagen
 Sein Weg dahin getragen.
 Dieselbe Höhle, die war weiland,
 Unter der heidnischen Zeit im Land,
 Vor Korine's Jahren,
 Da Riesen noch Herren da waren,
 Gehauen in den wilden Berg;
 Da hatten sie Obdach und Geberg,
 So sie sich mit Heimlichkeiten
 Der Göttin Minne weihten.
 Wo so eine Höhle funden ward,
 Dieselbe war mit Erz verwahrt
 Und wurde der Minne nach benannt
 La fessure a la gent amant,
 Der Minnenden Grotte, sagen wir.
 Der Name war auch gebürlich ihr.
 Auch nennt uns der Aventüre Mund
 Die Grotte ein gewölbt Rund,
 Weit, hoch, mit aufrecht graden Streben,
 Schneeweiß und ringsum gleich und eben.
 Das Gewölbe, das schloß sich oben,
 So daß es war zu loben,
 Und auf dem Schluß eine Krone war,
 Die war gezieret wunderbar
 Mit Geschmeide und edlen Steinen,
 Das gab ein Leuchten und Scheinen.
 Der Estrich unten war glatt und gleich,
 Blank wie ein Spiegel, schön und reich,
 Von Marmor, grün wie Auen

Im Frühling anzuschauen.

Ein Bette stand inmitten,
 Rein aus Krystall geschnitten,
 Hoch, weit, wohl auferhaben,
 Mit Schriften rings ergraben;
 Und sagt uns auch die Märe,
 Daß es gewesen wäre
 Geweiht der Göttin Minne.

[...]

Die Bäume mit ihrer Blüthe,
 Die Aue, die licht erglühete,
 Die Blumen, das ingrüne Gras,
 Und alles, das da blühte, das
 Sah ihnen lachend ins Angesicht.
 Auch grüßte sie, funkelnd im Morgenlicht,
 Der Thau mit seiner Süße:
 Er kühlte ihre Füße
 Und säftete ihre Herzen gar.
 Als dessen genug geschehen war,
 So schwebten sie wieder ins Gestein
 Und kamen unter sich überein,
 Was sie thäten zu dieser Stunde,
 Da sie sorgten von Herzensgrunde
 Und fürchteten, wie es auch geschah,
 Daß irgend Jemand ihnen nah
 Durch diese Hunde käme,
 Ihre Heimlichkeit vernähme.
 Da fand nun Tristan einen Sinn,
 Und wurden sie Beide eing drin:
 Sie gingen zu ihrem Bette wieder
 Und legten sich da wieder nieder,
 Von einander wohl manche Spanne,
 Recht so wie Mann bei Manne,
 Nicht wie man siehet Mann und Weib.
 Da lag einander Leib und Leib
 Zuwider, wie man selten pflegt.
 Auch hatte Tristan noch gelegt
 Sein bloßes Schwert hin zwischen sie.
 Hinwärts lag er, herwärts lag sie.
 Sie lagen sonder, Eins und Ein:
 So schiefen sie zusammen ein.

[...]

Der König sprach: »Weise mich hin.«
 Der Jägermeister führte ihn fort
 Hin durch die Wilde bis an den Ort,

Da er vom Rosse gesprungen war.
 Der König sprang auf den Rasen dar
 Und schritt empor zur Pforte;
 Der Jäger hielt am Orte.
 Nun Marke, der kam hin zum Thor,
 Das ließ er, wandte sich davor
 Nach außen am Steingewende:
 Und an des Gesteines Ende,
 Da nahm er manche Kehre
 All nach des Jägers Lehre.
 Da fand er auch ein Fensterlein
 Und sandte die Augen auch hinein
 Zu Liebe und zu Leide.
 Die sah er auch da Beide
 Liegend auf dem Krystall empor
 Und immer noch schlafend wie zuvor.
 Er fand sie, wie sie auch Jener fand,
 Wohl von einander abgewandt,
 Das dahin, Das dorthin gekehrt,
 Und zwischen ihnen das bloße Schwert.
 Er erkannte den Neffen und sein Weib:
 Sein Herz in ihm und all sein Leib
 Die erkalteten, beide,

Vor Liebe und auch vor Leide.
 Diese fremde Gelegenheit,
 Die war ihm lieb und war ihm leid;
 Lieb meine ich ob dem guten Schein,
 Als wären sie von Schulden rein,
 Leid, daß er sie doch beisammen sah.
 In seinem Herzen sprach er da:
 »Gnädiger Gott und Herre mein,
 Was mag an diesen Dingen sein?
 Wenn unter ihnen geschehen ist,
 Was ich argwöhnte so lange Frist,
 Wie können sie also liegen dann?
 Ein Weib soll doch dem lieben Mann
 In den Armen zu allen Zeiten
 Kleben an seiner Seiten:
 Wie liegen diese Gelieben so?«
 Und aber sprach er, halb schon froh:
 »Ist denn etwas an der Geschicht,
 Ist hie Schuld, oder ist sie nicht?« –
 Hiemit war aber der Zweifel da:
 »Schuld?« sprach er, »meiner Treuen, ja.«
 »Schuld?« sprach er, »meiner Treuen, nein.«
 [...]

SCHEIDEN UND MEIDEN

Wir müssen zur Hut zurückekommen.
 Den Gelieben, wie ihr habt vernommen,
 Isolden und Tristanden,
 Die das Verbot empfanden,
 That diese Hut so innig weh,
 Daß sie noch fleißiger denn je
 Auf ihren Willen dachten,
 Bis sie ihn auch vollbrachten
 Zu ihrem ganzen Leide:
 Davon gewannen Beide
 Groß Leid und tödtliche Klage.
 Es war einst am Mittage,
 Die Sonne schien, und leider sehr,
 Daß auch verbrannte ihre Ehr.
 Da schien zwiefältiger Sonnenschein
 Der Königin in ihr Herz hinein
 Und verbrannte ihre Sinne,
 Die Sonne und die Minne:
 Der sehnende Muth, die heiße Zeit,
 Die quälten sie im Widerstreit.

Nun wollte sie dem Kampfe,
 Dem Muth und dem Sommerdampfe,
 Mit einer Kunst entspringen
 Und fiel recht in die Schlingen.
 Sie ging zu dem Baumgarten hin,
 Nach ihrer Wonne zu trachten drin,
 Und suchte allda Schatten,
 Der ihr käme zu Statten
 Und hielte ihre Hilfe und Schirm bereit,
 Da Kühle wäre und Einsamkeit.
 Und allzuhand daß sie den fand,
 Hieß sie ein Bette dar zuhand
 Gar schön und reichlich machen
 Mit Decke und mit Leilachen:
 Da wurde Purpur und Bliant
 Und königliches Bettgewand
 Ueber das Bett gespreitet.
 Nun daß dies war bereitet
 Meisterlich aus dem Grunde,
 Da legte sich la blunde

In ihrem Hemd, die Schöne, drein.
 Die Jungfrau hieß sie insgesamt
 Entweichen aus dem Garten
 Und nur Brangänen warten.
 Tristanden ward entboten,
 Daß er käme zu Isoten
 Und wiche um nichts von seinem Pfad.
 Nun that er recht, wie Adam that:
 Das Obst, das ihm seine Eve bot,
 Das aß er und mit ihm den Tod.
 Er kam. Da ging Brangäne fort
 Und setzte sich zu den Frauen dort,
 So bang und schwer im Herzensgrund.
 Den Kämmerern sie gebot zur Stund,
 Die Thüren all zu schließen,
 Und daß sie Niemand ließen,
 Den sie nicht hieße lassen ein.
 Man schloß die Thüren insgesamt;
 Und als Brangäne niedersaß
 Da bedachte sie aber das
 Und beklagt' es in ihrem Muth,
 Daß keine Furcht und keine Hut
 An ihrer Frauen was verding.
 Unter diesen Gedanken ging
 Der Kämmerer einer für die Thür
 Und stand auch nicht so bald dafür,
 Da ging der König gegen ihm her
 Und fragte nach der Königin sehr
 Mit ungeduldiger Rede.
 Nun sprach der Fräulein jede:
 »Sie schläfet, Herr, ich wähne.« –
 Die versunkene Brangäne
 Fuhr auf und schwieg, im Herzen krank,
 Das Haupt ihr auf die Schulter sank,
 Hände und Herz entfielen ihr.
 Der König sprach aber: »Nun saget mir,
 Wo schläfet sie, die Königin?« –
 Sie wiesen ihn zum Garten hin,
 Und Marke kehrte hin zuhand,
 Da er sein Herzeleid erfand:
 Weib und Neffen, die fand er
 Mit Armen in einander
 Gestrickt, wie Schlang und Schlange,
 Ihre Wange an seiner Wange,
 Ihr Mund an seinem Munde.
 Was ihm da kam zur Kunde,
 Was ihn die Decke sehen ließ,

Was sich außerhalb der Tücher wies
 Dort an dem obern Ende,
 Da sah er Arme und Hände,
 Sah Brust und Schulter beide
 So nahe zu seinem Leide
 Gedrängt und geschlossen,
 Und wäre ein Werk gegossen
 Von festem Erz, von Golde schwer,
 Man fände nie und nimmermehr
 Einen bessern Fug und Schluß darin.
 Herr Tristan und die Königin
 Schiefen in süßem Glühen,
 Weiß nicht, nach welchen Mühlen.
 [...]
 Hie merket aber Wunder:
 Tristan floh Widrigkeit und Leid
 Und suchte Leid und Widrigkeit:
 Er floh vor Marken und dem Tod
 Und suchte doch die Todesnoth,
 Die Herzenstod ihm drohte,
 Die Ferne von Isote.
 Was half's, daß er vorm Tode floh,
 Und zog dem Tod entgegen so?
 Was half's, daß er von Kornwall schied
 Und seine Herzensqual vermied,
 Da sie ihm dennoch Nacht und Tag
 Allstündlich auf dem Rücken lag?
 Das Weib erhielt er an dem Leben,
 Und seinem Leben war vergeben:
 Das war verwettet an das Weib.
 Ihm an dem Leben und an dem Leib
 Brachte nichts Lebendes den Tod,
 Als nur sein bestes Leben, Isot:
 So war er umrungen von Noth und Tod.
 Nun dachte er, sollt ihm diese Noth
 Jemals auf dieser Erden
 So weit erträglich werden,
 Daß er je möchte davon genesen,
 So müsse er Ritterschaft erlesen.
 Nun war eine Landesmäre,
 Daß großer Orlog wäre
 Hie in den deutschen Landen.
 Dies sagte man Tristanden.
 Als bald zur Champagne kehrte er
 Und fuhr von dannen gen Deutschland her.
 Da diente er so zu Lohne
 Dem Scepter und der Krone,

Daß nie das römische Reich gewann
 Zu seinem Banner einen Mann,
 Der je ward also sagenhaft
 Von seiner mannlichen Ritterschaft.
 Groß Glück und groß Gelingen
 In allen mannlichen Dingen
 Und Abenteuer erwarb er viel,
 Der ich nicht aller erwähnen will:
 Denn wollte ich seine Thaten all,
 Die man besungen hat mit Schall,
 Herzählen an den Händen,
 Die Märe würde nicht enden.
 Die Fabeln, die hierunter sind,
 Die muß ich werfen in den Wind.
 Es wird mit der Wahrheit schon allein

Genug der Mühe und Arbeit sein.
 Tristandens Leben und sein Tod,
 Sein lebender Tod, die schöne Isot,
 Die war in Gram verblieben.
 Des Tags, da sie ihrem Lieben
 Und seinem Kiele schaute nach,
 Daß ihr das Herze da nicht brach,
 Das schuf sein Leben, das ihr lieb:
 Das half, daß sie am Leben blieb;
 Sie konnte Leben, noch Sterben
 Ohne ihn nicht erwerben.
 Beides war ihr mit Gift vergeben:
 Sie konnte nicht sterben und auch nicht
 leben.

TRISTAN UND ISOLDE

Tod, hast du deinen Mann zuletzt
 In des Lebens Rennbahn müd gehetzt,
 Und nimmst ihn nun mit Frieden hin,
 Der dein eigen war von Anbeginn,
 Dem du schrittst auf seinem Pfade vor,
 Durch Wonne und Graus, mit dem dunklen
 Flor,

Dem du den sturmgepeitschten Kiel
 Ergriffst so nah beim Wonneziel?
 Führst du ihn in den Hafen ein
 Und läßt es um ihn stille sein?
 Noch nicht! Es gibt eine Lebenskraft,
 Die auch dem Starken, der alles rafft,
 Dem würgenden Riesen, die letzte Schlacht,
 Die unvermeidliche, sauer macht.

[...]

Und Tristan sprach in Todesqual
 Zu seinem treuen Kurvenal:
 »Geh hin nach Kornwall, geh zur Stund,
 Sag Ihr, ich liege tödtlich wund.
 Ich will, ich muß sie noch einmal sehn,
 Vergebung von ihrem Munde flehn
 Für all ihr Leid und Ungemach,
 Für alles, was an ihr verbrach
 Meine Lieb und Treu, ihres Lebens Fluch,
 Und ach, noch mehr mein Treuebruch!
 Mein irrer Geist hat keine Ruh,
 Sie komme denn, sie selbst, herzu.

Wie meinen Vater Riwalin
 Am dunklen Strande hieß verziehn
 Die Liebe, so nicht dort, noch hier
 Bin ich: mein Wesen ist in ihr.
 Sie nur hat über mich zu schalten:
 Sie soll mich lösen oder halten.
 Ich kann nicht leben, kann nicht sterben,
 Mag ich nicht Liebestrost erwerben.
 Nimm diesen Ring von meiner Hand
 Und bring ihr ihn, der Treue Pfand,
 Die von dem meinen, das ihr log,
 Ganz in ihr reines Herze zog.
 Nicht mahne, daß sie kommen solle,
 Auch sage nicht, daß ich es wolle:
 Sag ihr nur, wie es um mich steht,
 Sag's kurz, und wenn sie mit dir geht,
 So denke dran, was Warten heißt,
 Wenn Leib und Seel aus einander reißt.
 Spann alle Segel zum vollen Lauf
 Und setz ein weißes oben drauf,
 Daß ich auf meinen Ostertag
 Ein Stündchen früher mich freuen mag.
 Doch kommt sie nicht herüber, ist
 Sie krank oder todt zu dieser Frist,
 Was ich nicht glauben will, noch kann,
 Denn anders sagt's mein Herz mir an,
 Ja, oder zürnt sie mir so sehr,
 Daß sie mich nicht will sehen mehr,

Dann laß ein schwarzes Segel wehn,
 Daß Angst und Hoffnung rasch vergehn.
 Nichts mehr. Ich muß den Odem sparen.
 Gott lasse dich zum Heile fahren.«
 [...]
 Das Siechenbett zum Himmel macht
 Geliebter Hände Hut und Wacht:
 Doch unter einer Hand zu sein,
 Der man Dank sagt mit Seelenpein,
 In zweier Augen Hut zu stehn,
 In die man nicht mag gerne sehn,
 Das ist die bitterste Arznei,
 Ein lebender Tod! Ich sag es frei:
 Besser im Hospital verderben,
 Ja, lieber an der Straße sterben!
 Und in das Krankenzimmer trat
 Eine Maid, sprach: »Frau, ein Segel naht.«
 Das leise Wort traf Tristans Ohr,
 Er fuhr vom Lager halb empor,
 Sein Auge nahm wieder Leben an:
 »Wie ist's gestaltet?« frug Tristan.
 Das Mädchen wußt es nicht zu sagen;
 Er scheute sich, seine Frau zu fragen,
 Und bat: »Thu mir das Fenster auf,
 Damit ich schaue des Schiffes Lauf.« –
 Die Weißhand that es ohne Worte,
 Sie schritt zur großen Fensterpforte,
 Die da hinaus sah auf das Meer,
 Zog weg des Vorhangs grüne Wehr,
 Riß auf die Flügel und trat zur Seite.
 Der Held saß auf und sah ins Weite.
 Grau sank der Himmel in die See.
 Tristan sah nichts: ihm war so weh,
 Bei seines Herzens wildem Zittern
 Begann's ihm vor dem Aug zu flittern.
 Er sank zurück mit erzwungner Ruh,
 Schloß seine müden Augen zu,
 Und leise sprach er: »Meine Frau,
 Geh du zum Fenster hin und schau,
 Ob schwarz, ob weiß dies Segel ist.« –
 Sie sah hinaus eine lange Frist.
 Das Schiff kam, wie ein Pfeil vom Bogen,
 Mit langer Spur daher geflogen;
 Sie hätte es gern gebannt ins Meer,
 Doch unaufhaltsam zog es her.
 Schon sah sie Segeltaue fast,
 Und oben von dem höchsten Mast

Weiß schien der Minne Siegespanier.
 Sie stand und schaute stumm und stier:
 Ihr war's wohl schwer, das Wort zusagen;
 Doch Tristan ließ nicht ab mit Fragen.
 Sie sprach – Wie kam sie zu dem Wort?
 War's Tücke? vorbedachter Mord?
 Entschluß, nach ihrem Recht zu schalten,
 Die Fremde, Verhaßte fern zu halten,
 Die Buhlerin, und an ihrem Theil
 Zu sorgen für Tristans Seelenheil?
 Sprach kindischer Fürwitz nur aus ihr,
 Halb Mißgunst und halb Neubegier,
 Blödsinnige Neckerei, zu sehn,
 Wie dieses Spiel nun werde gehn?
 Ein köstlich Gefäß gerieth als Tand
 In unverständige Kindeshand
 Und ward elend im Spiel zerbrochen?
 Die Märe hat's nicht ausgesprochen.
 Und soll nun ich's? o fragt mich nicht:
 In diese Tiefen dringt kein Licht.
 Eins weiß ich: es gibt Weiberherzen,
 Da lauert der Teufel hinter Scherzen,
 Hüllt in gedankenloses Wort
 Die fressende Schärfe, den kalten Mord,
 Eidexen leiht er Gift vom Molche
 Und schafft die Nadel um zum Dolche.
 »Schwarz!« sprach sie. Und plötzlich, wie
 sie's sprach,
 Mit halber Stimme nur, da brach
 Die Sonne aus dem Nebelflor
 Mit ihrem vollsten Licht hervor,
 Wie Wahrheit durch die Nächte bricht,
 Und schaute ihr zornig ins Angesicht.
 Im Zimmer war es grabesstumm.
 Sie sah sich zögernd, ängstlich um,
 Was Tristan mache: der lag still
 Wie Einer, der wenig reden will.
 Sie sah und sprang in Todesnoth
 Zum Lager hin: Tristan war todt,
 Getödtet von dem Einen Wort.
 Sein Ostertag, seines Herzens Hort,
 Sein blondes Lieb, sein Tod und Leben,
 Hat ihm das Nein, den Tod, gegeben
 Zur Stunde, da sie bringt das Ja,
 Durch diese Lügenzunge da.
 Das Wort, das ihm zerschnitt sein Hoffen,
 Hat tiefer als das Schwert getroffen.

Der Tod ließ ihm die Muße nicht,
Wie Manchem, dem das Herze bricht,
Zur Seite sich zu wenden
Nach der Wand und so zu enden:
Recht wie er zuvor gelegen war,
So lag er todt, doch schön und klar,
Die Augen freundlich aufgeschlagen
Zur schönen Sonne, die seinen Tagen
Mit Trost erschien manch holdes Mal
Und ihn nun küßte mit goldnem Strahl.
[...]

Das weiße Segel war am Land,
Isolde betrat den fremden Strand,
Die Fremde, mit keinem andern Schwert
Als mit dem Liebesmuth bewehrt.
Sie sann nicht, wie es werden sollte,
Sie wußte, was sie schaffen wollte.
Ach, treues Weib, zu spät kommst du
Zum Kampfe, du triffst nur Fried und Ruh.
Hörst du die Glocken läuten?
Ahnst du, was sie bedeuten?
Siehst du verstörte Haufen
Des Volks zusammenlaufen?
Vernimmst du die Klagen in Schloß und
Stadt?

Weißt du —? Ach wohl! und todesmatt
Hing sie an Kurvenalens Arm,
Hinschwebend durch den Menschen-
schwarm.

Ihr Blut begann zu stocken,
Ihre Augen waren trocken,
Doch in dem Herzen saß die Noth
Mit stummem Ruf: »Todt! Er ist todt!«
So kamen sie zum Schloß hinan
Und kamen ins Zimmer, wo Tristan
Mit falscher Lüge ward erschlagen.
Die Weißhand saß bei ihm mit Klagen.
Da riß sich die blonde Isolde los,
Gewaltig stand sie, hoch und groß
Wie eine Todesgöttin, dort.
Lautlos trieb sie den Schemen lort,
Den hohlen, der zu seiner Hülle
Ihr Namen, Liebe, Lebensfülle,
Ja alles, alles ihr gestohlen,
Was nichts dem Schemen war, dem hohlen!
Ihr gnügte ein stummer Wink der Hand,
Vor dem die Andre nicht bestand.

Die Arme überließ's mit Graus,
Sie schlich sich still und scheu hinaus.
Sie konnt's im eignen Herzen lesen,
Daß sie das Kebsweib war gewesen.
Nun trat die blonde Königin
Zu ihrem todten Freunde hin,
Zu dessen Füßen Kurvenal
Stillknieend lag mit mancher Qual.
Sie sah ihm zärtlich ins Angesicht,
Erwies ihm fromm die letzte Pflicht
Und schloß die beiden Augen zu,
Woran ihr Trost und ihre Ruh
In lieben und leiden Jahren
So lang gelegen waren.
Dann setzte sie sich dem Todten nah,
So daß sie ihm ins Antlitz sah,
Und saß im weiten Faltengewand,
Die Hand in ihres Liebsten Hand,
Drei Tage und auch drei Nächte so.
Ihre Lippe sprach nicht Ach, nicht O,
Ihr Auge ward nicht Einmal naß,
Ihr Herz schien still zu stehn. Sie saß,
Auf Tristan heftend den starren Blick,
Und überdachte sein ganz Geschick,
Dem sie verwuchs im Rosenroth
Des Lebens, verwuchs in Noth und Tod.
So, auf Glückstrümmern hingestreckt,
Mit Asche verstobnen Glücks bedeckt,
Sitzt Hiob; lest um den Mund sein Leid,
Dort steht geschrieben: »Bitterkeit!«
Sich pressend vor des Kelches Neigen,
Sagt dieser Mund: »der Rest ist Schweigen.«
[...]
Das Weib ist Herz von Gottes Herzen,
Und Gott wohnt in des Weibes Schmerzen.
Die Mutter an des Kindes Grab,
Die Freundin, die der Erde gab
Den Freund, sie tragen Einen Schmerz,
Ein Schwert durchfuhr ihr liebend Herz,
Draus strömt in ungetrübter Fluth
Das tiefste und das reinste Blut.
[...]
Nun geht die Leidenszeit vorbei,
Die Schuld ist gebüßt, die Liebe frei.
Der stille Tristan rief sein Lieb,
Das noch ein wenig zurücke blieb,
Doch nicht mehr lange. Sie gab ihr Herz

Gehorsam hin dem hohen Schmerz,
 Indeß das Blut vom Herzen trug,
 Das stiller und immer stiller schlug,
 Die Todeskunde, das Siegeswort
 Durch alle Adern fort und fort,
 Und flüsterte jeder Fiber zu:
 »Die Marter ist aus, dein Dienst hat Ruh.«
 So löschen in einem Gotteshaus
 Die Lichter mählich, die Lampen aus,
 Bis einsam auf die verlaßnen Mauern
 Die Nacht sich lagert mit ihren Schauern.
 So trauert ein Stern, der sieht so fern
 Sein Zwillingslicht, den Bruderstern
 Verglimmend in die Nacht gesunken:
 Er stirbt und schwindet Funk um Funken,
 Bis eine Leiche zurücke bleibt,
 Die lichtlos durch die Himmel treibt.
 Und als die Sonne das dritte Mal
 Durchs Fenster sah mit erwachtem Strahl,
 Da saß die Stille, Bleiche

Bei ihres Tristans Leiche;
 Sie saß noch immer, sie war nicht
 Aufs Bett, noch auf sein Angesicht
 Herabgesunken: regungslos,
 Fast übermenschlich hoch und groß
 In ihrem faltigen Gewand,
 Noch immer haltend des Freundes Hand,
 In die Linke, goldumflossen,
 Das edle Haupt gegossen,
 Saß sie in schmerzenloser Ruh.
 Die treuen Augen waren zu,
 Doch blieb das Antlitz still und traut
 Dem Stillen zugewandt. Nun schaut
 Des Todes hohe Schönheit hie!
 Sie schlummern. Mir ist so wohl für sie.
 Gehören sie nun einander nicht
 In Gottes freiem Sonnenlicht,
 Und auch im treuen Schooß der Nacht,
 Wo Liebe selig bei Liebe wacht?

ROSE UND REBE

Inzwischen trug eine Barke
 Den armen greisen Marke
 Meerüber mit Brangänen,
 Die ihm in Angst und Thränen,
 Bedräut vom Grimme seiner Hand,
 Der Minne ganzes Werk gestand:
 Wie sie auf der Fahrt gen Kornwall sich
 In die pflichtentzweiten Herzen schlich,
 Die Königin und den edlen Knecht
 Im Sturme zwang zu ihrem Recht,
 Zu spät, ein falsches Band zu sprengen,
 Zu stark, um sie zurückzudrängen;
 Und wie mit Einem Zauberzug
 Die Reihe von Wirren, Schuld und Trug,
 Kampf, Haß, endlose Herzensnoth
 Und gar vielleicht der bittre Tod
 Hervor aus jenem Becher brach.
 Des Königs Herz, indem sie sprach,
 Ging auf und nieder wie die See,
 Wogend von Groll und Mitleidsweh:
 Er wußte nicht, was er mit ihnen wollte,
 Ob er Tod, ob Leben sprechen sollte.
 Doch als er in den Hafen kam,

Die Trauermäre vom Schloß vernahm,
 Den Herzog und Karsien da
 An Särgen weinen und beten sah,
 Da war ihm gänzlich Herz und Hand
 Zu seinen Lieben hingewandt,
 Da hätte er wohl sein altes Leben
 Gern für ihr junges hingegeben.
 Da ging es, wie es oft verkehrt
 Den Menschenkindern widerfährt:
 Die Jungen, Holden lagen todt,
 Die Alten standen in Leid und Noth.
 Der König nahm den Schmerzgewinn,
 Die Leichen seiner Kinder, hin
 Und führte sie über die blaue See,
 Ach, in dem Kiele, der sie eh
 Hochzeitlich mit zu raschem Flug
 Von Irlands Strand gen Kornwall trug!

Ist nun erfüllt der Brautgesang,
 Den leuchtend ihnen die Woge klang?
 Sind sie vermählt? Ach wohl, ach wohl!
 Er brachte sie gen Tintayol,
 Im Garten unterm Olivenbaum,

Wo sie träumten manchen Wonnetraum,
 Wo sie die stille Cynthia
 Oft lächeln und oft weinen sah,
 In der vertrauten Erde hie,
 Der heimischen, begrub er sie.
 Die Kirche segnete ihr Gebein,
 Bischöfe weihten den Hügel ein;
 Auch sollte drüber in künft'gen Tagen
 Nach des Königs Willen ein Münster ragen.
 Noch aber in frischer Gottesluft,
 In des Oelbaums Schatten, im Blumenduft
 Lag unter der Sonne die Stätte frei;
 Das klare Bächlein floß vorbei;
 Seine Welle, die den Süßen
 Einst diente mit Botengrüßen,
 Sang ihnen Schlummerlieder zu,
 Hingleitend an dem Ort der Ruh.
 Und als die Zeit erfüllet ward,
 Da kam ein Meister von rechter Art
 Und baute drüber ein Monument,
 Wie seine heimische Stadt eins kennt,
 Ein Meister, den sein Werk beweist,
 Von Erwins hohem und zartem Geist:
 Es gleicht dem Münster, so däucht es mir,
 In seinen Massen und seiner Zier,
 Es gleicht dem steingewordenen Strahl,
 Dran Thürme und Thürmchen ohne Zahl
 Mit leichten Steingeweben
 In die Lüfte des Himmels streben;
 Ein halbes Werk von großer Hand
 (Wie noch so manches im deutschen Land),
 Das fromme Treue sich nun erlas
 Zum Ausbau im verjüngten Maß.
 Noch hört, was die Märe so schön, so hold
 Erzählt von Tristan und Isold,
 Wie sie da noch Minne pflagen,
 Da sie in der Erde lagen!
 Brangäne pflanzte auf das Grab,
 Da man die Gelieben dem Grabe gab,
 Eine Rebe und eine Rose hin:
 Die Rebe, das Bild von Kraft und Sinn,
 Auf Tristans Haupt und, niederwärts,
 Die Rose auf Isoldens Herz.

Die wurzelten zur Stunde
 Im hochzeitlichen Grunde
 Und trieben bald und neigten sich
 Zusammen, wie geschwisterlich,
 Und wuchsen in einander strebend,
 Mit Liebesarmen sich umwebend,
 Man konnte mit keinen Dingen
 Sie von einander bringen.
 [...]

Wenn klingend Wort an Wort sich fügt
 Zum Spiel der Rede, das genügt.
 Wenn man auf dem Hügel hier so traut
 Verschlungen Reb und Rose schaut,
 Das gnügt den Augen: welcher Sinn
 Folgt ihren Wurzeln zum Grunde hin,
 Wo ihr nun ruht mit euren Schmerzen,
 Ihr schönen, ihr gebrochenen Herzen?
 Friede mit euch! Wie mag euch nun
 Nach Stürmen so sanft die Ruhe thun!
 Wie ist nun eure Wohnung rein,
 Wie mag es bei euch stille sein!
 Hier oben aber in der Welt,
 Die ihr verworrenes Urtheil fällt,
 Seid frommen Dichtern anbefohlen,
 Die eure Sache unverhohlen
 Und reinigend, indem sie rühren,
 Vor allem Volke mögen führen.
 Dann schwebt ihr hoch und leuchtend hin,
 Nicht mehr Vasall und Königin,
 Nicht mehr, wie in des Hofes Schwarm,
 Getrennt durch Namen, hohl und arm:
 Nein, nein, wo über Grabesnacht
 Des Sängers Saitenspiel erwacht,
 Muß jeder Bann der Erde ruhn,
 Da gelten andre Namen nun,
 Da waltet anders das Gesetz;
 Und die einst schied ein Lügennetz,
 Sind Eins nun in der Wahrheit, sind,
 Eins wie das Andre Gottes Kind,
 Geläutert hier in Schmerzensgluthen,
 Gebadet in der Dichtung Fluthen,
 Rein, gleich der Treue Bild, dem Golde,
 Auf ewig Tristan und Isolde.«

Minnesang

DÛ BIST MÎN, ICH BIN DÎN:

des solt dû gewis sîn.

dû bist beslozen

in mînem herzen:

verlorn ist daz slüzzelîn:

dû muost immer drinne sîn.

DU BIST MEIN, ICH BIN DEIN:

Des sollst du gewiss sein.

Du bist beschlozen

In meinem Herzen.

Verloren ist das Schlüssellein,

Du sollst immer drinnen sein.

Der von Kûrenberg

* † 12 Jh.

Minnesänger, Vertreter der sog. frühen Minne, besonders populär ist sein Gedicht *Ich zog mir einen Falken*, auch als *Falkenlied* bekannt.

„ICH ZOG MIR EINEN FALKEN

Ein ganzes Jahr und mehr,

Und als er zahm geworden

Nach Wunsch mir und Begehr

Und ich ihm sein Gefieder

Mit Golde wohl bewand:

Da stieg er in die Lüfte

Und flog hinaus in and'res Land.

Drauf sah ich den Falken

Prächtig schweifen:

Er führt' an seinem Fuße

Seidene Streifen

Und war ihm sein Gefieder

Ganz roth von Gold.

Gott bringe sie zusammen,

Die einander lieb und hold.“

Dietmar von Aist

* † 12 Jh.

Minnesänger, Autor von Minneliedern, die man als Donaulyrik, bzw. frühe Minne bezeichnet.

STUND EINSAM EINE FRAUE

Und sah nach der Aue,

Ihr Lieb zu erreichen.

Da sah sie Falken streichen:

„So wohl dir, Falke, daß du bist!

Du streichst allwo dir's lieb ist;

Du wählst in Wald und Hage

'nen Baum, der dir behage.

So war es auch, was ich begann:

Selbst erkor ich einen Mann;

Der war so hold zu schauen.

Das neiden andre Frauen.

Ach, ließen sie mein Lieb mir doch!

Nie trachtet' ich nach Andrer Liebsten
noch.“

Heinrich von Veldeke

* † 12. Jh.

Minnesänger und Epiker, Verfasser der mittelhochdeutschen Nachdichtung des altfranzösischen *Roman d'Énéas* (nach Vergil), des sog. *Eneasromans*, womit er dem deutschen höfischen Roman Pate stand.

WER GANZ SEIN HERZ DER MINNE WEIHT,
 Als ein getreuer Unterthan,
 Und wen dafür ihr Gold erfreut,
 O dreimal Heil dem sel'gen Mann!
 Von ihr kommt alles Erdengut,
 Sie giebt allein uns frohen Muth:
 Was sollt' ich ohne Minne dann?

Wohl minn' ich ewig sonder Dank,
 Doch laß' ich drum die Minne nicht,
 Und ist mein Herz auch minnekrank,
 Doch muß es minnen bis es bricht.
 Ich sage ihr in manchem Sang
 Für meine Qualen selber Dank:
 Das ist der echten Minne Pflicht!

Heinrich von Morungen

* um 1150 Morungen in Thüringen † 1222 Leipzig

Minnesänger, Autor von sog. Tageliedern.

TAGELIED

Er
 O weh, soll mir nicht wieder je
 Hell leuchten in der Nacht
 So weiß wie frischer Schnee
 Ihr Leib in lichter Pracht!
 Der trog die Augen mein:
 Ich wähnt, es sollte sein
 Des lichten Mondes Schein,
 Da tagt' es.

O weh, sie küsste sonder Zahl
 Im Schlaf mich inniglich.
 Da fielen hin zu Thal
 Die Thränen über mich.
 Ich tröstete sie lang:
 Sie that den Augen Zwang,
 Mich in die Arme schlang:
 Da tagt' es.

Sie

O weh, daß ich ihn nimmer seh
Verweilen all den Morgen,
Wenn uns die Nacht vergeh,
Daß wir nicht dürfen sorgen.
O weh, der Tag ist da!
Wie gieng es ihm so nah,
Als er den Tag ersah:
Da tagt' es.

O weh, daß er so oft sich stahl
Zu mir beim Abendgraun;
So wollt er allemal
Meine bloßen Arme schaun.
Und fand die Bitte Statt,
So sah er nie sich satt,
Daß nichts gewundert hat.
Da tagt' es.

FRAUE GUT,
Daß du selig mögest sein!
Weh der Hut,
Die der Welt so lichten Schein
Will an dir benehmen, da man dich so selten zeigt,
Wie die Sonne, wenn sie sich des Abends niederneigt.

Wer der Frauen
Hütet, der verwirkt den Bann,
Denn zum Schauen
Schuf sie Gott so schön dem Mann,
Schuf der Welt zum Spiegel aller Freuden sie so klar:
Darf man Gold begraben, wo es Niemand wird gewahr?

Alle Morgen,
Will die lange Nacht vergehn,
Muß ich sorgen
Wie ich heute möge sehn
Meine liebe Sonne, die so wonniglich mir tagt,
Daß mein Auge wenig alle trüben Wolken klagt.

Reinmar von Hagenau

* † 12./13. Jh.

(Reinmar der Alte), Minnesänger, Vertreter der sog. hohen Minne, die einer strengen Konventionalisierung unterlag, was vor allem von seinem Nachfolger, Walther von der Vogelweide, kritisiert wurde (Reinmar-Fehde).

ICH SAH SO SCHÖN UND WONNIGLICH

Die Haide mit den Blumen roth.
 Das Veilchen ist so minniglich;
 Die Nachtigall hat ihre Noth
 Wohl überwunden, die sie zwang.
 Zergangen ist der Winter lang,
 Das zeigt ihr Sang.

Als ich das grüne Laub ersah,
 Da ließ ich meines Kummers viel.
 Von einem Weibe mir geschah,
 Daß ich muß immer ohne Ziel
 Freudig sein und wohlgemuth:
 Es soll mich Alles dünken gut
 Was Sie mir thut.

So ganz von Sorgen schied sie mich,
 Dem Kummer schwand die alte Macht,
 Viertausend Frauen sicherlich
 Die hätten nimmermehr vollbracht.
 Ihre Güte wendet all mein Leid,
 Zur Freundschaft ist sie mir bereit,
 Laßt euern Streit.

Kein Kummer naht mir so geschwind,
 Darüber hab ich keinen Harm.
 Ergeht es wie mein Wille sinnt,
 So leg ich sie an meinen Arm.
 Daß mir der Schönen würd ein Theil,
 Das deuchte mich ein großes Heil,
 Das Glück wär feil.

Daß ich so holdes Herz ihr trage,
 Das ist wohl Dem und Jenem Leid.
 Darum ich nimmermehr verzage,
 Sie verlieren doch nur Müh und Zeit.
 Was hilft sie ihre arge List?
 Wer weiß denn, was ergangen ist
 In kurzer Frist?

ICH WILL MICH IMMERFORT BEMÜHEN

um die Liebste, die ich habe.
 Doch bin ich weit davon entfernt,
 mit meiner Hoffnung zum Ziel zu kommen.
 Trotzdem versuche ich es alle Tage
 und diene ihr so, daß sie, ohne es zu wollen,
 den Schmerz, der mich drückt, in Freude verwandelt.

Mir ließ die Nachricht keine Ruhe,
daß ich von ihr sagen hörte,
sie sei eine edle Frau,
die sich vollendet geben könnte.
Das prüfe ich, und es ist wahr.
Niemand konnte eine Frau sie zurücksetzen –
nicht um Haaresbreite –, und das ist wirklich nicht viel.

Was auch in allen Ländern
mir an Freude beschert sein mag,
das liegt in ihren Händen,
niemand anderem will ich's zugestehen.
Sie ist mein Osterfreudetag,
und ich habe sie in meinem Herzen lieb.
Das weiß Er wohl, den ich nicht anlügen kann.

Ach, sie hat nie
mein Klagelied angehört,
dafür muß ich büßen.
Nie konnte ich ihr näherkommen.
Manch einer geht zu den Frauen
und schweigt den ganzen Tag
und läßt keinen anderen von dem reden, was er möchte.

Niemand würde es ihm
als großes Vergehen anrechnen,
wenn er von dort wegginge,
wo er nichts zu tun hat.
Spräche er wie ein Mann, der weiß, was sich schickt:
„Nehmt meinen Platz ein!“ –
das wäre Anstand und stünde ihm löblich an.

ICH WERBE UM ALLES, WAS EIN MANN

Zu weltlichen Freuden haben soll,
Das ist ein Weib, von der ich kann
Genug nicht reden, was Lobes voll.
Doch lob ich sie, wie man bei Frauen tut,
Sie rechnet mirs niemals an für gut;
Doch schwör ich, daß ich stets dafür hielt,
Sie habe an Tugend das Höchste erzielt –
Nun hat sie verspielt!

Sie ist mir lieb, doch es dünket mich,
Daß ich ihr völlig gleichgültig bin,
Was tut es? Ich leid es, und ewiglich
Bleib ich ihr getreu doch mit Herz und Sinn.
Vielleicht, daß ein Wunder an mir geschieht,
Daß sie mich doch einmal noch gerne sieht!

Dann will ich beneiden nicht jenen Mann,
 Der höheres Glück zum Ruhm sich gewann –
 Er weide sich dran!

Wenn manchmal mir zuflüstert der Sinn
 Untreuen Rat, daß ich fort von ihr
 Mich wende zu anderm Weibe hin,
 So weilt doch mein Herz nur bei dir, bei dir!
 Wohl ihm, daß es trifft so würdige Wahl,
 Und sich erfreuet der süßen Qual.
 Doch hab ich erkoren mir dich zum Lieb,
 Daß, ob es die Welt auch zum Zorne trieb,
 Dir treu ich verblieb.

Da mir zum Leben noch bleibt die Zeit,
 Wie lang es wär, ihr gehört jeder Tag;
 So bin ich zu Diensten ihr allbereit,
 Und freue mich, daß ich ihr dienen mag.
 Ja schwer sie aus ihrem Dienst mich drängt,
 Wenn mein Herz auch geringen Lohn nur empfängt,
 Sie glaube mir nur, wenn ich ihr sag,
 Daß große Not ich im Herzen trag
 Bei Nacht und bei Tag.

Und wenn sie mir einst gönnte das Glück,
 Zu rauben ein Küßchen dem holdseligen Mund,
 Ich trüg es davon und gäbs nicht zurück
 Und bärg es verstohlen in Herzens Grund.
 Doch hätte sie Kummer ob solchem Verrat,
 Und zürnte gar meiner Missetat;
 Was tät ich unseliger Mann wohl vor Gram?
 Zurückstellt den Kuß ich, wenn zu ihr ich kam,
 Hin, wo ich ihn nahm!

Walther von der Vogelweide

* um 1170 Niederösterreich † um 1230 bei Würzburg

Minnesänger, führte ein Wanderleben, bis er ein kleines Lehen bekam (was sogar in einem Gedicht verewigt wurde), bereicherte die Minnelyrik um Erlebniskraft, Gefühlswärme und Gegenseitigkeit der Liebenden, führte das einfache Mädchen als die Liebende ein. Seine neue Poetik des Minnesangs stand in Opposition zur früheren starren Konvention, insbesondere Reinmars von Hagenau (Reinmar-Fehde), verfasste auch Gedankenlyrik sowie zeitkritische Sprüche.

WOLLT IHR SCHAUEN, WAS IM MAIEN
 Wunder man gewahrt?
 Seht die Pfaffen, seht die Laien,
 Wie das stolz gebahrt!

Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist Niemand alt.

Und wird Alles wohl gelingen:
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thäten wir nicht so?

Wohl dir Mai, wie du beglücktest
Alles weit und breit,
Wie du schön die Bäume schmücktest,
Gabst der Haid ein Kleid.
War sie bunter je?
»Du bist kürzer, ich bin langer,«
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

WER SAGT, DASS MINNE SÜNDE SEI,
Der schädigt sie, spricht er so schlecht:
Ihr wohnt so manche Tugend bei,
Die man genießen soll mit Recht.
Ihr eignet Treu und Seligkeit,
Wer Böses tut, der schafft ihr Leid.
Die falsche Minne mein ich nicht,
Die könnt »Unminne« heißen gar –
Die will ich hassen immerdar.

UNTER DER LINDEN

An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,

Da fand ich meinen Liebsten schon:
 Ich ward empfangen,
 Heil'ge Fraue!
 Daß ich noch selig bin davon.
 Ob er mir auch Küsse bot?
 Tandaradei!
 Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
 Uns ein Bette
 Aus süßen Blumen mancherlei,
 Deß wird man lachen
 Noch, ich wette,
 So Jemand wandelt dort vorbei.
 Bei den Rosen er wohl mag,
 Tandaradei!
 Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
 Wüßt es Einer,
 Behüte Gott, ich schämte mich.
 Wie mich der Gute
 Herzte, Keiner
 Erfahre das als er und ich.
 Und ein kleines Vögelein,
 Tandaradei!
 Das wird wohl verschwiegen sein.

HERZGELIEBTE HERRIN MEIN,
 Gott leih dir heut und ewig Heil!
 Könnt ich höhern Preis dir leihn,
 Dir würd auch dieses Lob zu Theil;
 Doch was kann ich sagen mehr,
 Als daß dir Niemand holder ist denn ich? Das macht
 mein Leid so schwer.

Viele schelten mich, daß ich
 Nicht höher wende meinen Sang:
 Die verkennen sicherlich
 Was Liebreiz ist ihr Leben lang;
 Nein, sie kannten Liebreiz nie:
 Die nach dem Gut und nach der Schöne
 minnen, weh, wie minnen die?

Oft ist Haß in schöner Brust,
 Drum jagt nach Schönheit nur ein Tor;
 Liebreiz gibt dem Herzen Lust,

Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.
Liebreiz giebt auch schönen Leib:
Das kann die Schönheit nimmermehr:
nie macht sie liebenswerth ein Weib.

Ich vertrage und vertrug
Und will noch Widerspruch vertragen:
Du bist schön und hast genug:
Was will denn solcher Tadel sagen?
Mag er doch: ich bin dir hold
Und nähm dein gläsern Fingerlein für aller
Königinnen Gold.

Hast du Treu und Stätigkeit,
So bin ich aller Sorg erwehrt,
Daß mir jemals Herzeleid
Um deinetwillen widerfährt:
Hast du aber diese nicht,
So süssest du mir nimmer werden:
weh mir dann, mein Herz gebricht.

SAG MIR EINER, WAS IST MINNE?
Weil ich halb es weiß, so wüßt ich gerne mehr:
Hat es jemand besser inne,
So belehr er mich, warum sie schmerzt so sehr?
Minn ist Minne, wenn sie freut:
Macht sie traurig, ist es nicht die rechte Minne,
und ich weiß nicht, was man ihr für Namen beut.

Sollt ich jetzt es nicht verfehlen,
Was die Minne sei, so sprecht Alle, Ja:
Minn ist Minne zweier Seelen:
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung sein,
So vermags ein Herz alleine nicht zu tragen:
darum solltest Du mir helfen, Herrin mein!

Frau, zu schwer hab ich zu tragen,
Willst du helfen mir, so thu es noch bei Zeit:
Bist du taub für meine Klagen,
Sprich es endlich aus, so fass ich mich im Leid.
Bin hinfort ein freier Mann.
Aber Eines dächt ich, solltest du bedenken:
daß dich schwerlich einer besser loben kann.

Darf sie Haß für Lieb erweisen?
 Soll ich Freud ihr geben für mein bittres Leid?
 Hab ich Grund ihr Lob zu preisen,
 Wenn sie's kehren will zu meiner Niedrigkeit?
 So that ich übel, ihr zu traun:
 Doch was sprech ich Ohrenloser, Augenloser?
 den die Liebe blendete, wie mag er schaun?

DRÜCKT DICH HEIMLICH SORG UND LEID,
 So gedenke guter Frau: du wirst erlöst;
 Und gedenke lichter Zeit:
 Stäts hat der Gedanke Muth mir eingeflößt.
 Hab ich oft in schlimmen Tagen Noth,
 Nehm ich mir ein Beispiel an der Haide,
 Die sich schämt im Leide:
 Sieht sie den Wald ergrünen, wird sie immer roth.
 Herrin, wenn ich denk an dich,

Was für Huld in dir und reine Tugend thront,
 O laß ab! du rührest mich
 Mitten an das Herze, wo die Liebe wohnt.
 Lieb und lieber, beides mein ich nicht:
 Du bist mir das Liebste, das ich meine;
 Du bist mir alleine
 Vor aller Welt, o Herrin, Trost und Zuversicht.

HEISST MICH FROH WILLKOMMEN SEIN,
 Der euch Neues bringet, das bin ich.
 Eitle Worte sinds allein,
 Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich
 Wenn ihr Lohn gewähret
 Und den Sold nicht scheut,
 Will ich Manches sagen was die Herzen freut
 Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frau
 Solche Dinge, daß sie alle Welt
 Noch begierger wird zu schaun:
 Dafür nehm ich weder Gut noch Geld.
 Was wollt ich von den Süßen?
 Sie sind mir zu hehr:
 Drum bescheid ich mich und bitte sie nichts mehr
 Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab ich viel gesehn,
 Nach den Besten blickt ich allerwärts.

Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind beßer hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide giebt.
Lebt' ich lange nur darinne!

ICH LENKTE VON DER SEINE BIS AN DIE MUR DIE SCHRITTE,
Vom Po bis zu der Trave kenn ich der Menschen Sitte:
Die meisten kümmern sich nicht, wie sie erwerben Gut.
Sollt ichs gewinnen so, dann kusch dich, hoher Mut!
Reichtum war stets begehrt, nur ging er nimmermehr
Der Ehre vor, doch heut schätzt man das Geld so sehr,
Daß mit Gewalt bei Frauen Gold vor die Ehre tritt.
Und spricht im Fürstenrate sogar bei Kaisern mit.
Weh dir, o Gut, du schufest des römischen Reichs Verfall,
Du bist nicht gut, denn Übel geht mit dir überall!

ICH HAB EIN LEHEN, GOTTSWUNDER! ICH HAB, ICH HAB EIN LEHEN!
Nun brauch ich nicht zu fürchten den Frost mehr an den Zehen,
Und will bei kargen Herren von jetzt an nicht mehr flehen.
Der edle milde König hat trefflich mich beraten,
Daß ich des Sommers Milde, des Ofens Glut gewann,
Jetzt sehen mich die Nachbarn mit größter Güte an,
Und sehn nicht mehr den Popanz in mir, wie sonst sie taten!
Zu lange unverschuldet lag ich an Armut krank,
Ich war vor Zorn verbittert, daß ich nur Galle trank,
Nun hat des Königs Güte gereinigt Herz und Sang!

WEH EUCH, HÖFISCHEN GESÄNGEN,
 Daß dich ungefüge Töne
 Allgemach vom Hof verdrängen,
 Grad, als ob euch Gott verhöhne!
 Weh, wie eure Würde niederliegt,
 Keinen eurer Freunde stimmt es froh –
 Doch, es muß so sein – drum seis denn so:
 Unkunst, du hast obgesiegt!

Wer uns Freude wiederbrächte,
 Die der wahren Kunst entquölle,
 Wie man dessen rühmend dächte,
 Wo sein Name nur erschölle!
 Ja, das wär ein hofgerechter Mut,
 Wie ich stets mich sehnte, ihn zu schaun –
 Ziemend wär es allen Herrn und Fraun:
 Wehe, daß es keiner tut!

Die das gute Singen stören,
 Derer gibt es ungleich mehr,
 Als die lieber Wohlklang hören;
 Darum folg ich alter Lehre:
 Nimmer in die Mühle trat ich noch,
 Wo der Stein im Schwung so knarrend schleift,
 Und das Rad so schrille Weisen pfeift –
 Das ist übles Harfen doch!

Die so dreist und vorlaut schallen,
 Derer muß ich zürnend lachen,
 Weil sie selbst sich wohlgefallen
 An so kunstlos-groben Sachen.
 So im Tümpel sich die Unke spreizt,
 Die sich am Gequak so wohlbehagt,
 Daß davor die Nachtigall verzagt
 Und mit ihrem Wohllaut geizt.

Wenn man Unfug schweigen hieße,
 Tönteu neu bald bessre Lieder,
 Wenn man aus der Burg ihn stieße,
 Käm die alte Freude wieder.
 Jagten ihn die großen Höfe fort,
 Sollt es wohl mit meinem Willen sein:
 Unfug, kehre bei den Bauern ein,
 Denn dein Ursprung stammt von dort!

O WEH! WOHIN ENTSCHWUNDEN IST MIR DOCH JAHR UM JAHR?
War nur ein Traum mein Leben? Ach, oder ist es wahr?
Was ich als wirklich wähnte, wars nur ein Traumgesicht?
So hätt ich denn geschlafen und wüßt es selber nicht?

Nun bin ich wach geworden und mir blieb unbekannt,
Was mir zuvor vertraut war wie diese jener Hand.
Und Leut und Land, darin ich von Kindheit an erzogen,
Sind mir so fremd geworden, als war es schier erlogen.

Die mir Gespielen waren, sind heute träg und alt,
Umbrochen ist der Acker, geforstet ist der Wald.
Wenn nicht genau wie einstmals noch heut das Wasser flösse,
Fürwahr, ich wähnte wirklich, daß Unglück mich umschlösse.
Mich grüßet lauwarm mancher, der sonst mich gut gekannt,
Die Welt ist voller Ungnad und fiel aus Rand und Band.
Mit Schmerz denk ich an manchen so wonnevollen Tag,
Der spurlos mir zerronnen als wie ins Meer ein Schlag:

Für Ewigkeit, o weh!

O weh, wie sich gehaben die jungen Leute nun,
Wie sind sie voller Kleinmut und wie verzagt sie tun!
Sie wissen nur von Sorgen, doch warum tun sie so?
Wohin den Blick ich wende, ich sehe keinen froh.

Das Tanzen, Lachen, Singen verging in Not und Leid,
Nie hört ich Christen klagen ob solcher Jammerzeit.
Seht an den Schmuck der Frauen, der einst so zierlich stand,
Selbst stolze Ritter tragen ein bäurisches Gewand.

Jüngst sind uns Unglücksbriefe von Rom zuhand gekommen:
Man gab uns Recht auf Trauern, die Freude ward genommen.
Nun schmerzt michs tief – wir lebten dereinst so freudenvoll –
Daß ich mein lustig Lachen in Tränen tauschen soll.
Die Vögel unterm Himmel betrübt selbst unsre Not:
Was Wunder, wenns mich selber betrübt bis in den Tod?
Ich dummer Mann, was sprech ich im Zorn manch unnütz Wort?
Wer Erdenwonnen nachgeht, verscherzt die andern dort

Für Ewigkeit, o weh!

O weh, man hat vergiftet uns mit der Süßigkeit,
Im Honig seh ich schweben die Galle allezeit.
Die Welt ist außen lieblich, ist weiß und grün und rot,
Doch innen schwarz von Farbe und finster wie der Tod.

Wen sie verführt, verleitet, der suche Trost und Heil,
Ihm wird für kleine Buße Verzeihung noch zuteil.
Daran gedenkt, o Ritter, auf daß es euch gelinge,
Ihr tragt die hellen Helme, tragt Panzer, Kettenringe,

Dazu den Schild, den festen, und das geweihte Schwert;
Wollt Gott, ich selber wäre solch eines Sieges wert!
So wollt ich armer Sünder verdienen reichen Sold,

Nicht mein ich Hufen Landes, nicht mein ich Fürstengold:
 Des ewgen Lebens Krone, die wollt ich selig tragen,
 Die leicht ein Söldner könnte mit seinem Speer erjagen.
 Könnt ich die selge Reise doch wagen über See,
 So wollt ich jubelnd singen und nimmermehr o weh –
 Für ewig nicht, o weh!

NIEMALS PFLANZT DIE RUTE

Kindern ein das Gute:
 Wer zu Ehren kommen mag,
 Dem gilt Wort soviel als Schlag. –
 Dem gilt Wort soviel als Schlag,
 Der zu Ehren kommen mag.
 Kindern pflanzt das Gute
 Niemals ein die Rute!

Hütet eure Zungen,
 Das steht wohl den Jungen.
 Schiebt den Riegel vor die Tür,
 Laßt kein böses Wort herfür. –
 Laßt kein böses Wort herfür,
 Schiebt den Riegel vor die Tür;
 Das steht wohl den Jungen,
 Hütet eure Zungen!

Hütet eure Augen,
 Laßt sie dazu taugen:
 Gute Sitten nur zu sehn,
 Böse laßt sie übergehn. –
 Böse laßt sie übergehn,
 Gute Sitten nur zu sehn,
 Dazu laßt sie taugen:
 Hütet eure Augen!

Hütet eure Ohren,
 Oder ihr seid Toren.
 Laßt ihr böses Wort hinein,
 Wird es euch zur Schande sein. –
 Ja, zur Schande wirds euch sein,
 Laßt ihr böses Wort hinein;
 Oder ihr seid Toren:
 Hütet eure Ohren!

Hütet drum der dreien,
 Dieser allzufreien.
 Zungen, Augen, Ohren sind

Boshaft oft, für Ehre blind. –
Boshaft oft, für Ehre blind
Ohren, Augen, Jungen sind,
Diese allzufreien:
Hütet drum der dreien!

ICH SASS AUF EINEM STEINE:
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dachte ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und irdschem Heil,
Doch wurde mir kein Rat zuteil,
Wie man drei Dinge erwürbe,
Das keins davon verdürbe.
Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden tut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Ja, leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund:
Die drei haben kein Geleit,
Die zwei denn werden erst gesund.

MARIA, MAGD, DU HOCHGELOBTE FRAU, DU SÜSSE,
Hilf mir zu deines Kindes Ruhm, daß meine Sünd ich büße.
Hochschwellend Meer der Gnade, Tugend, aller Güte,
Der süße Gottesgeist aus deinem edeln Herzen blühte.
Dein Schöpfer, Vater, Kind ist zu dir eingegangen!
Uns Allen Heil, daß du ihn hast empfangen!
Den Höhe, Breite, Tiefe, Läng umfienge nimmermehr,
Dein kleiner Leib, mit süßer Keuschheit barg ihn der.
Vor allen Wundern ist dieß Wunder hehr:
Der Engel Königin, du trugst ihn ohne Schmerz und Bangen.

MIT SEGEN LASS MICH HEUT ERSTEHN,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wo auch hin mein Pfad sich kehre!
Herr Christ, laß sichtbar mir gedeihn
Die große Kraft der Gnade dein
Und schirme mich um deiner Mutter Ehre!
Wie ihrer einst der Engel pflegte
Und dein, als dich die Krippe hegte,
Und du bei Eselein und Rind,
Ein alter Gott, ein junges Kind,
Demütig lagst in sichrer Hut,
Und Gabriel dich schützte gut –
So sei auch stets mein Heil und Hort,
Daß ich erfülle fort und fort,
Herr Jesus Christ, dein göttlich Wort!

MYSTIK

Hildegard von Bingen

* 16. September 1098 Bernmersheim † 17. September 1179 Kloster Rupertsberg (Bingen)

Benediktinerin (tätig als Äbtissin), Ärztin und Naturforscherin, stand im Briefwechsel u.a. mit dem hl. Bernhard, Elisabeth v. Schönau. Autorin von lateinischen mystischen Texten, die Folge ihrer mystischen Visionen waren: *Scivias* (1141-1151, theologisches Hauptwerk), *Liber Vitae meritorum* (1158-1163, christliche Ethik), *Liber divinorum operum* (1163-1170, christliche Kosmologie und Anthropologie).

WISSE DIE WEGE

SCIVIAS

Et ecce quadragésimo tertio temporalis cursus mei anno, cum caelesti visioni magno timore et tremula intentione inhaererem, vidi maximum splendorem, in quo facta est vox de caelo ad me dicens:

«O homo fragilis et cinis cineris et putredo putredinis, dic et scribe quae vides et audis...»

Berufungsvision

Und siehe! Im dreiundvierzigsten Jahre meines Lebenslaufes schaute ich ein himmlisches Gesicht. Zitternd und mit großer Furcht spannte sich ihm mein Geist entgegen.

Ich sah einen sehr großen Glanz. Eine himmlische Stimme erscholl daraus. Sie sprach zu mir: »Gebrechlicher Mensch, Asche von Asche, Moder von Moder, sage und schreibe, was du siehst und hörst! Doch weil du schüchtern bist zum Reden, einfältig zur Auslegung und ungelehrt, das Geschaute zu beschreiben, sage und beschreibe es nicht nach der Redeweise der Menschen, nicht nach der Erkenntnis menschlicher Erfindung noch nach dem Willen menschlicher Abfassung, sondern aus der Gabe heraus, die dir in himmlischen Gesichtern zuteil wird: wie du es in den Wundern Gottes siehst und hörst. So tu es kund wie der Zuhörer, der die Worte seines Meisters erlauscht und sie ganz, wie der Meister es meint und will, wie er es zeigt und vorschreibt, weitergibt. So tu auch du, o Mensch! Sage, was du siehst und hörst, und schreibe es, nicht wie es dir noch irgend-einem andern Menschen gefällt, sondern schreibe es nach dem Willen dessen, der alles weiß, alles sieht, alles ordnet in den verborgenen Tiefen seiner geheimen Ratschlüsse.« Und wieder hörte ich die Stimme vom Himmel zu mir sagen; »So tue denn diese Wunder kund! Und schreibe sie, also belehrt, und sprich.«

Im Jahre 1141 der Menschwerdung Jesu Christi, des Gottessohnes, als ich zweiundvierzig Jahre und sieben Monate alt war, kam ein feuriges Licht mit Blitzesleuchten vom offenen Himmel hernieder. Es durchströmte mein Gehirn und durchglühte mir Herz und Brust gleich einer Flamme, die jedoch nicht brannte sondern wärmte, wie die Sonne den Gegenstand erwärmt, auf den sie ihre Strahlen legt. Nun erschloß sich mir plötzlich der Sinn der Schriften, des Psalters, des Evangeliums und der übrigen katholischen Bücher des Alten und Neuen Testaments. Doch den Wortsinn ihrer Texte, die Regeln der Silbenteilung und der [grammatischen] Fälle und Zeiten erlernte ich dadurch nicht.

Die Kraft und das Mysterium verborgener, wunderbarer Gesichte erfuhr ich geheimnisvoll in meinem Innern seit meinem Kindesalter, das heißt, seit meinem fünften Lebensjahre, so wie auch heute noch. Doch tat ich es keinem Menschen kund, außer einigen wenigen, die wie ich im Ordensstande lebten. Ich deckte alles mit Schweigen zu bis zu der Zeit, da Gott es durch seine Gnade offenbaren wollte.

Die Gesichte, die ich schaue, empfangen ich nicht in traumhaften Zuständen, nicht im Schlaf oder in Geistesgestörtheit, nicht mit den Augen des Körpers oder den Ohren des äußeren Menschen und nicht an abgelegenen Orten, sondern wachend, besonnen und mit klarem Geiste, mit den Augen und Ohren des inneren Menschen, an allgemein zugänglichen Orten, so wie Gott es will. Wie das geschieht, ist für den mir Fleisch umkleideten Menschen schwer zu verstehen.

Als ich die Mädchenjahre überschritten hatte und zu dem erwähnten gereiften Alter gekommen war, hörte ich eine Stimme vom Himmel sagen: »Ich bin das lebendige Licht, das alles Dunkel durchleuchtet. Den Menschen, den ich erwählt' und den ich, wie es mir gefiel, machtvoll erschüttert habe, stellte ich in große Wunder hinein, mehr noch als die Menschen der alten Zeiten, die viele Geheimnisse in mir schauten. Doch warf ich ihn zur Erde nieder, damit er sich nicht in Geistesaufgeblasenheit erhebe. Die Welt hatte keine Freude und kein Ergötzen an ihm und fand ihn ungeschickt für weltliche Geschäfte, denn ich habe ihn von trotziger Verwegenheit befreit. Furcht erfüllt ihn, und er zittert in seinen Mühn. Er leidet Schmerzen in seinem Marke und in den Adern seines Fleisches. Sinn und Gefühl sind ihm beengt, und schweres Leiden duldet er in seinem Körper, so daß keine Sicherheit in ihm wohnt, er sich vielmehr in allem als schuldig erachtet. Die Ritzen seines Herzens habe ich umzäunt, damit sein Geist sich nicht in Stolz und Ehrsucht erhebe, sondern aus all dem mehr Furcht und Schmerz als Freude und Lust schöpfe.

So sann er denn aus Liebe zu mir in seiner Seele nach, wo er den fände, der ihm helfend entgegenkomme. Und er fand einen und liebte ihn in der Erkenntnis, daß er ein treuer Mensch sei, der gleich ihm sich um den Auftrag Gottes mühe. Und er hielt ihn fest. Gemeinsam arbeiteten sie im hochstrebenden Eifer, meine verborgenen Wunder kundzutun.

Er aber [der von mir Erwählte] erhob sich nicht über sich selbst, sondern neigte sich in der Selbsterhöhung der Demut und in der Zielstrebigkeit guten Willens seufzend dem zu, den er gefunden.

Du also, o Mensch, der du all dies nicht in der Unruhe der Täuschung, sondern in der Reinheit der Einfalt empfängst, hast den Auftrag, das Verborgene zu offenbaren.

Schreibe, was du siehst und hörst!«

All dieses sah und hörte ich, und dennoch – ich weigerte mich zu schreiben. Nicht aus Hartnäckigkeit, sondern aus dem Empfinden meiner Unfähigkeit, wegen der Zweifelsucht, des Achselzuckens und des mannigfachen Geredes der Menschen, bis Gottes Geißel mich auf das Krankenlager warf. Da endlich legte ich, bezwungen durch die vielen Leiden, Hand ans Schreiben. Ein adeliges Mädchen von guten Sitten und der Mann, den ich, wie oben gesagt, heimlich gesucht und gefunden hatte, waren meine Zeugen. Als ich nun zu schreiben begann und alsbald, wie anfangs berichtet, die Gabe tiefsinnender Schriftauslegung in mir wirksam fühlte, kam ich wieder zu Kräften und stand von meiner Krankheit auf. Nur mit Mühe brachte ich in zehn Jahren dieses Werk zustande und vollendete es.

In den Tagen des Erzbischofes Heinrich von Mainz, des Römischen Königs Konrad und des Abtes Kuno von Disibodenberg, unter dem Papste Eugenius sind diese Gesich-

te und Worte an mich ergangen. Und ich sagte und schrieb dies nicht nach der Erfindung meines Herzens oder irgendeines Menschen, sondern wie ich es in Himmelskundgebungen sah, hörte und empfing durch die verborgenen Geheimnisse Gottes.

Und wiederum hörte ich die Stimme vom Himmel. Sie sprach:

»So rufe denn und schreibe also«

Die Kirche ist die Braut Christi

Und danach sah ich, daß die bisher geschaute Frauengestalt wie ein Lichtglanz urschnell aus dem ewigen Ratschluß hervortrat – während der Sohn Gottes am Kreuze hing – und ihm durch göttliche Macht zugeführt wurde. Überströmt von seinem Blute, das hoch aufsprudelnd aus seiner Seite floß, wurde sie ihm durch den Willen des himmlischen Vaters in seliger Vermählung angetraut und empfing als kostbare Hochzeitsgabe sein Fleisch und Blut.

Und ich hörte, wie die Stimme vom Himmel zu ihm sprach: »Diese, mein Sohn, sei dir Braut zur Wiederherstellung meines Volkes! Sie soll ihm Mutter sein. Den Seelen schenke sie das Leben durch die erlösende Wiedergeburt aus dem Geiste und dem Wasser.« Da erstarkte die Gestalt zur Fülle ihrer Kräfte, und nun erschien eine Art Altar, zu dem sie häufig hinzutrat. Immer wieder schaute sie mit tiefer Ehrfurcht auf ihre Brautgabe und zeigte sie in Demut dem himmlischen Vater und seinen Engeln. Da sah ich, als nun ein Priester, mit den heiligen Gewändern bekleidet, zur Feier der göttlichen Geheimnisse an den Altar trat, wie plötzlich heller Lichtglanz vom Himmel kam. Engel folgten ihm, und das Licht umflutete den Altar. Das blieb so, bis sich nach Vollendung des heiligen Opfers der Priester entfernte. Nachdem das Evangelium des Friedens verlesen und die Opfergabe für die Konsekration auf dem Altar bereitgelegt war, sang der Priester den Lobpreis des allmächtigen Gottes: »Sanctus, sanctus, sanctus, Dominus, Deus Sabaoth!« und begann das unaussprechliche Mysterium. In diesem Augenblick öffnete sich der Himmel. Ein feuriges Blitzen von unbeschreiblich lichter Klarheit fiel auf die Opfergaben nieder und durchströmte sie ganz mit seiner Herrlichkeit, wie die Sonne den Gegenstand, den sie bestrahlt, mit ihrem Lichte durchdringt. Und der blitzende Schein trug die Opfergabe in unsichtbare Höhen bis in das Innerste des Himmels empor und ließ sie wieder auf den Altar hernieder, ähnlich wie ein Mensch beim Atmen die Luft einzieht und sie wieder aushaucht. Obgleich nun die Opfergaben für das Auge der Menschen noch das Aussehen von Brot und Wein hatten, waren sie doch in wahres Fleisch und wahres Blut umgewandelt. Deshalb erschienen auch sogleich vor meinen Augen wie in einem Spiegel die Sinnbilder der Geburt, des Leidens, des Begräbnisses, der Auferstehung und Himmelfahrt unseres Erlösers, des eingeborenen Sohnes Gottes, wie sich all dieses während seines irdischen Lebens zugetragen hat. Aber als der Priester das Lied von dem unschuldigen Lamm: »Agnus Dei, qui tollis peccata mundi«, sang und sich zum Empfang der heiligen Kommunion anschickte, zog sich das feurige Blitzen zurück. Der Himmel schloß sich, doch hörte ich aus seinem Innern eine Stimme: »Esset und trinket den Leib und das Blut meines Sohnes, auf daß die Sünde Evas getilgt werde und ihr in euer rechtmäßiges Erbe eingehet.«

Als nun auch die übrigen Menschen zum Priester hinzutraten, um das heilige Sakrament zu empfangen, gewahrte ich unter ihnen fünf verschiedene Gruppen. Einige hatten leuchtende Körper, ihre Seelen waren feurig. Bei anderen erschienen die Körper schat-

tenhaft, die Seelen finster. Wieder andere waren struppig dem Leibe nach und starrten von vielfachem Schmutz menschlicher Befleckung der Seele nach. Die vierten waren rings von scharfen Dornen umgeben, und ihre Seelen schienen mit Aussatz behaftet. Die letzten endlich waren blutigen Leibes, und ihre Seelen gaben üblen Geruch wie ein verwesender Leichnam. Von all diesen wurden beim Empfang des Sakramentes die einen wie mit feurigem Glanz übergossen, die anderen wie von einer dunklen Wolke in Finsternis gehüllt. Als sich nach Vollendung des heiligen Geheimnisses der Priester vom Altar entfernte, zog sich auch der helle Lichtglanz, der den Altar bis dahin umstrahlt hatte, wieder nach oben in die Verborgenheit des Himmels zurück.

Und wiederum hörte ich, wie eine Stimme von den Höhen des Himmels herab zu mir sprach:

»Als Christus Jesus, der wahre Sohn Gottes, am Leidensholze hing, wurde ihm die Kirche in der Verborgenheit der himmlischen Geheimnisse vermählt, und sie empfing als Hochzeitsgabe sein purpurfarbenes Blut. Darauf deutet sie selber hin, denn immer wieder tritt sie zum Altare hinzu, bittet um ihre Hochzeitsgabe und beobachtet mit größter Aufmerksamkeit, wie innig die Andacht sei, mit der ihre Kinder zum Empfang der göttlichen Geheimnisse hinzutreten.

Deshalb siehst du, wie die Gestalt gleich einem Lichtglanz schnell aus dem ewigen Ratschlusse hervorgeht und durch göttliche Macht dem Sohne Gottes zugeführt wird, der am Kreuze hängt. Als er, das unschuldige Lamm, zum Heile der Menschen auf dem Altare des Kreuzes erhöht war, ging plötzlich aus dem abgrundtiefen Geheimnis des göttlichen Ratschlusses die Kirche hervor. Strahlend in der reinen Weiße des Glaubens und aller Tugenden erschien sie im Himmel und wurde durch die höchste Majestät dem eingeborenen Sohne Gottes zugeführt. Was bedeutet dies? Als aus der Seitenwunde des Herrn das Blut floß, wurde die Erlösung der Seelen geboren. Die Herrlichkeit, deren der Teufel und seine Anhänger verlustig gegangen waren, wurde Erbteil der Menschen. Denn als mein eingeborener Sohn in der Zeit den Kreuzestod auf sich nahm, entriß er der Hölle ihre Beute und führte die gläubigen Seelen zum Himmel. Rasch begann sich nun in den Jüngern und denen, die ihnen aufrichtig folgten, der Glaube zu mehren und zu kräftigen, und so wurden sie Erben des himmlischen Reiches.

Daher erscheint die Gestalt ganz überströmt von seinem Blute, das, hoch aufsprudelnd, aus seiner Seite fließt, und wird ihm durch den Willen des himmlischen Vaters in seliger Vermählung angetraut. Wie der Duft wohlriechender Kräuter emporsteigt und sich in der Höhe ausbreitet, so schwoll die Kraft des Leidens Christi mächtig an und erhob sich wunderbar zur Höhe der himmlischen Geheimnisse. Da wuchs durch sie die Kirche in [ihren Gliedern], den blendendweißen Erben des himmlischen Reiches, und wurde so dem eingeborenen Sohne Gottes nach der Bestimmung des himmlischen Vaters im Glauben vermählt. Wie die Braut sich dem Bräutigam im Dienste der Unterwürfigkeit und des Gehorsams hingibt und von ihm im Bunde der Liebe die Gabe der Fruchtbarkeit empfängt, wie sie die Kinder in das ihnen zustehende Erbe einführt, so ist die Kirche dem Sohne Gottes im Dienste der Demut und Liebe vereint. Sie empfängt von ihm die Kraft zur Wiedergeburt aus dem Geiste und dem Wasser zur Erlösung der Seelen und zur Wiederherstellung des Lebens. Sie geleitet ihre Kinder zur himmlischen Heimat.[...]

BRIEF AN ELISABETH VON SCHÖNAU

Ich, ein armseliges und zerbrechliches Gefäß, spreche dies nicht aus mir, sondern aus dem klaren Licht:

Der Mensch ist ein Gefäß, das Gott ganz aus sich selbst geformt und mit seinem Geisthauch durchtränkt hat, damit er in ihm sein Werk zur Vollendung bringe. Weil Gott nicht schafft wie der Mensch, hatte er vielmehr alles durch das Geheiß seiner Vorstellung zustande gebracht. Kräuter, Gehölz und Bäume kamen zum Vorschein, auch Sonne, Mond und Sterne erschienen zu seinem Dienst. Und die Wasser brachten Fische und Vögel hervor, auch Vieh und wilde Tiere erstanden, die alle dem Menschen dienstbar waren, wie Gott es ihnen bestimmt hatte.

Einzig der Mensch anerkannte ihn nicht. Denn obwohl Gott dem Menschen großes Wissen verliehen hatte, erhob der Mensch sich in seinem Übermut und wandte sich von Gott ab. Der Gott aller Dinge hatte ihn zwar so ausersehen, daß er sein ganzes Werk in ihm zur Vollendung bringe. Aber der alte Betrüger überlistete den Menschen und vergiftete ihn durch das Vergehen des Ungehorsams beim Genuß unangebrachter Einflüsterungen, wodurch er mehr erstrebte, als ihm gebührte. Ach! O weh! Da verwirrten sich alle Elemente im Wechsel von Licht und Finsternis, wie es ebenso dem Menschen durch die Übertretung der Gebote Gottes ergangen war.

Gott aber durchströmte gewisse Menschen, damit der Mensch nicht ganz und gar zum Gespött werde. Abel war gut, wenn Kain auch ein Mörder. Und viele erschauten Gott in geheimnisvollem Licht, andere hingegen begingen vielfaches Unrecht, bis daß die Zeit gekommen war, in der das Wort Gottes hell aufstrahlte, wie vorausgesagt: schön von Gestalt, mehr als die Menschenkinder. Da erschien die Sonne der Gerechtigkeit und setzte die Menschen ins Licht durch gute Werke – durch den Glauben und das Werk –, wie zuerst die Morgenröte aufscheint, dann weiter die anderen Tageszeiten folgen, bis die Nacht eintritt.

So, o Tochter Elisabeth, verändert sich die Welt! Nunmehr ist die Welt erschöpft an jeglicher Grünkraft der Tugenden, versteht sich in der Morgenfrühe, in der ersten, der dritten und ganz und gar in der sechsten Stunde des Tages. Und daher ist es in solcher Zeit notwendig, daß Gott einige Menschen durchgießt, damit sie für ihn nicht unnütze Werkzeuge blieben. Höre zu, o besorgte Tochter! Gerade jene Menschen nämlich, welche die Geisteinhauchung Gottes solcherweise durchfeuchtet, macht manchmal die eifrige Einflüsterung der alten Schlange mürbe. Denn sobald diese Schlange eine erlesene Gemme erspäht, zischelt sie gleich und spricht: «Was soll das?» Und zermürbt jene durch zahlreiche das Gemüt aufwühlende Nöte, bis daß sie die Wolken zu überfliegen begehrt – wie sie selbst es getan –, als wären die Menschen Götter.

Nun höre weiter zu! Jene, die danach verlangen, Gottes Werk zu vollbringen, sollten stets beachten, daß sie, da sie als Menschen hervorgebracht sind, Gefäße von Ton sind. Und sie sollten beständig bedenken, was sie sind und was aus ihnen wird. Und das Himmlische haben sie dem zu überlassen, der himmlisch ist. Denn sie selbst sind Verbannte, die das Himmlische nicht kennen, so laut sie die Geheimnisse Gottes auch hinausschmettern: wie eine Posaune, die den Ton nur erklingen läßt, ihn jedoch nicht selber bewirkt, in die vielmehr ein anderer bläst, damit sie ertöne.

Die Friedfertigen aber sollen den Panzer des Glaubens anziehen, jene, die als Sanftmütige, Arme und Elende ihr Leben fristen, wie auch das Lamm es tat, dessen Posaunenton sie sind. Sie sollen auch die Gesinnung eines arglosen Kindes bewahren, denn Gott

züchtigt stets die, welche als Posaune ertönen. Doch sorgt er dafür, daß das Tongefäß solcher nicht zerbricht, ihm vielmehr wohlgefalle.

O Tochter, Gott mache dich zu einem Spiegel des Lebens! Aber auch ich, die ich darniederliege in zager Furcht, möge zuweilen erklingen wie ein schwacher Posaunenstoß vom lebendigen Licht her.

So helfe mir denn Gott, daß ich in seinem Dienste auszuharren vermag!

Mechtild von Magdeburg

* um 1207 in der Umgebung von Magdeburg † um 1282 Helfta

Sie lebte in einer religiösen Gemeinschaft als Begine in Magdeburg. Mystikerin, schrieb ihre Aufzeichnungen in niederdeutscher Sprache auf. Ihr mystisches Hauptwerk wegen der Fülle von Ausdrucksformen von einem hohen literarischen Wert, *Das fließende Licht der Gottheit*, ist in einer oberdeutschen Fassung aus dem 14. Jh. überliefert.

DAS FLIESENDE LICHT DER GOTTHEIT

Die sele kam zû der minne und grûste si mit tieffen sinnen und sprach:

»Got gruesse úch, vro minne.«

»Got lone úch, liebú vro kúneginne«...

Wie die Liebe und die Königin miteinander sprachen

Die Seele kam zu der Liebe und grüßte sie in tiefer Demut und sagte:

»Gott grüße Euch, edle Liebe!«

»Gott lohne Euch, liebe, edle Königin!«

»Edle Liebe, Ihr seid von großer Vollkommenheit!«

»Edle Königin, deswegen bin ich allem überlegen.«

»Edle Liebe, Ihr habt Euch viele Jahre hindurch abgemüht, ehe Ihr die erhabene Dreifaltigkeit dazu gebracht habt, sich ganz in Marias demütige Jungfräulichkeit zu ergießen.«

»Edle Königin, darauf beruht Eure Ehre und Euer Heil.«

»Edle Liebe, Ihr habt mir alles genommen, was mir auf Erden überhaupt zuteil geworden war.«

»Edle Königin, Ihr habt einen seligmachenden Tausch getan.«

»Edle Liebe, Ihr habt mir meine Kindheit genommen!«

»Edle Königin, dafür habe ich Euch himmlische Freiheit gegeben.«

»Edle Liebe, Ihr habt mir meine Jugend genommen!«

»Edle Königin, dafür habe ich Euch viele heilige Tugenden gegeben.«

»Edle Liebe, Ihr habt mir Besitz, Freunde und Verwandte genommen!«

»Ach, edle Königin, das ist eine erbärmliche Klage!«

»Edle Liebe, Ihr habt mir das weltliche Leben genommen, weltliche Ehre und allen weltlichen Reichtum!«

»Edle Königin, dafür will ich Euch, ganz wie Ihr es wünscht, auf Erden sogleich mit dem Heiligen Geist entschädigen.«

»Edle Liebe, Ihr habt mich so sehr bedrängt, daß meinen Leib eine unerklärliche Krankheit befallen hat.«

- »Edle Königin, dafür habe ich Euch viele erhabene Erkenntnisse gegeben.«
- »Edle Liebe, Ihr habt mein Fleisch und Blut ausgezehrt!«
- »Edle Königin, dadurch seid Ihr geläutert und hineingenommen in Gott.«
- »Edle Liebe, Ihr seid eine Räuberin; dennoch bestehe ich darauf, daß Ihr mich entschädigt!«
- »Edle Königin, so nehmt einfach mich selbst!«
- »Edle Liebe, nun habt Ihr mich hundertfach entschädigt auf Erden.«
- »Edle Königin, darüber hinaus habt Ihr Anspruch auf Gott und sein ganzes Reich.«

Die Liebe soll tödlich sein, maßlos und unaufhörlich, für Toren bedeutet das Torheit

- »Ich freue mich, daß ich den lieben darf, der mich liebt, und , begehre danach, ihn tödlich zu lieben, maßlos und unaufhörlich.«
 - »Freue dich, meine Seele, denn dein Geliebter ist aus Liebe zu dir gestorben! Liebe ihn so sehr, daß du sterben möchtest um seinetwillen; dann brennst du immerfort, ohne zu verlöschen, als ein lebendiger Funke in dem gewaltigen Feuer der erhabenen Majestät; dann wirst du voll des Liebesfeuers, durch das du hier so selig bist.«
 - »Du brauchst mich nicht weiter zu belehren; ich kann nicht von der Liebe lassen, ich muß ihre Gefangene sein, ich kann nicht anders leben. Wo sie zu Hause ist, dort muß ich mich aufhalten – im Tod und auch im Leben.«
- Das ist der Toren Torheit: Sie leben ohne Leid im Herzen.

Von diesem Buch und vom Schreiber dieses Buches

Ich wurde vor diesem Buch gewarnt, und man brachte folgendes vor: Wenn man es nicht zurückhielte, könnte es ein Feuer verzehren. Da handelte ich, wie ich es von Kindheit an gewohnt bin: Wann immer man mir Kummer bereitete, mußte ich stets beten.

Ich neigte mich also zu meinem Lieben und sagte: »Ach, Herr, nun bin ich in Bedrängnis um deiner Ehre willen; soll ich nun ohne Trost von dir bleiben, so hast du mich auf Abwege geführt, denn du selbst hast mir geboten, es zu schreiben!« Da offenbarte sich Gott sogleich meiner traurigen Seele und hielt dieses Buch in seiner rechten Hand und sagte: »Meine Liebe, betrübe dich nicht zu sehr, die Wahrheit kann niemand verbrennen! Wer es aus meiner Hand nehmen will, muß stärker sein als ich. Das Buch ist dreifaltig und verweist allein auf mich. Dieses Pergament, das es umschließt, bedeutet meine reine, klare, gerechte Menschennatur, die um deinetwillen den Tod erlitten hat. Die Worte bedeuten meine wunderbare Gottheit; sie fließen von Stunde zu Stunde aus meinem göttlichen Mund in deine Seele. Der Klang der Worte bedeutet meinen lebendigen Geist, und er wirkt aus sich selbst die unverfälschte Wahrheit. Nun schau auf all diese Worte, wie rühmlich sie meine Geheimnisse verkünden, und zweifle nicht an dir selbst!«

»Ach, Herr, wäre ich ein gelehrter Geistlicher und hättest du dieses einzigartige, große Wunder an ihm vollbracht, so könnte dir ewige Ehre daraus erwachsen. Wie soll man aber dir das zutrauen, daß du in diesem schmutzigen Pfuhl ein goldenes Haus errichtet hast und wirklich darin wohnst mit deiner Mutter und mit allen Geschöpfen und mit all deinen himmlischen Heerscharen? Herr, da kann dich die Weisheit dieser Welt nicht finden!«

»Tochter, viele kluge Männer verlieren durch Unachtsamkeit auf einer großen Straße ihr kostbares Gold, womit sie eine Hohe Schule besuchen könnten; das wird ein anderer

finden. Ich habe es, meiner Natur entsprechend, seit langem so gehalten: Wo immer ich besondere Gnade gewährte, da suchte ich stets die niedrigste, geringste, verborgenste Stelle dafür; die irdischen höchsten Berge können die Offenbarung meiner Gnade nicht aufnehmen, denn die Flut meines Heiligen Geistes fließt von Natur aus talwärts. Man findet viele schriftgelehrte Meister, die als Menschen vor meinen Augen Toren sind. Und ich sage dir noch mehr: Es gereicht mir vor ihnen zu großer Ehre, und es stärkt sie in ihrem heiligen Christenglauben außerordentlich, daß der ungelehrte Mund, die gelehrte Zunge durch meinen Heiligen Geist unterweist.«

»O Herr, ich seufze und wünsche und bitte für deinen Schreiber, der das Buch nach meiner Anweisung geschrieben hat, daß du auch ihm zum Lohn solche Gnade schenken mögest, wie sie noch niemals einem Menschen zuteil wurde; denn, Herr, deine Gaben sind tausendmal zahlreicher als diejenigen unter deinen Geschöpfen, die imstande sind, sie zu empfangen.«

Da sagte unser Herr: »Er hat es mit goldenen Buchstaben geschrieben; also sollen alle Worte dieses Buches an seinem Obergewand in Ewigkeit offen sichtbar sein in meinem Reich, mit himmlischem, leuchtendem Gold über all seinem (übrigen) Schmuck geschrieben, denn die frei gewählte Liebe wird stets das Höchste an den Menschen sein.«

Während mir unser Herr diese Worte sagte, sah ich die wunderbare Wahrheit in der ewigen Herrlichkeit.

»O Herr, ich bitte dich, daß du dies Buch behüten mögest vor den Augen der Nachstellung voller Falschheit, denn sie ist aus der Hölle zu uns gekommen, sie hat niemals im Himmel ihren Ursprung; sie ist in Luzifers Herzen gezeugt und ist aus geistlichem Hochmut geboren und hat sich breitgemacht im Haß und ist in gewaltigem Zorn zu solcher Größe herangewachsen, daß sie wähnt, keine Tugend könne es ihr gleichtun. So müssen Gottes Kinder zugrunde gehen und müssen sich mit Schmach bedecken lassen, wenn sie die höchste Ehre mit Jesus empfangen wollen. Mit heiligem Eifer müssen wir uns jederzeit selbst betrachten, um uns vor Fehlern zu bewahren. Liebevollen Eifer sollen wir unseren Mitchristen zuwenden. Wenn sie Unrecht tun, sollen wir sie unter vier Augen in lauterer Absicht darauf aufmerksam machen. So können wir viel heilloses Gerede vermeiden. Amen.«

Der Inhalt dieses Buches ist mit allen Gliedern gesehen, gehört und erfahren worden

Ich weiß und vermag nichts zu schreiben, wenn ich es nicht mit den Augen meiner Seele sehe und es mit den Ohren meines ewigen Geistes höre und in allen Gliedern meines Leibes die Kraft des Heiligen Geistes wahrnehme.

Von sechs Tugenden des heiligen Dominikus

Am Festtag des heiligen Dominikus bat ich unseren Herrn für den gesamten Predigerorden. Da geruhte unser lieber Herr, selbst zu mir zu kommen, und er brachte Sankt Dominikus mit, den ich am meisten von allen Heiligen liebe – wenn ich das sagen darf.

Dann sagte unser Herr: »Mein Sohn Dominikus hatte zu Lebzeiten vier Gewohnheiten, die alle Prioren haben sollten. Er hatte seine Mitbrüder so herzlich lieb, daß er es nie ertragen konnte, sie mit solchen Anforderungen zu betrüben, die seinem eigenen

Mutwillen entsprangen. Das zweite (war), daß er häufig seinen Mitbrüdern besseres Essen zukommen ließ, um ihnen zu helfen und sie zu erfreuen, damit die jungen Brüder nicht auf den Gedanken kämen, wieder in die Welt zurückzukehren, und die alten nicht auf dem Weg ermüdeten. Das dritte (war), daß er ihnen in heiliger Weisheit das Vorbild gab, wie sie um Gottes willen maßvoll sein sollten in ihrem ganzen Wesen und in ihrem ganzen Verhalten und in all ihren Bedürfnissen. Das vierte (war), daß er so barmherzig war, daß er seine lieben Mitbrüder nie mit einer Buße beschweren wollte, die ihm die Ordensregel nicht für die entsprechende Schuld vorschrieb.»

Weiter sagte unser Herr: »Ich sage dir noch zwei Dinge: Wenn Dominikus lachte, dann lachte er mit der wahren Freundlichkeit des Heiligen Geistes. Wenn er aber weinte, dann weinte er voll so treuer Besorgnis, daß er immer alle seine Mitbrüder als erstes Anliegen vor meine Augen trug und darüber hinaus mit aller Kraft die heilige Christenheit.«

Daß ein Lachen allein, ohne Albernheit, nicht notwendig böse ist, das wußte ich vorher nicht.

Drei Kinder soll ein guter Mensch haben, für die er bitten soll

Niemand weiß, was Trost oder Pein oder Begehren ist, bevor er nicht selbst mit diesen dreien in Berührung kommt. Ich suche Hilfe, denn mein Schmerz ist – ach! – allzu groß: Ich habe drei Kinder, die ich in einem äußerst beklagenswerten Zustand sehe.

Das erste sind die armen Sünder, die dem ewigen Tod verfallen sind; an ihnen ist nichts Tröstliches, außer daß sie Menschen sind. O weh, dieses Kind sehe ich mit blutendem Herzen an, und ich nehme es mit weinenden Augen auf die Arme meiner Seele und trage es vor die Füße seines Vaters, von dem ich es empfangen habe. Da betrachte ich dies Kind und bitte seinen getreuen Vater Jesus, daß er dies Kind erwecke mit der gleichen Stimme seiner göttlichen Barmherzigkeit, mit der er Lazarus erweckte. Darauf antwortet Gott also: »Ich will die Krankheit dieses Kindes heilen. Wenn es nie wieder in eine solche Todsünde verfällt, so soll es mir immer gleich sein an Schönheit, an Adel, an Macht, umfassen und erfüllt von aller Lust in der ewigen Ewigkeit. Stehe auf, mein liebes Kind, du bist gesund! Die freie Willensentscheidung, die ich dir gegeben habe, werde ich dir niemals nehmen, denn damit wird im schönen Himmelreich all deine Würde aufgewogen, die dich den Heiligen gleichstellt.« O weh, noch ruht dieses Kind unbeweglich in seinem eigenen Mutwillen!

Mein zweites Kind sind die armen Seelen, die im Fegefeuer Qualen erdulden; ihnen muß ich mein Herzblut zu trinken geben. Wenn ich für sie bitte und ich die vielfältige Not und den bitteren Durst ansehe, den sie für jede einzelne Sünde in besonderer Weise erleiden, dann erfüllt mich mütterlicher Schmerz. Doch freut es mich, daß sie als wirklich Schuldige ihre Qual zur Ehre Gottes erleiden. Sie erdulden ihre Qual mit großer Geduld, denn sie erkennen all ihre Schuld ganz klar. Sie ertragen ihre Not mit Haltung und Einsicht und geben sich selbst größtes Herzeleid zu trinken. Wenn dies Kind möglichst rasch gesunden soll, dann muß die Mutter von großer Fürsorge und Barmherzigkeit sein.

Mein drittes Kind sind die unvollkommenen Menschen geistlichen Standes. Wenn ich alle meine kranken Kinder betrachte, so fügt mir keines solchen Schmerz zu wie gerade dieses, denn es hat sich leider mit seinen äußeren Sinnen so weit an Vergängliches verloren und sich so sehr vom Himmel abgewandt, daß es die edle Lebensweise und die süße Vertrautheit mit Gott gänzlich verloren hat, wozu Gott es sich durch besondere

Erwählung herangebildet hatte. Darnach gehen sie so sehr in die Irre, daß sie niemand mehr mit Worten zur Umkehr bewegen kann. Dann schelten sie die Innigkeit und machen Gottes Süße schlecht und halten auch alles das für Betrug, was sie sehen oder hören. So scheinen sie nach außen weise und sind doch – ach! – im Innern alle Toren. Dies Kind hat die geringsten Aussichten auf Genesung, denn es verfällt zuerst in ein eigenwilliges Streben, darnach in Trägheit, darnach in trügerischen Trost, darnach in Trostlosigkeit, darnach verliert es – und dies schmerzt mich – jede Gnade. So kriecht dieses arme Kind dann durch ein sündiges Leben bis an sein Ende. Da ist es dann ganz und gar unsicher, wohin der Weg der pflichtvergessenen Seele führt.

Wie die selige Seele am Jüngsten Tag zu ihrem Leib spricht

Steh auf, mein vertrauter Freund, und erhole dich von all deiner Pein, von all deiner Krankheit, von all deiner Schmach, von all deiner Traurigkeit, von all deinem Elend, von all deinem Schmerz, von all deiner Mühsal. Der Morgenstern ist aufgegangen, das ist die Geburt Sankt Mariens und ihr Leben. Die Sonne hat ihren Schein erstrahlen lassen, das meint: Gottes Menschwerdung, seine Werke und seine Himmelfahrt. Der Mond wird immer unveränderlich sein, das heißt, daß wir dann immer unveränderlich sein werden im ewigen Leben. Einst hing all mein Heil von dir ab, nun ruht all deine Zuversicht auf mir. Wäre ich nicht zu dir zurückgekommen, du würdest niemals aus dieser Asche befreit werden. Der ewige Tag ist uns aufgegangen, nun werden wir unseren Lohn erhalten.

Dies schrieb Schwester Mechthild auf einem Zettel an ihren Bruder B. im Predigerorden, und sie meinte:

»Die allergrößte Freude, die im Himmelreich herrscht, das ist der Wille Gottes, wenn Unwilligkeit zur Bereitwilligkeit wird, kommt dadurch göttliche Freude in das Herz des betrübt Menschen. Darin besteht eines geistlichen Menschen Beichte: daß man die Gabe verschmäht hat, die von Gott kommt. Schmerzliche Gaben sollen wir voll Freude entgegennehmen, tröstliche Gaben sollen wir mit Furcht entgegennehmen. So können wir Nutzen ziehen aus allen Dingen, die uns begegnen. Lieber Freund, sei eines Sinnes mit Gott und freue dich seines Willens!«

Diese Aufzeichnung ist aus Gott geflossen

Die Aufzeichnung, die sich in diesem Buche findet, ist aus der lebendigen Gottheit in Schwester Mechthilds Herz geflossen und ist hier genau so wiedergegeben, wie sie aus ihrem Herzen in göttlichem Auftrag hervorgegangen und mit ihren Händen niedergeschrieben worden ist. Deo gratias.

Wie Gott dem Menschen dient

So spricht eine Bettlerin in ihrem Gebet zu Gott:

»Herr, ich danke dir, daß du mich nun, nachdem du mir durch deine Liebe allen irdischen Reichtum genommen hast, kleidest und speisest aus fremdem Besitz, denn alles, was nicht als Besitz voller Lust in meinem Herzen haftet, das muß mir alles fremd sein.

Herr, ich danke dir, daß du mir nun, nachdem du mir die Kraft meiner Augen genommen hast, mit fremden Augen dienst.

Herr, ich danke dir, daß du mir nun, nachdem du mir die Kraft meiner Hände genommen hast, mit fremden Händen dienst.

Herr, ich danke dir, daß du mir nun, nachdem du mir die Kraft meines Herzens genommen hast, mit fremden Herzen dienst.

Herr, ich bitte dich für sie, daß du es ihnen auf Erden mit deiner göttlichen Liebe lohnen wollest, so daß sie zu dir flehen und dir dienen dürfen mit allen Tugenden bis zu einem seligen Ende.«

Alle, die mit lauterem Herzen alle Dinge aufgehen aus Liebe zu Gott, sind alle Erzbettler; sie werden am Jüngsten Tag zu Gericht sitzen mit Jesus, unserem Erlöser.

»Herr, alles, was ich dir klage, das mögest du mir und allen Sündern vergeben.

Herr, alles, worum ich dich bitte, das mögest du mir und allen unvollkommenen geistlichen Menschen gewähren um deiner eigenen Ehre willen.

Herr, dein Lob möge in meinem Herzen niemals verstummen, was immer ich tue, unterlasse und leide. Amen.«

Meister Eckhart

* um 1260 Hochheim † vor 30. April 1328 vermutlich Avignon oder Köln
Dominikaner, Mystiker. Philosophische und theologische Ausbildung am *studium generale* in Köln, dann *Lector sententiarum* in Paris, wo er Vorlesungen über die Sentenzen des Petrus Lombardus hielt und den Magistertitel erwarb. Grundgedanken seiner mystischen Texte sind die Vereinigung des Menschen mit Gott, die Geburt Gottes im Seelengrund, Abgeschiedenheit als Voraussetzung der *unio mystica*. Nach Einwänden, die von der Inquisition gegen einige Stellen aus seinen Schriften erhoben wurden, beteuerte er öffentlich in der Dominikanerkirche in Köln seine Rechtgläubigkeit und erklärte sich zum Widerruf bereit, sollten seine Schriften häretische Äußerungen beinhalten. Seine Schriften verfasste er auf Deutsch (*Reden der Unterweisung*, *Büchlein der göttlichen Tröstung*) und Latein (*Opus tripartitum*).

REDEN DER UNTERWEISUNG

Daz sint die rede, die der vicarius von turingen, der prior von erfurt, bruoder eckhart predigerordens mit solchen kindern hâte, diu in dirre rede vrâgeten vil dinges, dô sie sâzen in collationibus mit einander.

Das sind die Reden, die der Vikar von Thüringen, der Prior von Erfurt, Bruder Eckhart, Predigerordens, mit solchen [geistlichen] Kindern geführt hat, die ihn zu diesen Reden nach vielem fragten, als sie zu abendlichen Lehrgesprächen beieinander saßen.

1. VOM WAHREN GEHORSAM

Wahrer und vollkommener Gehorsam ist eine Tugend vor allen Tugenden, und kein noch so großes Werk kann geschehen oder getan werden ohne diese Tugend; wie klein anderseits ein Werk sei und wie gering, es ist nützer getan in wahrem Gehorsam, sei's Messen oder -hören, Beten, Kontemplieren oder was du dir denken magst. Nimm wieder-

um ein Tun so geringwertig du nur willst, es sei, was es auch sei: wahrer Gehorsam macht es dir edler und besser. Gehorsam bewirkt allwegs das Allerbeste in allen Dingen. Fürwahr, der Gehorsam stört nie und behindert nicht, was einer auch tut, bei nichts, was aus wahrem Gehorsam kommt; denn der versäumt nichts Gutes. Gehorsam braucht sich nimmer zu sorgen, es gebricht ihm an keinem Gute.

Wo der Mensch in Gehorsam aus seinem Ich herausgeht und sich des Seinen entschlägt, ebenda muß Gott notgedrungen hinwiederum eingehen; denn wenn einer für sich selbst nichts will, für den muß Gott in gleicher Weise wollen wie für sich selbst. Wenn ich mich meines Willens entäußert habe in die Hand meines Oberen und für mich selbst nichts will, so muß Gott darum für mich wollen, und versäumt er etwas für mich darin, so versäumt er es zugleich für sich selbst. So steht's in allen Dingen: Wo ich nichts für mich will, da will Gott für mich. Nun gib acht! Was will er denn für mich, wenn ich nichts für mich will? Darin, wo ich von meinem Ich lasse, da muß er für mich notwendig alles das wollen, was er für sich selbst will, nicht weniger noch mehr, und in derselben Weise, mit der er für sich will. Und täte Gott das nicht, – bei der Wahrheit, die Gott ist, so wäre Gott nicht gerecht, noch wäre er Gott, was [doch] sein natürliches Sein ist.

In wahrem Gehorsam darf kein »Ich will so oder so« oder »dies oder das« gefunden werden, sondern nur vollkommenes Aufgeben des Deinen. Und darum soll es im allerbesten Gebet, das der Mensch beten kann, weder »Gib mir diese Tugend oder diese Weise« noch »Ja, Herr, gib mir dich selbst oder ewiges Leben« heißen, sondern nur »Herr, gib mir nichts, als was du willst, und tue, Herr, was und wie du willst in jeder Weise!« Dies übertrifft das erste [Gebet] wie der Himmel die Erde; und wenn man das Gebet so verrichtet, so hat man wohl gebetet: wenn man in wahrem Gehorsam aus seinem Ich ausgegangen ist in Gott hinein. Und so wie wahrer Gehorsam kein »Ich will so« kennen soll, so soll auch niemals von ihm vernommen werden »Ich will nicht«; denn »Ich will nicht« ist wahres Gift für jeden Gehorsam. Wie denn Sankt Augustin sagt: »Den getreuen Diener Gottes gelüstet nicht, daß man ihm sage oder gebe, was er gern hörte oder sähe; denn sein erstes, höchstes Bestreben ist zu hören, was Gott am allermeisten gefällt.«

2. VOM ALLERKRÄFTIGSTEN GEBET UND VOM ALLERHÖCHSTEN WERK

Das kräftigste Gebet und nahezu das allmächtigste, alle Dinge zu erlangen, und das allerwürdigste Werk vor allen ist jenes, das hervorgeht aus einem ledigen Gemüt. Je lediger dies ist, um so kräftiger, würdiger, nützer, löblicher und vollkommener ist das Gebet und das Werk. Das ledige Gemüt vermag alle Dinge.

Was ist ein lediges Gemüt?

Das ist ein lediges Gemüt, das durch nichts beirrt und an nichts gebunden ist, das sein Bestes an keine Weise gebunden hat und in nichts auf das Seine sieht, vielmehr völlig in den liebsten Willen Gottes versunken ist und sich des Seinigen entäußert hat. Nimmer kann der Mensch ein noch so geringes Werk verrichten, das nicht hierin seine Kraft und sein Vermögen empfangt.

So kraftvoll soll man beten, daß man wünschte, alle Glieder und Kräfte des Menschen, Augen wie Ohren, Mund, Herz und alle Sinne sollten darauf gerichtet sein; und nicht soll man aufhören, ehe man empfinde, daß man sich mit dem zu vereinen im Begriffe stehe, den man gegenwärtig hat und zu dem man betet, das ist: Gott.

3. VON UNGELASSENEN LEUTEN, DIE VOLL EIGENWILLENS SIND

Die Leute sagen: »Ach, ja, Herr, ich möchte gern, daß ich auch so gut zu Gott stünde und daß ich ebensoviel Andacht hätte und Frieden mit Gott, wie andere Leute haben, und ich möchte, mir ginge es ebenso oder ich wäre ebenso arm«, oder: »Mit mir wird's niemals recht, wenn ich nicht da oder dort bin und so oder so tue, ich muß in der Fremde leben oder in einer Klausen oder in einem Kloster.«

Wahrlich, darin steckt überall dein Ich und sonst ganz und gar nichts. Es ist der Eigenwille, wenn zwar du's auch nicht weißt oder es dich auch nicht so dünkt: niemals steht ein Unfriede in dir auf, der nicht aus dem Eigenwillen kommt, ob man's nun merke oder nicht. Was wir da meinen, der Mensch solle dieses fliehen und jenes suchen, etwa diese Stätten und diese Leute und diese Weisen oder diese Menge oder diese Betätigung – nicht das ist schuld, daß dich die Weise oder die Dinge hindern: du bist es [vielmehr] selbst in den Dingen, was dich hindert, denn du verhältst dich verkehrt zu den Dingen.

Darum fang zuerst bei dir selbst an und laß dich! Wahrhaftig, fliehst du nicht zuerst dich selbst, wohin du sonst fliehen magst, da wirst du Hindernis und Unfrieden finden, wo immer es auch sei. Die Leute, die da Frieden suchen in äußeren Dingen, sei's an Stätten oder in Weisen, bei Leuten oder in Werken, in der Fremde oder in Armut oder in Erniedrigung – wie eindrucksvoll oder was es auch sei, das ist dennoch alles nichts und gibt keinen Frieden. Sie suchen völlig verkehrt, die so suchen. Je weiter weg sie in die Ferne schweifen, um so weniger finden sie, was sie suchen. Sie gehen wie einer, der den Weg verfehlt: je weiter der geht, um so mehr geht er in die Irre. Aber, was soll er denn tun? Er soll zuerst sich selbst lassen, dann hat er alles gelassen. Fürwahr, ließe ein Mensch ein Königreich oder die ganze Welt, behielte aber sich selbst, so hätte er nichts gelassen. Läßt der Mensch aber von sich selbst ab, was er auch dann behält, sei's Reichtum oder Ehre oder was immer, so hat er alles gelassen.

Zu dem Worte, das Sankt Peter sprach: „Sieh, Herr, wir haben alle Dinge gelassen“ [Matth. 19,27] – und er hatte doch nichts weiter gelassen als ein bloßes Netz und sein Schifflein –, dazu sagt ein Heiliger: Wer das Kleine willig läßt, der läßt nicht nur dies, sondern er läßt alles, was weltliche Leute gewinnen, ja selbst, was sie nur begehren können. Denn wer seinen Willen und sich selbst läßt, der hat alle Dinge so wirklich gelassen, als wenn sie sein freies Eigentum gewesen wären und er sie besessen hätte mit voller Verfügungsgewalt. Denn was du nicht begehren willst, das hast du alles hingegeben und gelassen um Gottes willen. Darum sprach unser Herr: „Selig sind die Armen im Geist“ [Matth. 5,3], das heißt: an Willen. Und hieran soll niemand zweifeln: Gäß irgendeine bessere Weise, unser Herr hätte sie genannt, wie er ja auch sagte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne zuerst sich selbst“ [Matth. 16,24]; daran ist alles gelegen. Richte dein Augenmerk auf dich selbst, und wo du dich findest, da laß von dir ab; das ist das Allerbeste.

4. VOM NUTZEN DES LASSENS, DAS MAN INNERLICH UND ÄUSSERLICH VOLLZIEHEN SOLL

Du mußt wissen, daß sich noch nie ein Mensch in diesem Leben so weitgehend gelassen hat, daß er nicht gefunden hätte, er müsse sich noch mehr lassen. Der Menschen gibt es wenige, die das recht beachten und darin beständig sind. Es ist ein gleichwertiger Austausch und ein gerechter Handel: So weit du ausgehst aus allen Dingen, so weit, nicht weniger und nicht mehr, geht Gott ein mit all dem Seinen, dafern du in allen Dingen dich

des Deinen völlig entäußerst. Damit heb 11 an, und laß dich dies alles kosten, was du aufzubringen vermagst. Da findest du wahren Frieden und nirgends sonst.

Die Leute brauchten nicht soviel nachzudenken, was sie tun sollten; sie sollten vielmehr bedenken, was sie wären. Wären nun aber die Leute gut und ihre Weise, so könnten ihre Werke hell leuchten. Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht. Nicht gedanke man Heiligkeit zu gründen auf ein Tun; man soll Heiligkeit vielmehr gründen auf ein Sein, denn die Werke heiligen nicht uns, sondern wir sollen die Werke heiligen. Wie heilig die Werke immer sein mögen, so heiligen sie uns ganz und gar nicht, soweit sie Werke sind, sondern: soweit wir heilig sind und Sein besitzen, soweit heiligen wir alle unsere Werke, es sei Essen, Schlafen, Wachen oder was immer es sei. Die nicht großen Seins sind, welche Werke die auch wirken, da wird nichts daraus. Erkenne hieraus, daß man allen Fleiß darauf verwenden soll, gut zu sein, – nicht aber so sehr darauf, was man tue oder welcher Art die Werke seien, sondern wie der Grund der Werke sei.

5. BEACHTET, WAS DAS WESEN UND DEN GRUND GUT MACHT

Der Grund, an dem es liegt, daß des Menschen Wesen und Seinsgrund, von dem des Menschen Werke ihre Gutheit beziehen, völlig gut sei, ist dies: daß des Menschen Gemüt gänzlich zu Gott [gekehrt] sei. Darauf setze all dein Bemühen, daß dir Gott groß werde und daß all dein Streben und Fleiß ihm zugewandt sei in allem deinem Tun und Lassen. Wahrlich, je mehr du davon hast, desto besser sind alle deine Werke, welcher Art sie auch sein mögen. Hafte Gott an, so hängt er dir alles Gutsein an. Suche Gott, so findest du Gott und alles Gute [dazu]. Ja, fürwahr, du könntest in solcher Gesinnung auf einen Stein treten, und es wäre in höherem Grade ein gottgefälliges Werk, als wenn du den Leib unseres Herrn empfindest und es dabei mehr auf das Deinige abgesehen hättest und deine Absicht weniger selbstlos wäre. Wer Gott anhaftet, dem haftet Gott an und alle Tugend. Und was zuvor du suchtest, das sucht nun dich; wem zuvor du nachjagtest, das jagt nun dir nach; und was zuvor du fliehen mochtest, das flieht nun dich. Darum: wer Gott eng anhaftet, dem haftet alles an, was göttlich ist, und den flieht alles, was Gott ungleich und fremd ist.

6. VON DER ABGESCHIEDENHEIT UND VOM BESITZEN GOTTES

Ich wurde gefragt: manche Leute zögen sich streng von den Menschen zurück und wären immerzu gern allein, und daran läge ihr Friede und daran, daß sie in der Kirche wären – ob dies das Beste wäre? Da sagte ich: »Nein!« Und gib acht, warum.

Mit wem es recht steht, wahrlich, dem ist's an allen Stätten und unter allen Leuten recht. Mit wem es aber unrecht steht, für den ist's an allen Stätten und unter allen Leuten unrecht. Wer aber recht daran ist, der hat Gott in Wahrheit bei sich; wer aber Gott recht in Wahrheit hat, der hat ihn an allen Stätten und auf der Straße und bei allen Leuten ebensogut wie in der Kirche oder in der Einöde oder in der Zelle; wenn anders er ihn recht und nur ihn hat, so kann einen solchen Menschen niemand behindern.

Warum?

Weil er einzig Gott hat und es nur auf Gott absieht, und alle Dinge ihm lauter Gott werden. Ein solcher Mensch trägt Gott in allen seinen Werken und an allen Stätten, und alle Werke dieses Menschen wirkt allein Gott; denn wer das Werk verursacht, dem gehört das Werk eigentlicher und wahrhafter zu als dem, der da das Werk verrichtet. Ha-

ben wir also lauter und allein Gott im Auge, wahrlich, so muß er unsere Werke wirken, und an allen seinen Werken vermag ihn niemand zu hindern, keine Menge und keine Stätte. So kann also diesen Menschen niemand behindern, denn er erstrebt und sucht nichts, und es schmeckt ihm nichts als Gott; denn der wird mit dem Menschen in allem seinem Streben vereint. Und so wie Gott keine Mannigfaltigkeit zu zerstreuen vermag, so auch kann diesen Menschen nichts zerstreuen noch vermannigfaltigen, denn er ist eins in jenem Einen, in dem alle Mannigfaltigkeit Eins und eine Nicht-Mannigfaltigkeit ist.

Der Mensch soll Gott in allen Dingen ergreifen und soll sein Gemüt daran gewöhnen, Gott allzeit gegenwärtig zu haben im Gemüt und im Streben und in der Liebe. Achte darauf, wie du deinem Gott zugekehrt bist, wenn du in der Kirche bist oder in der Zelle: diese selbe Gestimmtheit behalte und trage sie unter die Menge und in die Unruhe und in die Ungleichheit. Und – wie ich schon öfter gesagt habe – wenn man von »Gleichheit« spricht, so meint man [damit] nicht, daß man alle Werke als gleich erachten solle oder alle Stätten oder alle Leute. Das wäre gar unrichtig, denn Beten ist ein besseres Werk als Spinnen und die Kirche eine würdigere Stätte als die Straße. Du sollst jedoch in allen Werken ein gleichbleibendes Gemüt haben und ein gleichmäßiges Vertrauen und eine gleichmäßige Liebe zu deinem Gott und einen gleichbleibenden Ernst. Traun, wärest du so gleichmütig, so würde dich niemand hindern, deinen Gott gegenwärtig zu haben.

Wem aber Gott nicht so wahrhaft innewohnt, sondern wer Gott beständig von draußen her nehmen muß in diesem und in jenem, und wer Gott in ungleicher Weise sucht, sei's in Werken oder unter den Leuten oder an Stätten, der hat Gott nicht. Und es mag leicht etwas geben, was einen solchen Menschen behindert, denn er hat Gott nicht, und er sucht nicht ihn allein noch liebt noch erstrebt er ihn allein. Und darum hindert ihn nicht nur böse Gesellschaft, sondern ihn hindert auch die gute, und nicht allein die Straße, sondern auch die Kirche, und nicht allein böse Worte und Werke, sondern auch gute Worte und Werke. Denn das Hindernis liegt in ihm, weil Gott in ihm noch nicht alle Dinge geworden ist. Denn wäre dies so bei ihm, so wäre ihm an allen Stätten und bei allen Leuten gar recht und wohl; denn er hat Gott, und den könnte ihm niemand nehmen, noch könnte ihn jemand an seinem Werk hindern.

Woran liegt nun dieses wahre Haben Gottes, daß man ihn wahrhaft besitze?

Dieses wahrhafte Haben Gottes liegt am Gemüt und an einem innigen, geistigen Sich-Hinwenden und Streben zu Gott, nicht [dagegen] an einem beständigen, gleichmäßigen Darandenken; denn das wäre der Natur unmöglich zu erstreben und sehr schwer und zudem nicht das Allerbeste. Der Mensch soll sich nicht genügen lassen an einem gedachten Gott; denn wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott. Man soll vielmehr einen wesenhaften Gott haben, der weit erhaben ist über die Gedanken des Menschen und aller Kreatur. Der Gott vergeht nicht, der Mensch wende sich denn mit Willen von ihm ab.

Wer Gott so, [d.h.] im Sein, hat, der nimmt Gott göttlich, und dem leuchtet er in allen Dingen; denn alle Dinge schmecken ihm nach Gott, und Gottes Bild wird ihm aus allen Dingen sichtbar. In ihm glänzt Gott allzeit, in ihm vollzieht sich eine loslösende Abkehr und eine Einprägung seines geliebten, gegenwärtigen Gottes. Vergleichsweise so, wie wenn es einen in rechtem Durst heiß dürstet: so mag der wohl anderes tun als trinken, und er mag auch wohl an andere Dinge denken; aber was er auch tut und bei wem er sein mag, in welchem Bestreben oder welchen Gedanken oder welchem Tun, so vergeht ihm doch die Vorstellung des Trankes nicht, solange der Durst währt; und je größer der Durst ist, um so stärker und eindringlicher und gegenwärtiger und beharrlicher ist die

Vorstellung des Trankes. Oder wer da etwas heiß mit ganzer Inbrunst so liebt, daß ihm nichts anderes gefällt und zu Herzen geht als [eben] dies, und er nur nach diesem verlangt und nach sonst gar nichts: ganz gewiß, wo immer ein solcher Mensch sein mag oder bei wem oder was er auch beginnt oder was er tut, nimmer erlischt doch in ihm das, was er so sehr liebt, und in allen Dingen findet er [eben] dieses Dinges Bild, und dies ist ihm um so stärker gegenwärtig, je mehr die Liebe stärker und stärker wird. Ein solcher Mensch sucht nicht Ruhe, denn ihn behindert keine Unruhe.

Dieser Mensch findet weit mehr Lob vor Gott, weil er alle Dinge als göttlich und höher erfaßt, denn sie in sich selbst sind. Traun, dazu gehört Eifer und Hingabe und ein genaues Achten auf des Menschen Inneres und ein waches, wahres, besonnenes, wirkliches Wissen darum, worauf das Gemüt gestellt ist mitten in den Dingen und unter den Leuten. Dies kann der Mensch nicht durch Fliehen lernen, indem er vor den Dingen flüchtet und sich äußerlich in die Einsamkeit kehrt; er muß vielmehr eine innere Einsamkeit lernen, wo und bei wem er auch sei. Er muß lernen, die Dinge zu durchbrechen und seinen Gott darin zu ergreifen und den kraftvoll in einer wesenhaften Weise in sich hineinbilden zu können. Vergleichsweise so wie einer, der schreiben lernen will. Fürwahr, soll er die Kunst beherrschen, so muß er sich viel und oft in dieser Tätigkeit üben, wie sauer und schwer es ihm auch werde und wie unmöglich es ihn dünke: will er's nur fleißig üben und oft, so lernt er's doch und eignet sich die Kunst an. Fürwahr, zuerst muß er seine Gedanken auf jeden einzelnen Buchstaben richten und sich den sehr fest einprägen. Späterhin, wenn er dann die Kunst beherrscht, so bedarf er der Bildvorstellung und der Überlegung gar nicht mehr, und dann schreibt er unbefangen und frei, und ebenso ist es auch, wenn es sich um Fiedeln oder irgendwelchem Verrichtungen handelt, die aus seinem Können geschehen sollen.

Für ihn genügt es völlig zu wissen, daß er seine Kunst betätigen will: und wenn er auch nicht beständig bewußt dabei ist, so vollführt er sein Tun doch, woran er auch denken mag, aus seinem Können heraus.

So auch soll der Mensch von göttlicher Gegenwart durchdrungen und mit der Form seines geliebten Gottes durchformt und in ihm verwesentlicht sein, so daß ihm sein Gegenwärtigsein ohne alle Anstrengung leuchte, daß er überdies in allen Dingen Bindungslosigkeit gewinne und gegenüber den Dingen völlig frei bleibe. Dazu gehört zu Beginn notwendig Überlegung und ein aufmerksames Einprägen wie beim Schüler zu seiner Kunst. [...]

VOM EDLEN MENSCHEN

Unser Herr spricht im Evangelium: »Ein edler Mensch zog aus in ein fernes Land, sich ein Reich zu gewinnen, und kehrte zurück« [Luk. 19,12]. Unser Herr lehrte uns in diesen Worten, wie edel der Mensch geschaffen ist in seiner Natur und wie göttlich das ist, wozu er aus Gnade zu gelangen vermag, und überdies, wie der Mensch dahin kommen soll. Auch ist in diesen Worten ein großer Teil der Heiligen Schrift berührt.

Man soll zum ersten wissen, und es ist auch deutlich offenbar, daß der Mensch in sich zweierlei Naturen hat: Leib und Geist. Darum sagt eine Schrift: Wer sich selbst erkennt, der erkennt alle Kreaturen, denn alle Kreaturen sind entweder Leib oder Geist. Darum sagt die Schrift vom Menschen, es gebe in uns einen äußeren und einen anderen, den inneren Menschen.

Zu dem äußeren Menschen gehört alles, was der Seele anhaftet, jedoch umfassen ist von und vermischt mit dem Fleische und mit und in einem jeglichen Gliede ein körperliches Zusammenwirken hat, wie etwa mit dem Auge, dem Ohr, der Zunge, der Hand und dergleichen. Und dies alles nennt die Schrift den alten Menschen, den irdischen Menschen, den äußeren Menschen, den feindlichen Menschen, einen knechtischen Menschen.

Der andere Mensch, der in uns steckt, das ist der innere Mensch; den heißt die Schrift einen neuen Menschen, einen himmlischen Menschen, einen jungen Menschen, einen Freund und einen edlen Menschen. Und der ist gemeint, wenn unser Herr sagt, daß „ein edler Mensch auszog in ein fernes Land und sich ein Reich gewann und wiederkam“.

Man soll fürderhin wissen, daß Sankt Hieronymus und auch die Meister gemeinhin sagen, ein jeglicher Mensch habe von Anbeginn seines menschlichen Daseins an einen guten Geist, einen Engel, und einen bösen Geist, einen Teufel. Der gute Engel rät und treibt beständig an zu dem, was gut ist, was göttlich ist, was Tugend und himmlisch und ewig ist. Der böse Geist rät und treibt den Menschen allzeit hin zu dem, was zeitlich und vergänglich ist und was Untugend, böse und teuflisch ist. Derselbe böse Geist hält beständig Zwiesprache mit dem äußeren Menschen, und durch ihn stellt er heimlich allzeit dem inneren Menschen nach, ganz so wie die Schlange mit Frau Eva plauderte und durch sie mit dem Manne Adam [vgl. 1 Mos. 3,1 ff.]. Der innere Mensch ist Adam. Der Mann in der Seele ist der gute Baum, der immerfort ohne Unterlaß gute Frucht bringt, von dem auch unser Herr spricht [vgl. Matth. 7,17]. Er ist auch der Acker, in den Gott sein Bild und Gleichnis eingesät hat und darein er den guten Samen, die Wurzel aller Weisheit, aller Künste, aller Tugenden, aller Güte sät: den Samen göttlicher Natur [2 Petr. 1,4]. Göttlicher Natur Same, das ist Gottes Sohn, Gottes Wort [Luk. 8,11].

Der äußere Mensch, das ist der feindliche Mensch und der böse, der Unkraut darauf gesät und geworfen hat [vgl. Matth. 13,24ff.]. Von dem sagt Sankt Paulus: Ich finde in mir etwas, was mich hindert und wider das ist, was Gott gebietet und was Gott rät und was Gott gesprochen hat und noch spricht im Höchsten, im Grunde meiner Seele [vgl. Röm. 7,23]. Und anderswo spricht er und klagt: „O weh mir unseligem Menschen! Wer löst mich von diesem sterblichen Fleische und Leibe?“ [Röm. 7,24]. Und er sagt wieder anderswo, daß des Menschen Geist und sein Fleisch allzeit widereinander streiten. Das Fleisch rät Untugend und Bosheit: der Geist rät Liebe Gottes, Freude, Frieden und jede Tugend [vgl. Gal. 5,17ff.]. Wer dem Geiste folgt und nach ihm, nach seinem Rate lebt, dem gehört das ewige Leben [vgl. Gal. 6,8]. Der innere Mensch ist der, von dem unser Herr sagt, daß „ein edler Mensch auszog in ein fernes Land, sich ein Reich zu gewinnen“. Das ist der gute Baum, von dem unser Herr sagt, daß er allzeit gute Frucht bringt und nimmer böse, denn er will die Gutheit und neigt zur Gutheit, wie sie in sich selbst schwebt, unberührt vom Dies und Das. Der äußere Mensch ist der böse Baum, der nimmer gute Frucht zu bringen vermag [vgl. Matth. 7,18].

Vom Adel des inneren Menschen, des Geistes, und vom Unwert des äußeren Menschen, des Fleisches, sagen auch die heidnischen Meister Tullius und Seneca: Keine vernunftbegabte Seele ist ohne Gott; der Same Gottes ist in uns. Hätte er einen guten, weisen und fleißigen Ackerer, so würde er um so besser gedeihen und wüchse auf zu Gott, dessen Same er ist, und die Frucht würde gleich der Natur Gottes. Birnbaums Same erwächst zum Birnbaum, Nußbaums Same zum Nußbaum, Same Gottes zu Gott [vgl. 1 Joh. 3,9]. Ist's aber so, daß der gute Same einen törichten und bösen Ackerer hat, so wächst Unkraut und bedeckt und verdrängt den guten Samen, so daß er nicht ans Licht kommt noch auswachsen kann. Doch spricht Origenes, ein großer Meister: Da Gott

selbst diesen Samen eingesät und eingedrückt und eingeboren hat, so kann er wohl bedeckt und verborgen und doch niemals vertilgt noch in sich ausgelöscht werden; er glüht und glänzt, leuchtet und brennt und neigt sich ohne Unterlaß zu Gott hin.

Die erste Stufe des inneren und des neuen Menschen, spricht Sankt Augustin, ist es, wenn der Mensch nach dem Vorbilde guter und heiliger Leute lebt, dabei aber noch an den Stühlen geht und sich nahe bei den Wänden hält, sich noch mit Milch labt.

Die zweite Stufe ist es, wenn er jetzt nicht nur auf die äußeren Vorbilder, darunter auch auf gute Menschen, schaut, sondern läuft und eilt zur Ehre und zum Rate Gottes und göttlicher Weisheit, kriecht den Rücken der Menschheit und das Antlitz Gott zu, kriecht der Mutter aus dem Schoß und lacht den himmlischen Vater an.

Die dritte Stufe ist es, wenn der Mensch mehr und mehr sich der Mutter entzieht und er ihrem Schoß ferner und ferner kommt, der Sorge entflieht, die Furcht abwirft, so daß, wenn er gleich, ohne Ärgernis aller Leute zu erregen, übel und unrecht tun könnte, es ihn doch nicht danach gelüsten würde; denn er ist in Liebe so mit Gott verbunden in eifriger Beflissenheit, bis der ihn setzt und führt in Freude und in Süßigkeit und Seligkeit, wo ihm alles das zuwider ist, was ihm [= Gott] ungleich und fremd ist.

Die vierte Stufe ist es, wenn er mehr und mehr zunimmt und verwurzelt wird in der Liebe und in Gott, so daß er bereit ist, auf sich zu nehmen alle Anfechtung, Versuchung, Widerwärtigkeit und Leid-Erduldung willig und gern, begierig und freudig.

Die fünfte Stufe ist es, wenn er allenthalben in sich selbst befriedet lebt, still ruhend im Reichtum und Überfluß der höchsten unaussprechlichen Weisheit.

Die sechste Stufe ist es, wenn der Mensch entbildet ist und überbildet von Gottes Ewigkeit und gelangt ist zu gänzlich vollkommenem Vergessen vergänglichen und zeitlichen Lebens und gezogen und hinüberverwandelt ist in ein göttliches Bild, wenn er Gottes Kind geworden ist. Darüber hinaus noch höher gibt es keine Stufe, und dort ist ewige Ruhe und Seligkeit, denn das Endziel des inneren Menschen und des neuen Menschen ist: ewiges Leben.

Für diesen inneren, edlen Menschen, in den Gottes Same und Gottes Bild eingedrückt und eingesät ist, – wie nämlich dieser Same und dieses Bild göttlicher Natur und göttlichen Wesens, Gottes Sohn, zum Vorschein komme und man seiner gewahr werde, wie er aber auch dann und wann verborgen werde, – dafür trägt der große Meister Origenes ein Gleichnis vor: Gottes Bild, Gottes Sohn, sei in der Seele Grund wie ein lebendiger Brunnen. Wenn aber jemand Erde, das ist irdisches Begehren, darauf wirft, so hindert und verdeckt es ihn, so daß man nichts von ihm erkennt oder gewahr wird; gleichviel bleibt er in sich selbst lebendig, und wenn man die Erde, die von außen daraufgeworfen ist, wegnimmt, so kommt er wieder zum Vorschein und wird man ihn gewahr. Und er sagt, daß auf diese Wahrheit hingedeutet sei im ersten Buche Mosis, wo geschrieben steht, daß Abraham in seinem Acker lebendige Brunnen gegraben hatte, Übeltäter aber füllten sie mit Erde; danach aber, als die Erde herausgeworfen worden war, kamen die Brunnen lebendig wieder zum Vorschein [1 Mos. 26, 14 ff.]. [...]

Noch gibt es eine andere Erklärungsweise und Belehrung für das, was unser Herr einen »edlen Menschen« nennt. Man muß nämlich auch wissen, daß diejenigen, die Gott unverhüllt erkennen, mit ihm zugleich die Kreaturen erkennen; denn die Erkenntnis ist ein Licht der Seele, und alle Menschen begehren von Natur nach Erkenntnis, denn selbst böser Dinge Erkenntnis ist gut. Nun sagen die Meister: Wenn man die Kreatur in ihrem eigenen Wesen erkennt, so heißt das eine »Abenderkenntnis«, und da sieht man die Kreaturen in Bildern mannigfaltiger Unterschiedenheit; wenn man aber die Kreaturen in

Gott erkennt, so heißt und ist das eine »Morgenerkenntnis«, und auf diese Weise schaut man die Kreaturen ohne alle Unterschiede und aller Bilder entbildet und aller Gleichheit entkleidet in dem Einen, das Gott selbst ist. Auch dies ist der »edle Mensch«, von dem unser Herr sagt: „Ein edler Mensch zog aus“: darum, edel, weil er Eins ist und Gott und Kreatur im Einen erkennt.

Noch auf einen andern Sinn dessen, was der »edle Mensch« sei, will ich zu sprechen kommen und eingehen. Ich sage: Wenn der Mensch, die Seele, der Geist Gott schaut, so weiß und erkennt er sich auch als erkennend, das heißt: er erkennt, daß er Gott schaut und erkennt. Nun hat es etliche Leute bedünkt, und es scheint auch ganz glaubhaft, daß Blume und Kern der Seligkeit in jener Erkenntnis liegen, bei der der Geist erkennt, daß er Gott erkennt; denn, wenn ich alle Wonne hätte und wüßte nicht darum, was hülfe mir das und was für eine Wonne wäre mir das? Doch sage ich mit Bestimmtheit, daß dem nicht so ist. Ist es gleich wahr, daß die Seele ohne dies wohl nicht selig wäre, so ist doch die Seligkeit nicht darin gelegen; denn das erste, worin die Seligkeit besteht, ist dies, daß die Seele Gott unverhüllt schaut. Darin empfängt sie ihr ganzes Sein und ihr Leben und schöpft alles, was sie ist, aus dem Grunde Gottes und weiß nichts vom Wissen noch von Liebe noch von irgend etwas überhaupt. Sie wird ganz still und ausschließlich im Sein Gottes. Sie weiß dort nichts als das Sein und Gott. Wenn sie aber weiß und erkennt, daß sie Gott schaut, erkennt und liebt, so ist das der natürlichen Ordnung nach ein Ausschlag aus dem und ein Rückschlag in das Erste; denn niemand erkennt sich als weiß denn der, der wirklich weiß ist. Darum, wer sich als weiß erkennt, der baut und trägt auf dem Weiß-Sein auf, und er nimmt sein Erkennen nicht unmittelbar und noch unwissend direkt von der Farbe, sondern er nimmt das Erkennen ihrer [d.h. der Farbe] und das Wissen um sie von dem ab, was da gerade weiß ist, und schöpft das Erkennen nicht ausschließlich von der Farbe an sich; vielmehr schöpft er das Erkennen und Wissen von Gefärbtem oder von Weißem und erkennt sich als weiß. Weißes ist etwas viel Geringeres und viel Äußerlicheres als das Weiß-Sein [oder: die Weiße]. Etwas ganz anderes ist die Wand und das Fundament, darauf die Wand gebaut ist.

Die Meister sagen, eine andere Kraft sei es, mit Hilfe derer das Auge sieht, und eine andere, durch die es erkennt, daß es sieht. Das erstere: daß es sieht, das nimmt es ausschließlich von der Farbe, nicht von dem, was gefärbt ist. Daher ist es ganz einerlei, ob das, was gefärbt ist, ein Stein sei oder Holz, ein Mensch oder ein Engel: einzig darin, daß es Farbe habe, liegt das Wesentliche.

So auch, sage ich, nimmt und schöpft der edle Mensch sein ganzes Sein, Leben und seine Seligkeit bloß nur von Gott, bei Gott und in Gott, nicht vom Gott-Erkennen, -Schauen oder -Lieben oder dergleichen. Darum sagt unser Herr beherzigenswert trefend, ewiges Leben sei dies: Gott allein als den einen, wahren Gott zu erkennen [Joh. 17,3], nicht aber: zu erkennen, daß man Gott erkennt. Wie sollte denn auch der Mensch sich als Gott-erkennend erkennen, der sich selbst nicht erkennt? Denn sicherlich, der Mensch erkennt sich selbst und andere Dinge überhaupt nicht, vielmehr nur Gott allein, fürwahr, wenn er selig wird und selig ist in der Wurzel und im Grunde der Seligkeit. Wenn aber die Seele erkennt, daß sie Gott erkennt, so gewinnt sie zugleich Erkenntnis von Gott und von sich selbst. Nun ist aber eine andere Kraft – wie ich ausgeführt habe –, vermöge derer der Mensch sieht, und eine andere, durch die er weiß und erkennt, daß er sieht. Wahr ist es zwar, daß jetzt, hienieden, in uns jene Kraft, durch die wir wissen und erkennen, daß wir sehen, edler und höher ist als die Kraft, vermöge derer wir sehen; denn die Natur beginnt ihr Wirken mit dem Geringsten, Gott aber beginnt bei seinen

Werken mit dem Vollkommensten. Die Natur macht den Mann aus dem Kinde und das Huhn aus dem Ei; Gott aber macht den Mann vor dem Kinde und das Huhn vor dem Ei. Die Natur macht das Holz zuerst warm und heiß, und danach erst läßt sie das Sein des Feuers entstehen; Gott aber gibt zuerst aller Kreatur das Sein und danach in der Zeit und doch ohne Zeit und jeweils gesondert alles das, was dazu [d. h. zum Sein] hinzugehört. Auch gibt Gott den Heiligen Geist eher als die Gaben des Heiligen Geistes.

So also sage ich, daß es zwar Seligkeit nicht gibt, ohne daß der Mensch sich bewußt werde und wohl wisse, daß er Gott schaut und erkennt; doch verhüte Gott, daß meine Seligkeit darauf beruhe! Wem's anders genügt, der behalte es für sich, doch erbarmt's mich. Die Hitze des Feuers und das Sein des Feuers sind gar ungleich und erstaunlich fern voneinander in der Natur, obzwar sie nach Zeit und Raum gar nahe beieinander sind. Gottes Schauen und unser Schauen sind einander völlig fern und ungleich.

Darum sagt unser Herr gar recht, daß „ein edler Mensch auszog in ein fernes Land, sich ein Reich zu gewinnen, und zurückkam“. Denn der Mensch muß in sich selber Eins sein und muß dies suchen in sich und im Einen und empfangen im Einen, das heißt: Gott lediglich schauen; und »zurückkommen«, das heißt: wissen und erkennen, daß man Gott erkennt und weiß.

Und alles hier Vorgetragene hat der Prophet Ezechiel vorausgesprochen, als er sagte, daß „ein mächtiger Adler mit großen Flügeln, mit langen Gliedern voll mancherlei Federn zu dem lautern Berge kam und entnahm das Mark oder den Kern des höchsten Baumes, riß ab die Krone seines Laubes und brachte es herunter“ [Ez. 17,3 f.]. Was unser Herr einen edlen Menschen heißt, das nennt der Prophet einen großen Adler. Wer ist denn nun edler, als der einerseits vom Höchsten und Besten, was die Kreatur besitzt, geboren ist und zum andern aus dem innersten Grunde göttlicher Natur und dessen Einöde? „Ich“, spricht unser Herr im Propheten Osee, „will die edle Seele führen in eine Einöde, und ich will dort sprechen in ihr Herz“ [Os. 2,14]. Eines mit Einem, Eines von Einem, Eines in Einem und in Einem Eines ewiglich. Amen.

PREDIGT „VON DER STADT DER SEELE“

Intravit Jesus in quoddam castellum et mulier quaedam excepit illum etc. (Luc. X, 38). Ich habe eben ein Wörtlein auf lateinisch gesprochen, das im Evangelium steht und auf deutsch also heisst: »Unser Herr Jesus Christus ging in ein Städtchen und ward von einer Jungfrau empfangen, die ein Weib war.«

Fürwahr, achtet nun aufmerksam dieses Worts. Es muss notwendig so sein, dass der Mensch, von dem Jesus empfangen ward, eine Jungfrau war. Jungfrau heisst soviel, wie ein Mensch, der aller fremden Bilder ledig ist, so ledig wie er war als er nicht war. Seht, nun könnte man fragen: Der Mensch, der geboren und zu vernünftigem Leben vorge-schritten ist, wie kann der so frei von allen Bildern sein, wie damals als er nicht war, da er doch viel weiss, und das sind alles Bilder: wie kann er dann frei sein?

Nun achtet auf die Unterscheidung, auf die ich euch hinweisen will. Wäre ich so vernünftig, dass alle Bilder, die je Menschen empfangen haben, und die in Gott selbst sind, vernünftig in mir stünden, und zwar, dass ich sie, im Tun und im Lassen, ohne Eigenschaft begriffen hätte, ohne Vor und ohne Nach, dass sie vielmehr in diesem gegenwärtigen Nil frei und ledig nach dem liebsten Willen Gottes stünden, um dem ohne Unterlass nachzukommen, dann wäre ich in Wahrheit Jungfrau, unbehindert von allen Bildern, und

wahrlich so wie ich war als ich nicht war. Wie die Meister sagen, dass gleich und gleich allein eine Sache der Einheit sei, so muss auch der Mensch keusch sein und Jungfrau, der den keuschen Jesus empfangen will.

Ich sage ferner, dass eine Kraft in der Seele ist, die nicht Zeit noch Fleisch berührt, sie fliesst aus dem Geiste und bleibt in dem Geiste und ist ganz geistig. In dieser Kraft ist Gott allzumal grünend und blühend in aller Freude und in aller Ehre, wie er in sich selber ist. Da ist so herzliche Freude und so unbegreiflich grosse Freude, dass niemand genug davon sagen kann. Denn der ewige Vater gebiert seinen ewigen Sohn in dieser Kraft ohne Unterlass, so dass diese Kraft den Sohn des Vaters mitgebären hilft und sich selber denselben Sohn in der einigen Kraft des Vaters. Und hätte ein Mensch ein ganzes Königreich oder allen Reichtum der Erde, und liesse das rein um Gottes willen und würde einer der ärmsten Menschen, der je auf Erden lebte, und gäbe ihm dann Gott so viel zu leiden, als er je Menschen auferlegt hat, und litte er alles dies bis an seinen Tod, und gäbe ihm dann Gott einen Augenblick zu schallen, wie er in dieser Kraft ist: seine Freude würde so gross, dass all dies Leiden und diese Armut dann noch zu klein wäre. Ja, gäbe ihm Gott gar hernach kein Himmelreich mehr, er hätte dann doch noch zu grossen Lohn empfangen für alles, was er je gelitten: denn Gott ist in dieser Kraft wie in dem ewigen Nu. Wäre der Geist allezeit mit Gott in dieser Kraft vereint, der Mensch könnte nicht altern. Denn das Nu, worin Gott den ersten Menschen machte, und das Nu, worin der letzte Mensch vergehen soll, und das Nu, worin ich spreche, die sind gleich in Gott, und es ist nichts als ein Nu. Nun seht, dieser Mensch wohnt in einem Licht mit Gott, darum ist in ihm weder Empfangen noch Nachfolgt, sondern eine gleiche Ewigkeit. Diesem Menschen ist in Wahrheit gar viel abgenommen und alle Dinge stehen wesenhaft in ihm. Darum empfängt er nichts Neues von künftigen Dingen und von keinem Zufall, denn er wohnt in einem Nu, allezeit neu grünend und ohne Unterlass. Solche göttliche Herrlichkeit ist in dieser Kraft.

Noch eine Kraft gibt es, die auch unkörperlich ist: sie fliesst aus dem Geiste und bleibt im Geiste und ist ganz geistig. In dieser Kraft ist Gott ohne Unterlass glimmend und brennend mit all seinem Reichtum, mit all seiner Süssigkeit und mit all seiner Wonne. Wahrlich, in dieser Kraft ist so grosse Freude und so grosse masslose Wonne, dass niemand wahr genug davon sprechen und künden kann. Ich sage aber, gäbe es einen einzigen Menschen, der hierin einen Augenblick in Wahrheit und vernünftig die Wonne und die Freude schaute: alles was er leiden könnte und was Gott von ihm gelitten haben wollte, das wäre ihm alles wenig und sogar nichtig, ja ich sage: es wäre ihm zumal eine Freude und eine Wohltat.

Ich habe manchmal gesagt, es sei eine Kraft im Geiste, die allein frei sei. Zu Zeiten habe ich gesagt, es sei eine Hütte des Geistes, zu Zeiten habe ich gesagt, es sei ein Licht des Geistes; zu Zeiten habe ich gesagt, es sei ein Fünklein. Ich sage aber jetzt: es ist weder dies noch das. Es ist überhaupt kein Etwas; es ist höher über dies und das als der Himmel über der Erde. Darum nenne ich es jetzt in einer edleren Weise als ich es früher nannte, und doch geht es über Edelkeit und Gradunterschiede und Weisen hinaus und ist darüber erhoben. Es ist von allen Namen frei und von allen Formen ganz los, ledig und frei, wie Gott in sich selbst ledig und frei ist. Es ist so ganz eins und einfach, wie Gott eins und einfach ist, dass man auf keine Weise es anschaulich machen kann. Dieselbe Kraft, von der ich gesprochen habe, in der ist Gott blühend und grünend mit all seiner Gottheit und der Geist in Gott, in derselben Kraft, worin der Vater seinen eingeborenen Sohn gebiert, wahrlich wie in sich selber, und der Geist gebiert mit dem Vater denselben

Sohn und sich selber, und ist derselbe Sohn in diesem Licht, und ist die Wahrheit. Könntet ihr mit meinem Herzen zuhören, ihr verstündet wohl, was ich spreche, denn es ist wahr, und die Wahrheit spricht es selbst.

Seht, nun passt auf, so eins und einfach ist diese Stadt in der Seele, von der ich euch spreche, und die ich meine, und über alle Weise erhaben, dass die edle Kraft, von der ich gesprochen habe, nicht würdig ist, jemals einen Augenblick hineinzublicken, und ebenso die andere Kraft, worin Gott glimmt und brennt, die darf auch niemals hineinblicken, so gar eins und einfach ist diese Stadt, und so über aller Weise und allen Kräften ist dies einig Eine, dass ihm niemals Kraft oder Weise zuschauen kann, ja nicht einmal Gott selbst. Mit guter Wahrheit! und so wahr Gott lebt, Gott selbst schaut niemals einen Augenblick hinein und hat nie hineingesehen, insfern er sich darstellt in einer Weise und in der Eigenschaft seiner Personen. Dies ist gut zu verstehen, denn dies einig Eine ist ohne Weise und ohne Eigenschaft. Und wenn daher Gott jemals hineinblicken soll, so muss es ihn alle seine göttlichen Namen und seine persönliche Eigenschaft kosten: das muss er alles vorher lassen, wenn er je hineinblicken soll. Wie er einfach eins ist, ohne alle Weise und Eigenschaft: da ist er nicht Vater und nicht Sohn und nicht heiliger Geist in diesem Sinne, und ist doch ein Etwas, das nicht dies und nicht das ist.

Seht, so wie er eins ist und einfach, so kommt er in das Eine, das ich eine Stadt in der Seele heisse, und sonst kommt er auf keine Weise hinein: sondern so kommt er hinein und ist darin. In diesem Stück ist die Seele Gott gleich und auf keine andere Weise. Was ich euch gesagt habe, ist wahr: dafür stelle ich euch die Wahrheit als Zeugen und meine Seele als Pfand. Dass wir eine solche Stadt seien, in der Jesus eingeht und empfangen werde und ewig in uns bleibe in der Weise, wie ich gesagt habe, das walte Gott. Amen.

ECKHART-LEGENDEN

MEISTER ECKHARTS TOCHTER (VON EINER GUTEN SCHWESTER EIN GUTES GESPRÄCH, DAS SIE MIT MEISTER ECKEHART FÜHRTE)

Eine Tochter kam zu einem Predigerkloster und verlangte nach Meister Eckehart. Der Pförtner sagte: „Wen soll ich ihm melden?“ Sie sprach: „Ich weiß es nicht.“ Er sagte: „Worum **wißt** Ihr das nicht?“ Sie sprach: „Weil ich weder ein Mädchen bin noch ein Weib noch ein Mann noch eine Frau noch eine Witwe noch eine Jungfrau noch ein Herr noch eine Magd noch ein Knecht.“ Der Pförtner ging zu Meister Eckehart (und sprach): „Kommt heraus zu der wunderlichsten Kreatur, von der ich je hörte, und laßt mich mit Euch gehen und steckt Euern Kopf hinaus und sprecht: ‚Wer verlangt nach mir?‘“ Er tat so. Sie sprach zu ihm, wie sie zum Pförtner gesprochen hatte. Er sprach: „Liebes Kind, deine Worte sind wahr und schlagfertig: erkläre mir genauer, wie du es meinst.“ Sie sprach: „Wäre ich ein Mädchen, so stünde ich (noch) in meiner ersten Unschuld; wäre ich ein Weib, so würde ich das ewige Wort ohne Unterlaß in meiner Seele gebären; wäre ich ein Mann, so böte ich allen Sünden kräftigen Widerstand; wäre ich eine Frau, so hielte ich meinem lieben, einzigen Gemahl die Treue; wäre ich eine Witwe, so hätte ich ein ständiges Sehnen nach meinem einzigen Geliebten; wäre ich eine Jungfrau, so stünde ich in ehrfürchtigem Dienst; wäre ich ein Herr, so hätte ich Macht über alle göttlichen Tugenden; wäre ich eine Magd, so hielte ich mich Gott und allen Kreaturen demütig unterworfen; und wäre ich ein Knecht, so stünde ich in schwerem Wirken und diente meinem

Herrn mit meinem ganzen Willen ohne Widerrede. Von alledem miteinander bin ich keines und bin ein Ding wie ein ander Ding und laufe so dahin." Der Meister ging hin und sagte zu seinen Brüdern: „Ich habe den allerlautersten Menschen vernommen, den ich je gefunden habe, wie mich dünkt.“

MEISTER ECKHART UND DER ARME MENSCH (VON DEM GUTEN MORGEN)

Meister Eckehart sprach zu einem armen Menschen: „Gott gebe dir einen guten Morgen, Bruder!“ – „Herr, den behaltet für euch selber: ich habe noch nie einen bösen gehabt.“ Er sagte: „Warum denn, Bruder?“ – „Weil ich alles, was mir Gott je zu leiden aufgab, fröhlich um seinetwillen litt und mich seiner unwürdig dünkte, und drum ward ich nie traurig noch betrübt.“ Er sprach: „Wo fandest du Gott zu allererst?“ – „Als ich von allen Kreaturen abließ, da fand ich Gott.“ Er sprach: „Wo hast du denn Gott gelassen, Bruder?“ – „In allen lauterer, reinen Herzen.“ Er sprach: „Was für ein Mann bist du, Bruder?“ – „Ich bin ein König.“ Er sprach: „Worüber?“ – „Über mein Fleisch: denn alles, was mein Geist je von Gott beehrte, das zu wirken und zu erleiden war mein Fleisch noch behender und schneller als mein Geist es aufzunehmen.“ Er sprach: „Ein König muß ein Königreich haben. Wo ist denn dein Reich, Bruder?“ – „In meiner Seele.“ Er sprach: „Wieso, Bruder?“ – „Wenn ich die Pforten meiner fünf Sinne verschlossen habe und ich Gottes mit ganzem Ernst begehre, so finde ich Gott in meiner Seele ebenso strahlend und froh, wie er im ewigen Leben ist.“ Er sprach: „Du magst wohl heilig sein. Wer hat dich heilig gemacht, Bruder?“ – „Das tat mein Stillesitzen und meine hohen Gedanken und meine Vereinigung mit Gott, – das hat mich in den Himmel emporgezogen; denn ich konnte nie bei irgend etwas Ruhe finden, das weniger war als Gott. Nun habe ich ihn gefunden und habe Ruhe und Freude in ihm ewiglich, und das geht in der Zeitlichkeit über alle Königreiche. Kein äußeres Werk ist so vollkommen, daß es die Innerlichkeit nicht hindere.“

Johannes Tauler

* um 1300 Straßburg † 16. Juni 1361 Straßburg

Dominikaner; Vertreter der deutschen bzw. rheinischen Mystik, gilt als Schüler von Meister Eckhart, berühmt durch seine Predigten, deren Hauptthemen Umkehr und Hinwendung des Menschen zu Gott, die Beschauung Gottes durch Selbsterkenntnis, Teilhabe des Menschen am Sein Gottes sind. Tauler bezog sich auf die Texte anderer Mystiker seiner Zeit (Mechthild von Magdeburg, Hildegard von Bingen und Heinrich Seuse).

IM GEDENKEN AN MEISTER ECKHART

Christus ist der Weg und die Wahrheit. Er ist das Leben und die Tür, durch die man im Durchbruch durch die Natur gehen soll.

Die diesen Weg gehen, über solche Leute hat der Papst keine Gewalt, denn Gott selbst hat sie befreit. Über solche Menschen kommt kein Verdruß. Ihr Wesen ist nach dem obersten Teil über der Zeit, und nach dem untersten Teil sind sie frei und gelassen. Wie auch die Dinge kommen, sie stehen in einem wesentlichen Frieden, wenn auch der

äußere Mensch viel und bitter zu leiden haben mag. Das sind selige Menschen. Wo man sie findet, soll man sie loben. Aber ich fürchte, sie sind sehr dünn gesät.

„Selig die Augen, die da sehen, was ihr sehet.“ Die seligen Augen bedeuten den wunderbaren Adel, der in der besonderen Verwandtschaft liegt, die Gott in den Grund der Seele gelegt hat. Von diesem inwendigen Adel haben viele Meister gesprochen, darunter auch Meister Eckehart. Der nennt es einen „Funken in der Seele“; und dieser Funke, geschieht ihm recht, fliegt in einem Nu bis dahin, wohin ihm kein Verstand folgen kann; denn dieser Funke ruht nicht eher, als bis er in den Urgrund eingedrungen ist, aus dem er geflogen kam, als er noch in seiner Ungeschaffenheit darinnen verborgen war.

VOM GOTTFÖRMIGEN MENSCHEN

Wenn der Mensch sich Gott hingeben will, so soll er sich in eine grundlose Willenlosigkeit ergeben. Denn der Mensch besteht, recht gesehen, aus drei Menschen: sein tierischer Mensch, nach den Sinnen, sein vernünftiger Mensch, und sein oberster Mensch, sein gottförmiger, gottgebildeter Mensch. In diesen obersten, inwendigen Menschen soll er sich kehren und sich mit ihm vor den göttlichen Abgrund legen.

Soll der Mensch auswendig wie inwendig ein gelassener, ein gottförmiger Mensch (nach der Sprache des Pseudo-Areopagiten Dionysios) werden, so muß er sein Schiff lein weit auf die Seehöhe hinausfahren. das heißt: der Mensch muß dahin kommen, wo alles von ihm abfällt, was die unteren Kräfte begreifen können.

Was also bleibt dem gottförmigen Menschen? Ihm bleibt eine Seele voll Gott und ein Leib voll Leiden. Da schaut Gott so oft mit seinen Blicken in den Grund, daß alles Leiden dem Menschen zu klein wird. Und bei dem schauenden Eindringen Gottes leuchtet dem Menschen mit einem solchen Blick (das Wissen) ein, was er tun soll, wofür er bitten oder was er vielleicht predigen soll.

Auf solche Weise wird der Mensch in seiner Abgeschiedenheit wohlerfahren und ein edel gottförmiger Mensch. Dies muß aber mit dem Lichte der Wahrheit gar wohl durchleuchtet werden, denn manch Ding schaut oft so aus, daß man wähnt, Gott sei damit gemeint, kommt man aber auf den rechten Grund, so findet man's ganz anders.

Ein Meister spricht hierüber höher als der andere. Sie sagen, das Gemüt der Seele sei gar edel, es sei unausgesetzt tätig, der Mensch schlafe oder wache, er wisse es oder nicht; es hat (über- oder unterbewußt) ein gottförmiges, endloses, ewiges Rückstarren in Gott. Wie dem auch sei. wohl aber erkennt es sich als Gott in Gott. wiewohl dennoch geschaffen. (Siehe auch unten!)

Es gibt drei Hierarchien der Engel zu je drei Chören Diese Hierarchien haben jede eine unterschiedliche Beziehung zu den drei Stufen, die im Menschen sind. Die eine Stufe ist der äußere Mensch, die zweite der vernünftige Mensch, die dritte der edle, gottförmige, das ist: der allerinnerste, verborgene Mensch. Auf diesen gottgebildeten, gottförmigen Menschen wirkt die dritte Hierarchie.

DER ABGRUND DER LIEBE

Liebe Kinder, die großen Pfaffen und Meister der Lehre disputieren darüber, ob Erkenntnis oder Liebe mehr und edler sei. Wir aber wollen lieber sprechen von den Meistern des Lebens. Wenn wir dahin kommen, dann werden wir aller Dinge Wahrheit wohl erkennen.

Um die Liebe haben die Meister viel disputiert, ob nämlich die Erkenntnis höher sei oder die Liebe. Es ist aber darüber kein Zweifel, daß die Liebe um vieles nützlicher und verdienstlicher ist als die Erkenntnis. Denn die Liebe geht dort hinein, wo die Erkenntnis draußen bleiben muß. Die Liebe bedarf keiner großen, subtilen Erkenntnis, sondern nur eines lautereren Innewerdens.

St. Dionysius (areopagita) sprach: Gott ist alles das nicht, was man nennen, verstehen oder begreifen kann. Da wird der Geist dermaßen gelassen, daß, wollte Gott ihn da völlig zunichte machen (und könnte er zunichte werden), er aus Liebe zu dem Nichts, in das er so ganz versunken ist, es gerne würde. Denn er weiß nichts, er liebt nichts und schmeckt nichts, denn das Eine.

Kinder, was glaubt ihr, mit welcher Liebe Gott den Menschen lieben würde, der ihm Raum gäbe, sein edles Werk und sich selbst in ihm darzustellen. Welche Liebe wäre wohl so groß? Das geht über alles menschliche Verständnis, ja weit über der Engel Verstehen. Denn ein solcher Mensch würde geliebt mit der Liebe, mit welcher der himmlische Vater seinen eingeborenen Sohn liebt. Daß der Mensch so geschaffen ist, das geht In einen Abgrund.

Nun kommen etliche unwissende Leute und tun so, als ob sie es ganz durchschaut hätten, und reden herrlich von dem, von dem alle Kreaturen doch nicht reden können. Eya, liebe Kinder! Unterwindet euch da nicht zu hoher Weisheit! Lasset die großen Pfaffen darüber studieren und disputieren, sie müssen wohl Erlaubnis haben, in solcher Unwissenheit zu stammeln, damit sie nicht gar mit Ketzern ins Gedränge kommen. Aber euch sei es verboten.

Notwendig zur Beichte gehören nur Todsünden. Die täglichen Verfehlungen fallen ab durch Reue. Hätte der Mensch keine Reue, so soll er eben Reue üben über diesen Mangel an Reue. Und hat man kein Verlangen, so soll man nach Verlangen verlangen und Liebe um Liebe bitten. Vor allem soll man sich in tätiger Liebe üben, das ist über alle Maßen nützlich und fruchtbar.

Heinrich Seuse

* 21. März 1295 Konstanz oder Überlingen + 25. Januar 1366 Ulm

Dominikaner, Mystiker, Schüler und Verteidiger Meister Eckharts gegen dessen Gegner
(*Büchlein der Wahrheit* 1327).

DAS BUCH DER WAHRHEIT

DAS GEHEIMNIS DER SELIGKEIT

Der Jünger fing an noch mehr zu fragen und sprach also: Sag mir, wie nennt man die Weise, in der der Mensch zu seiner Seligkeit kommt?

Antwort: Man kann es eine schöpferische Weise nennen, wie da geschrieben steht in St. Johannis Evangelio, dass er all denen Macht und Vermögen gegeben hat, Gottes Sohn zu werden, die von nichts anderem denn von Gott geboren sind. (Joh.1, 12). Und das geschieht in gleicher Weise wie das, was man nach gewöhnlicher erklärender Weise Gebärgung nennt. Was nun das andere in solcher Weise gebiert, das bildet es nach sich und in sich und gibt ihm Gleichheit seines Wesens und seines Wirkens. Und darum einem

gelassenen Menschen, in dem Gott allein Vater ist und in dem sich nichts Zeitliches nach irdischer Anhänglichkeit gebiert, dem werden die Augen aufgetan, so daß er sich darin versteht und daher sein seliges Wesen und Leben nimmt und eins ist mit ihm, denn alle Dinge sind dort Eins in Einem.

Der Jünger sprach: Ich sehe doch, daß Berg und Tal ist und Wasser und Luft und mancherlei Kreaturen – wie sagst du denn, daß nur Eins ist?

Das lautere Wort antwortete und sprach also: Ich sage noch mehr: Es sei denn, daß der Mensch zwei Contraria, d. i. zwei sich widersprechende Dinge, in Einem miteinander versteht – fürwahr, ohne allen Zweifel, so ist nicht gut leicht mit ihm von solchen Dingen zu reden; denn wenn er dies versteht, so ist er erst halb auf den Weg des Lebens getreten, das ich meine.

Eine Frage: Welches sind die Contrarias?

Antwort: Ein ewiges Nichts und seine, des Menschen zeitliche Gewordenheit.

Ein Einwurf: Zwei Contraria in Einem widersprechen in jeder Weise allen Wissenschaften.

Antwort: Ich und du treffen einander nicht auf einem Zweige oder auf einem Platze; du gehst einen Weg und ich einen andern. Deine Fragen kommen aus menschlichen Sinnen, und ich antworte aus den Sinnen, die über aller Menschen Ziel gehen. Du mußt sinnelos werden, willst du hinzukommen, denn mit dem Nichterkennen wird die Wahrheit erkannt.

ENTRÜCKUNG

In seinem Anfang geschah es einmal, daß er am Tage St. Agnesen in den Chor ging, wo der Konvent zu Mittag gespeist hatte. Er war da ganz allein und stand in dem niedren Gestühl des rechten Chores. Zur selben Zeit hatte er eine sonderliche Bedrängnis von schwerem Leiden, das auf ihm lag. Und wie er so allein dastand, trostlos, und niemand bei ihm noch um ihn war, ward seine Seele im Leibe – oder war es außer dem Leibe? – verzückt. Da sah er und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist: Es war formlos und artlos und hatte doch aller Formen und Arten freudenreiche Lust in sich. Sein Herz war gierig und doch gesättigt, sein Sinn war lustig und froh gestimmt, sein Wünschen hatte sich gelegt und sein Begehren war vergangen. Er starrte nur in den glanzreichen Widerglast, in dem er seiner selbst und aller Dinge Vergessen ertrank. War es Tag oder Nacht – er wußte es nicht. Es war vom ewigen Leben eine ausströmende Süßigkeit in gegenwärtiger stillstehender ruhiger Empfindung. Er sprach danach: „Ist dies nicht das Himmelreich, so weiß ich nicht, was Himmelreich ist; denn all das Leiden, das man in Worte fassen kann, vermag billig die Freude nicht zu verdienen, wie man sie ewiglich besitzen soll.“ Diese überschwängliche Entrückung währte wohl eine Stunde oder eine halbe; ob die Seele im Leibe blieb, oder vom Leibe geschieden war, er wußte es nicht. Als er wieder zu sich selbst kam, da war ihm ganz und gar wie einem Menschen, der von einer andern Welt gekommen ist. Dem Leibe ward von dem kurzen Augenblick so weh, wie er nicht glaubte, dass einem Menschen außer dem Tode in so kurzer Zeit geschehen könnte. Er kam, ich weiß nicht wie, mit einem grundlosen Seufzen wieder zu sich, und der Leib neigte sich ohne seinen Willen zur Erde nieder wie bei einem Menschen, der in Ohnmacht sinken will. Er schrie innerlich auf und seufzte im tiefsten Innern und sprach: „O weh, Gott, wo war ich? Wo bin ich nun?“ Und sprach: „Ach, herzinniges Gut, diese Stunde kann nimmermehr aus meinem Herzen schwinden.“ Er ging mit seinem Leibe,

und auswendig sah und merkte niemand ihm etwas an; aber Seele und Gemüt waren ihm inwendig voll himmlischen Wunders; die himmlischen Blicke gingen hin und her in seiner innersten Innerlichkeit, und es war ihm gleich, als schwebe er in der Luft. Die Kräfte seiner Seele waren erfüllt mit süßem Himmelsgeschmack, wie wenn man eine gute Salbe aus einer Büchse schüttet und die Büchse behält dennoch den guten Geschmack. Dieser himmlische Geschmack verblieb ihm danach lange Zeit und verlieh ihm ein himmlisches Sehnen nach Gott.

HUMANISMUS

STIMMEN DER DICHTER

Johannes von Tepl

* um 1350 Tepl (heute Teplá) † um 1414 Prag

Nach dem Studium in Prag und Italien als Jurist und Leiter einer Lateinschule tätig. Berühmt als Autor von *Der Ackermann aus Böhmen*, einem literarischen Streitgespräch zwischen dem Tod und dem Ackermann, welches als Ankündigung des Humanismus im deutschsprachigen Raum gilt.

DER ACKERMANN AUS BÖHMEN

Ich bins genant ein ackerman, von vogelwat ist mein pflug, vnd wone in Behemer lande...

Kap. III.

Der Ackermann:

Ich bin genannt ein Ackermann. Vom Vogelkleid ist mein Pflug; ich wohne im Böhmerland. Gehässig, widerwärtig und widerstrebend will ich Euch gegenüber immer sein. Denn Ihr habt mir den zwölften Buchstaben, meiner Freuden Hort, aus dem Alphabet gar schrecklich ausgerissen; Ihr habt mir meiner Wonnen lichte Sommerblume jammervoll aus meines Herzens Anger ausgejätet; Ihr habt mir meines Glückes Halt, meine auserwählte Turteltaube arglistig entwendet; Ihr habt unwiederbringlichen Raub an mir begangen. Erwägt selber, ob ich mit Fug Euch darum zürne, wüte und klage: durch Euch bin ich des freudenreichen Daseins beraubt, um tägliche, gute Lebenstage und allen wonnenbringenden Gewinn gebracht. Frisch und froh war ich vormals zu jeder Stunde; kurz und fröhlich war ich Tag und Nacht, in gleicher Weise voll Freude und Wonne; jedes Jahr war für mich ein gnadenreiches Jahr. Nun wird zu mir gesprochen: Kratz ab. Bei trüben Gedanken, auf dürrer Aste, finster und verdorrend bleib und jammere ohne Unterlaß! Also treibt mich der Wind, ich schwimme dahin durch des wilden Meeres Flut, die Wogen haben Oberhand gewonnen, mein Anker haftet nirgends. Darum will ich ohne Ende schreien: Fluch über Euch, Tod!

Kap. XXIV

Der Tod:

Deine kurze Vernunft, dein gestutzter Sinn, dein hohles Herz will aus Menschen mehr machen, als sie sein können. Mach aus einem Menschen, was du willst, er kann doch nicht mehr sein, als Ich dir sagen will mit Verlaub aller reinen Frauen: ein Mensch wird in Sünden empfangen, mit unreinem unnennbarem Unflat im mütterlichen Leib ernährt, nackt geboren und beschmiert wie ein Bienenkorb: ein ganzer Unrat, ein Kotfaß, ein Wurmfraß, ein Stankhaus, ein widerwärtiger Spülzuber, ein faules Aas, ein Schimmelkasten, ein Sack ohne Boden, eine durchlöchernte Tasche, ein Blasebalg, ein gieriger Schlund, ein übelriechender Harnkrug, ein übelduftender Eimer, ein betrügerlicher Puppenschein, ein lehmiges Raubhaus, ein unersättlicher Löschtrog und ein gemaltes Trugbild. Es erken-

ne, wer da wolle: ein jeder vollständig geschaffene Mensch hat neun Löcher in seinem Leib; aus allen fließt so widerwärtiger und unreiner Unflat, daß es nichts Unreineres geben kann. Einen schönen Menschen wirst du nie sehen: hättest du auch die Augen eines Luchses und könntest du in ihn hineinsehen, dir würde davor grauen. Nimm und zieh der schönsten Frau des Schneiders Farbe ab, so siehst du eine schmählige Puppe, eine rasch welkende Blume und kurz dauernden Glanz und einen bald zerfallenden Erdklumpen! Weise mir eine Handvoll Schönheit aller schönen Frauen, die vor hundert Jahren gelebt haben, ausgenommen die gemalten an der Wand, so sollst du des Kaisers Krone besitzen! Laß fahren die Liebe, laß fahren das Leid! Laß rinnen den Rhein, wie andere Gewässer, du weiser Bursche aus Eselsdorf!

Kap. XXV. Der Ackermann:

Pfui, Ihr böser Schandsack! Wie vernichtet, behandelt übel und verunehrt Ihr den edeln Menschen, Gottes allerliebstes Geschöpf, wodurch Ihr auch die Gottheit schmäht! Jetzt erst erkenne ich, daß Ihr ein Lügner seid und nicht im Paradies geschaffen, wie Ihr sagt. Wäret Ihr im Paradies geworden, so wüßtet Ihr, daß Gott den Menschen und alle Dinge durchaus gut geschaffen und den Menschen über sie alle gesetzt hat, ihm die Herrschaft über sie alle verliehen und sie seinen Füßen untertänig gemacht hat, also daß der Mensch über die Tiere des Erdreichs, die Vögel des Himmels, die Fische des Meeres und alle Früchte der Erde herrschen sollte, wie er es auch tut. Sollte dann der Mensch so verächtlich, böse und unrein sein, wie Ihr sagt, wahrlich, so hätte Gott gar unreinlich und unnütz gewirkt. Sollte Gottes allmächtige Hand ein so unreines und unflätiges Menschenwerk geschaffen haben, wie Ihr sagt, ein schmähliger Schöpfer wäre er. Dann würde auch das nicht gelten, daß Gott alle Dinge und den Menschen über sie alle besonders gut geschaffen hätte. Herr Tod, laßt Euer nutzloses Kläffen! Ihr schändet Gottes allerfeinstes Geschöpf. Engel, Teufel, Kobolde, Geister, die den Tod ankündigen, das sind alles Geister in Gottes Gewalt; der Mensch ist das allervornehmste, das allergeschickteste und das allerfreieste Werkstück Gottes. Ihm selber gleichend, hat es Gott gebildet, wie er es selber auch bei der Schöpfung der Welt ausgesprochen hat. Wo hat je ein Handwerker ein so geschicktes und reiches Werkstück gewirkt, eine so kunstvolle kleine Kugel wie das Menschenhaupt? In ihm sind kunstreiche, allen Geistern unbegreifliche Wunderkräfte. Da ist in dem Augapfel das Gesicht, der allergewisseste Zeuge, meisterlich nach Spiegels Art gebildet; bis an des Himmels Klarheit reicht es. Da ist in den Ohren das weitreichende Gehör, gar vollkommen mit einer dünnen Haut versperrt, zur Wahrnehmung und Unterscheidung mancherlei holder Töne. Da ist in der Nase der Geruch, durch zwei Löcher ein- und ausgehend, gar sinnreich ausgestaltet zu behaglicher Annehmlichkeit aller lieblichen und wonniglichen Düfte. Da sind in dem Mund Zähne, die alle Nahrung alltäglich zermahlen. Dazu teilt der Zunge dünnes Blatt den Menschen alle Meinung mit. Auch ist da die angenehme Geschmacksempfindung von allerlei Nahrung. Dazu sind in dem Kopf Gedanken, die aus dem Grund des Herzens kommen, mit denen der Mensch im Nu reichen kann, soweit er will; bis zur Gottheit, sogar darüber, klimmt der Mensch mit den Gedanken. Der Mensch allein hat die Vernunft zu eigen, den edlen Hort. Er ist allein die liebliche Gestalt, desgleichen niemand außer Gott allein zu bilden vermag, worin alle geschickten Werke, alle Kunst und Meisterschaft mit Weisheit gewirkt sind. Laßt fahren, Herr Tod! Ihr seid des Menschen Feind; darum sagt Ihr nichts Gutes von ihm.

Kap. XXVIII.

Der Tod:

Viele Leute loben ohne Ende, schmähen ohne Ziel, was immer sie auch unternehmen. Beim Loben und Schmähen soll Fug und Maß sein, daß man es richtig zur Hand hat, wenn man eines von ihnen braucht. Du lobst über alle Maßen das eheliche Leben. Jedoch wollen **Wir** dir sagen vom ehelichen Leben, ungeachtet aller reinen Frauen: sobald ein Mann ein Weib nimmt, sobald sind sie beide in Unserem Gefängnis. Als bald hat er auch eine Verpflichtung, einen Anhang, einen Handschlitten, ein Joch, ein Kummet, eine Bürde, eine schwere Last, einen Fegeteufel, eine tägliche Rostfeile, die er gemäß dem Recht nicht loswerden kann, solange **Wir** ihm nicht Unsere Gnade gewähren. Ein beweitbter Mann hat tagtäglich Donner, Hagelschauer, Füchse, Schlangen in seinem Hause. Ein Weib trachtet alle Tage danach, daß sie der Mann wird: zieht er hinauf, so zieht sie hernieder; will er dies, so will sie das; will er hierhin, so will sie dorthin: solchen Spieles wird er überdrüssig und bleibt immerzu sieglos. Trügen, überlisten, schmeicheln, spinnen, lieblosen, widersprechen, lachen, weinen kann sie wohl in einem Augenblick; es ist ihr angeboren. Krank zur Arbeit, gesund zur Wollust, dazu zahm oder wild ist sie, je nach Bedarf. Um Widerrede zu finden, bedarf sie keines Beistandes. Gebotene Dinge nicht zu tun, verbotene Dinge zu tun, darauf ist sie jederzeit bedacht. Dies ist ihr zu süß, das ist ihr zu sauer; dies ist zuviel, das ist zu wenig; nun ist es zu früh, nun ist es zu spät — also wird alles getadelt. Wird je etwas von ihr gelobt, das muß mit Schanden auf einer Drechselbank gedreht werden. Auch da noch wird das Loben sehr mit Spott vermischt. Einem Mann, der in der Ehe lebt, kann kein Mittelweg helfen: ist er zu gütig, ist er zu scharf, um beides wird er mit Schaden gestraft; sei er auch halb gütig und scharf, dennoch gibt es da keinen Mittelweg: schädlich oder sträflisch wird es stets. Tagtäglich neue Zumutung oder Keifen, 30 allwöchentlich befremdende Aufsässigkeit oder Muffeln; allmonatlich neuerliche Untat oder Schrecken; alle Jahre neue Kleider oder täglichen Zank warten auf einen beweitbten Mann, er mache es, wie er wolle. Von den nächtlichen Ärgernissen wollen **Wir** erst gar nicht anfangen; um Unsers Alters willen schämen **Wir** Uns. Wollten **Wir** nicht die tüchtigen Frauen schonen, von den untüchtigen könnten **Wir** noch viel mehr singen und sagen. Darum sei dir beußt, was du lobst! Du kannst nicht Gold von Blei unterscheiden.

Kap. XXIX.

Der Ackermann:

„Frauschänder müssen geschändet werden“, sagen der Wahrheit Meister. Was geschieht Euch nun, Herr Tod? Euer unvernünftiges Schmähen der Frauen, wiewohl es mit Verlaub der Frauen geschieht, ist doch wahrlich für Euch eine Schande und für die Frauen eine Schmach. In manches weisen Meisters Schriften findet man, daß ohne die Führung der Frauen niemand Glück erlangen kann; denn eine Frau und ein Kind zu haben ist ein beträchtlicher Teil des irdischen Glückes. Mit solcher Wahrheit hat dem trostreichen Römer Boëthius die Philosophie, die weise Meisterin, Frieden gebracht. Ein jeder außerordentliche und gedankenreiche Mann ist mir dafür ein Zeuge: keines Mannes Zucht kann bestehen, sie sei denn gemeistert durch Frauenzucht. Es sage, wer es wolle: ein züchtiges Weib geht aller irdischen Augenweide vor. Ich habe noch nie einen so männlichen Mann gesehen, der recht voll Mutes war, der nicht durch Frauenzuspruch gelenkt worden wäre. Wo die Edeln sich versammeln, da sieht man es alle Tage: auf allen Plätzen, allen Höfen, bei

allen Turnieren, bei allen Heerfahrten tun die Frauen das Beste. Wer in den Diensten einer Frau steht, der muß sich aller Missetat enthalten. Rechte Zucht und Ehre lehren die edeln Frauen in ihrer Schule. Die Frauen haben Gewalt über irdische Freuden: sie bewirken, daß ihnen zu Ehren alle höfische Tat und Kurzweil auf Erden geschieht. Einer reinen Frauen Fingerdrohen straft und züchtigt den wackeren Mann mehr als alle Waffen. Ohne Schönfärben und in kurzen Worten: aller Welt Erhaltung, Mehrung und Festigung sind die edeln Frauen. Jedoch muß es neben Gold Blei, neben Weizen Kornrade, neben allerlei Münzen Fälschungen und neben Weibern Unweiber geben. Dennoch sollen die guten nicht für die bösen entgelten. Das glaubt mir, Ihr Maulheld."

Kap. XXXIII. Das Urteil Gottes:

Der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter, die vier Beleber und Erhalter des Jahres, stritten sich gewaltig. Jeder rühmte sich seines guten Willens in Regen, und in allerlei Ungewittern, und jeder wollte in seinem Wirken der beste sein. Der Frühling sagte, er belebe und mache alle Früchte üppig. Der Sommer sagte, er mache alle Früchte reif und erntefertig. Der Herbst sagte, er führe alle Früchte und bringe sie in Scheuer, Keller und in die Häuser. Der Winter sagte, er verzehre und nütze alle Früchte und vertreibe alles giftige Gewürm. Sie rühmten sich und stritten heftig. Sie hatten aber vergessen, daß sie sich eigener Herrschergewalt rühmten. Ebenso tut ihr beide. Der Kläger klagt seinen Verlust ein, als ob der sein Erbgut wäre; er bedenkt nicht, daß es von Uns verliehen war. Der Tod rühmt sich eigener Herrschergewalt, die er doch allein von Uns zu Lehen empfangen hat. Jener klagt ein, was nicht sein ist; dieser rühmt sich einer Macht, die er nicht aus sich selber hat. Jedoch ist der Streit nicht ganz unbegründet. Ihr habt beide gut gefochten: den zwingt sein Leid zu klagen, diesen der Angriff des Klägers, die Wahrheit zu sagen. Darum Kläger, habe Ehre! Tod, habe Sieg! Jeder Mensch ist dem Tod das Leben, den Leib der Erde und die Seele Uns zu geben schuldig.

Sebastian Brant

* 1457 Straßburg † 10. Mai 1521 Straßburg

Jurist, Professor des römischen und kanonischen Rechts, Autor von historisch-geographischen Werken, lateinischen Gedichten, moraldidaktischer Volksdichtung in deutscher Sprache, Publizist. Sein bekanntestes Werk ist die Moralsatire *Das Narrenschiff* (Basel 1494).

DAS NARRENSCHIFF

*Zu nutz vnd heylsamer ler / vermanung vnd
ervolgung der wyßheit / vernunft und güter
syttten: Ouch zu verachtung vnd straff der narheyt /
blintheyt yrrsal vnd dorheit / aller stæt / vnd
geschlecht der menschen: mit besonderem flyß
ernst vnd arbeyt / gesamlet zu Basell: durch
Sebastianū Brant. in beyden rechten doctor*

EINE VORREDE IN DAS NARRENSCHIFF

Alle Land' sind jetzt voll heiliger Schrift
 Und was der Seelen Heil betrifft:
 Voll Bibeln, heiliger Väter Lehr'
 Und andrer ähnlicher Bücher mehr
 In dem Maß, daß man sich wundern mag,
 Weil Niemand bessert sich danach.
 Als gäb' man auf Schrift und Lehre nicht
 Acht,

So lebt die Welt in finst'rer Nacht
 Und thut in Sünden blind verharren;
 All' Gassen und Straßen sind voll Narren,
 Die treiben Thorheit an jedem Ort
 Und wollen es doch nicht haben Wort.
 Drum hab' ich gedacht zu dieser Frist,
 Wie ich der Narren Schiff ausrüst':
 Galeere, Füst, Krack, Naue, Bark,
 Kiel, Weidling, Bagger, Rennschiff stark,
 Sammt Schlitten, Karre, Schiebkar, Wagen:
 Es könnt' ein Schiff nicht alle tragen,
 Die jetzt sind in der Narren Zahl;
 Ein Theil sucht Fuhrwerk überall,
 Der stiebt umher gleichwie die Immen,
 Versucht es zu dem Schiff zu schwimmen:
 Ein Jeder will der Vormann sein.
 Viel Narren und Thoren kommen drein,
 Deren Bildniß ich hier hab gemacht.
 Wä'r' Jemand, der die Schrift in Acht
 Nicht hätt' gehabt, oder nicht könnt' lesen,
 Der sieht im Bilde wohl sein Wesen
 Und schaut in diesem, wer er ist,
 Wem gleich er sei, was ihm gebrist.
 Den Narrenspiegel ich dies nenne,
 In dem ein jeder Narr sich kenne;
 Wer jeder sei, ich dem beschied,
 Der in den Narrenspiegel sieht.
 [...]

Hier ist die wahre Narrenweide;
 Ein jeder findet, was ihn kleide,
 Und auch wozu er sei geboren,
 Und warum so viel sind der Thoren;
 Welch' Ehr' und Freude Weisheit hat,
 Wie sorgenvoll der Narren Statt.
 Hier findet man der Welten Lauf,
 Drum ist dies Büchlein gut zum Kauf.

Zu Scherz und Ernst und allem Spiel
 Trifft man hier Narren, wie man will;
 Ein Weiser sieht, was ihm behagt,
 Ein Narr gern von den Brüdern sagt.
 Hier hat man Thoren, arm und reich,
 Schlimm schlem, für jeden seines Gleich.
 [...]
 Wiewohl Terentius saget, daß
 Wer Wahrheit spricht, erlanget Haß;
 Und wer sich lange schneuzen thut,
 Der wirft zuletzt von sich das Blut;
 Und wenn man coleram anregt,
 So wird die Galle oft bewegt.
 Darum beacht' ich, was man spricht
 Mit Worten hinterm Rücken, nicht,
 Noch wenn man schilt die gute Lehr'.
 Ich hab derselben Narren mehr,
 Denen Weisheit nicht gefället wohl,
 Dies Büchlein ist derselben voll.
 Doch bitt' ich jeden, daß er mehr
 Ansehen woll' Vernunft und Ehr'
 Als mich und dies mein schwach Gedicht.
 Ich hab' fürwahr ohn' Arbeit nicht
 So viele Narrn zu Hauf gebracht:
 Gar oft hab' ich gewacht die Nacht,
 Dann schliefen, deren ich gedacht
 Oder saßen vielleicht bei Spiel und Wein,
 Wo sie gedachten wenig mein;
 Ein Theil in Schlitten fuhr umher
 Im Schnee, wo sie gefroren sehr;
 Ein Theil trieb Kindereien just;
 Die andern schätzten den Verlust,
 Der sie desselben Tags betroffen,
 Und welchen Gewinn sie möchten hoffen,
 Und wie sie morgen wollten lügen
 Mit Geschwätz, verkaufen und Manchen
 trügen.

Um solchen nachzudenken allen,
 Wie mir Weis, Wort und Werk gefallen,
 Hab' ich, kein Wunder ist's, gar oft
 Gewacht, wann Niemand es gehofft,
 Damit man tadle nicht mein Werk. –
 In diesen Spiegel sollen schauen
 Die Menschen alle, Männer, Frauen;
 Die einen mit den andern ich mein':

Die Männer sind nicht Narrn allein,
Man findet auch Närrinnen viel,
Denen ich Kopftuch, Schleier und Wil
Mit Narrenkappen hier bedecke.
Auch Mädchen haben Narrenröcke,
Sie wollen jetzt tragen offenbar
Was sonst für Männer schändlich war:
Spitze Schuh' und ausgeschnittne Röcke,
Daß man den Milchmarkt nicht bedecke;
Sie wickeln viel Lappen in die Zöpfe
Und machen Hörner auf die Köpfe,
Wie sie sonst trägt ein mächt'ger Stier;
Sie gehn einher wie die wilden Thier'.
Doch sollen züchtige Frauen mir schenken

Verzeihung, denn an sie gedenken
In keiner argen Art ich will;
Den bösen ist doch nichts zu viel,
Von denen kann man hier gewahren
Ein Theil im Narrenschiffe fahren. –
Darum mit Fleiß sich jeder suche,
Und findet er sich nicht im Buche,
So mag er sprechen, daß er sei
Der Kappe und des Kolbens frei.
Wer meint, daß ich ihn nicht berühre,
Geh' zu den Weisen vor die Thüre,
Gedulde sich, sei guter Dinge,
Bis ich von Frankfurt 'ne Kapp' ihm bringe!

I. VON UNNÜTZEN BÜCHERN

Im Narrentanz voran ich gehe
Da ich viel Bücher um mich sehe,
Die ich nicht lese und verstehe.

Daß ich vornan sitz' in dem Schiff,
Das hat fürwahr besondern Griff;
Ohn Ursach ist das nicht gekommen:
Auf Bücher stellte ich mein Frommen,
Von Büchern hab' ich großen Hort,
Versteh' ich gleich drin wenig Wort',
So halt' ich sie doch hoch in Ehren:
Es darf sie keine Flieg' versehen.
Wo man von Künsten reden thut,
Sprech' ich: »Daheim hab' ich sie gut!«
Denn es genügt schon meinem Sinn,
Wenn ich umringt von Büchern bin.
Von Ptolemäus wird erzählt,
Er hatte die Bücher der ganzen Welt
Und hielt das für den größten Schatz,
Doch manches füllte nur den Platz,
Er zog daraus sich keine Lehr'.

Ich hab' viel Bücher gleich wie er
Und les' doch herzlich wenig drin.
Zerbrechen sollt' ich mir den Sinn,
Und mir mit Lernen machen Last?
Wer viel studirt, wird ein Phantast!
Ich gleiche sonst doch einem Herrn
Und lohne einem, der für mich lern'!
Wenn ich auch habe groben Sinn
Und einmal bei Gelehrten bin,
Kann ich doch sprechen: »Ita! – So!«
Des deutschen Ordens bin ich froh,
Dieweil ich wenig weiß Latein.
Ich weiß, daß vinum heißet »Wein,«
Gucklus, ein Gauch, stultus, ein Thor,
Und daß ich heiß': »domine doctor!«
Die Ohren sind verborgen mir,
Sonst säh' man bald des Müllers Thier.

XXVIII. VON WIDER GOTT REDEN

Sollt' Gott nach unserm Willen machen,
So ging es schlimm in allen Sachen,
Wir würden weinen mehr, denn lachen.

Der ist ein Narr, der Feuer facht,
 Zu mehren des Sonnenscheines Macht,
 Oder wer Fackeln setzt in Brand,
 Dem Sonnenglanz zum Beistand;
 Doch wer Gott strafet um sein Werk,
 Der heißt wol Heinz von Narrenberg,
 Die Narren all er übertrifft,
 Seine Narrheit gibt er in Geschrift.
 Denn Gottes Gnad' und Fürsichtigkeit
 Ist so voll aller Wissenheit, –
 Daß sie entbehrt der Menschenlehre,
 Oder daß man mit Ruhm sie mehre.
 Darum, o Narr, was strafst du Gott?
 Dein Wissen ist vor ihm ein Spott.
 Laß Gott thun seinem Willen nach,
 Sei's Gutthat, Strafe oder Rach';
 Laß wittern ihn, laß machen schön,

Denn ob du auch magst böß aussehen,
 Geschieht es doch nicht desto eh,
 Dein Wünschen thut allein dir weh;
 Dazu versündigst du dich schwer,
 So daß dir Schweigen besser wär'!
 Wir beten, daß sein Wille werde
 So wie im Himmel, auf der Erde,
 Und du Narr willst ihn strafen lehren,
 Als ob er sich an dich müsst' kehren!
 Gott kann es besser ordiniren
 Als durch dein närrisch Phantasiren.
 Der Juden Volk belehrt uns wohl,
 Ob Gott will, daß man murren soll;
 Wer gab ihm Rath zu jener Zeit,
 Als er aus Nichts schuf Herrlichkeit?
 Wer etwas ihm gegeben ehr,
 Der rühm' sich deß und straf' ihn mehr!

LIX. VON UNDANKBARKEIT

Wer Dienst begehret alle Tage,
 Ob er auch Dank und Lohn versage,
 Ist werth, daß ihn die Pritsche schlage.

Der ist ein Narr, wer viel begehrt
 Und nicht thut, was der Ehre werth,
 Und macht dem Müh' und Arbeit viel,
 Dem er doch wenig lohnen will.
 Wer einer Sach' will haben Gewinn,
 Der setzt auch billig in seinen Sinn,
 Daß er die Kosten wende an,
 Will anders er mit Ehren stahn.
 Gar selten in seinem Wesen bleibt
 Ein müd' Roß, das man übertreibt.
 Ein willig Roß wird stätig bald
 Durch seines Futters Vorenthalt.
 Wer einem viel zumuthet zwar,
 Doch lohnt ihm nicht, der ist ein Narr.
 Und wer nicht schätzen mag für gut,
 Was man um billigen Lohn ihm thut,
 Der darf zu Zeiten nicht beklagen,

Will man die Arbeit ihm versagen;
 Den soll man mit der Pritsche schlagen.
 Weiß einer will, daß er genieße,
 Der schau', daß er auch wiederschiesse.
 Undankbarkeit nimmt bösen Lohn,
 Sie macht den Brunnen Wassers ohn.
 Aus alter Pump' nicht Wasser fließt,
 Wenn man kein Wasser darein gießt.
 Ein Thürenangel balde quiert,
 Wenn man ihn nicht mit Oele schmiert.
 Unwürdig man dem Großen schenkt,
 Wer an das Kleine nicht gedenkt;
 Und dem versagt man alle Gabe,
 Der für die kleine weiß kein Lob;
 Denn der ist ohne Sinn und grob.
 Drum nie der Weisen Lieb' empfand,
 Wer undankbar je ward erkannt.

CXV. ABWEHR

Das Narrenschiff hatt' ich gedichtet,
 Mit großer Arbeit aufgerichtet,
 Mit Thoren es so voll geladen, –
 Man braucht nicht anders sie zu baden:
 Ein Jeder hat sich selbst gerieben.
 Doch ist es nicht dabei geblieben,
 Gar Mancher hat, wie's ihm gefiel,
 – Vielleicht als er getrunken viel, –
 Dran neue Reime wollen henken.
 Derselbe sollte wohl bedenken,
 Daß er voran saß in dem Schiff,
 Drin ihn und andre traf mein Griff,
 Dann blieb ihm Arbeit wol gespart.
 Mit altem Segel beginnt die Fahrt
 Dies Schiff, dem ersten gleich es fliegt
 Und sich mit schlichtem Wind begnügt.
 Wahr ist's, ich sah' es gern vermehrt,
 Doch meine Arbeit würd' verkehrt:
 Gemischt manch andrer Reim drin ist,
 Dem Kunst und Art und Maß gebrist.

Viel Reime sind mir abgeschnitten,
 Den Sinn verliert man in der Mitten;
 Ein jeder Reim zeigt solchen Schmuck,
 Wie er sich paßte für den Druck
 Und wie die Form gegossen war,
 Drum mancher schlecht ward offenbar,
 Daß es im Herzen mich gar sehr
 Geschmerzt hat, tausendmal und mehr,
 Daß Mühe, Arbeit und Verstand
 Ohn Schuld ich übel aufgewandt;
 Daß öffentlich ich soll ansehn,
 Was ich doch nimmer ließ ausgehn,
 Was nie mir kam vor Mund noch Kehle.
 Doch meinem Gotte ich's befehle:
 Dies Schiff fährt auf den Namen sein;
 Der Dichter bringt nicht Schand' ihm ein,
 Auch nicht dem alten in keiner Sachen,
 Dieweil nicht Jeder Narrn kann machen,
 Er heiß' denn, wie ich bin genannt:
 Der Narr Sebastianus Brant.

Hans Sachs

* 5. November 1494 Nürnberg † 19. Januar 1576 Nürnberg

Schustergeselle, nach dem Besuch zahlreicher Singschulen Meister und aktives Zunftmitglied der „Meistersinger“, Autor von mehr als 4000 Meisterliedern, 85 Fastnachtsspielen, 1800 Spruchgedichten, 63 Tragödien, 65 Komödien sowie Sprüchen, Prosadialogen, Historien, Schwänken und Fabeln.

EULENSPIEGEL MIT DEM BLAUEN HOSENTUCH

Eulenspiegel

(tritt ein und spricht):

Ich bin ein Jahr zu früh geborn,
 Dieweil mir schon vorm Jahr beschieden,
 Was ich soll heuer haben hinieden.
 So gewinn ich jedesmal ein Jahr.
 Ich tat so lang Fortuna singen,
 Bis sie mir ließ ein Füllen springen.
 Jetzt reit ich um zu Fuß im Land,
 Hab weder bares Geld noch Pfand.
 Wovon will ich im Winter zehren?
 Will gleich hinein gen Uelzen kehren,
 Da wird wohl heut ein Jahrmarkt sein,
 Da kommt viel Volk zusammen ein.

Auf dem will ich mich schauen um,
 Daß ich auch etwas überkumm.
 Mein' Hantierung ist das Lügen,
 Die Leute bescheißen und betrügen.
 Mein Handel ist schier jedem kund,
 Muß aus einem unverschalkten Grund
 Mich wenden an die Einfaltbauern,
 Weil sie verschalkt sind in den Mauern
 Und kennen mich zum großen Teil;
 Will bei den Bauern versuchen mein Heil.
 Was steh ich lang? Ich will hinein
 Und nachgehen dem Handel mein.

(Eulenspiegel geht ab.)

Der Bauer

(kommt mit Schweinespieß und einer Mark-
tasche und spricht):

Das Glück hat mich gemacht froh,
Ich hab gefunden im Bettstroh
Neun Pfund Gelds in dem Beutel verhohlen
Die hat mir gewiß mein Weib gestohlen,
Als sie zum Markt trug in die Stadt
Käs, Milch, Butter, Kraut und Salat,
Die hab ich ihr nun wieder gestohlen.
Will gleich damit gen Uelzen unverhohlen.
Darinnen wird heut Jahrmarkt wern,
Ein neu paar Hosen hätt ich gern.
Da will ich zum Tuchmacher laufen
Und ein grünleuchtend Tuch mit kaufen,
Daß ich zum Tanz auf der Kirchweih
Nicht hergeh einer Saue gleich.
Ich will mein Weib wohl richten ab,
Daß ich das Tuch geborget hab.
Hab daheim noch ein gute Joppen,
Darein will ich mein Wämschen stoppen,
Darin ich an dem Tanz her prang,
Muß gehen, was steh ich so lang?

(Der Bauer geht ab.)

Der Schottenpfaff

(kommt mit seiner Hucke und spricht mit
sich selbst):

Ich lauf um auf der Erden frei,
Um Steuern ich die Bauern anschrei
Und auch die Bäurin in den Dingen,
Sag, ich wollt eine Messe singen.
Dazu hab ich gesammelt zwar
Almosen nun schon sieben Jahr,
Weil ich bin herzlich ungelehrt,
Mein Kunst mir gar so leicht entfährt.
Ich darf in keinem Schwitzbad sitzen,
Ich fürcht, würd sonst mein' Kunst aus-
schwitzen.
Ein deutscher Herr könnt ich schon sein,
Wenn auch sehr schwach ist mein Latein.
Also im Land ich umherreis',
Die Bauern ich laich und bescheiß,
Häng denen an' Hals ein' Wundersegen
In einem Federkiel allwegen,
Drin steht geschrieben mit Taubenblut:

»Weit hinten ists beim Schießen gut!«
Der Bäurin geb ich für's Zahnweh
Ein' Zettel, drin geschrieben steh:
»Der Teufel dir ein Zahn ausreiß
Und dir dann in die Lücken scheiß.«
Also nährt ich mich meine Tag
Mit Bauern bescheißen wo ich mag,
Betteln und stehlen ein wenig dazu
Das ist mein Handel spat und fruh.
Will jetzt gen Uelzen zu Markt gern,
Es wird wohl keinem zu arg wern.
Ich will ein' Mahlzeit davon bringen
Mit diesen oberzählten Dingen.
Gerät eines nicht, gerät das andre.
Nun auf den Jahrmarkt ich einwandre.

(Der Schottenpfaff geht ab.)

Klaus Würfel

(der Spitzbub, geht ein und spricht mit sich
selbst):

Der Winter schleicht allmählich näh'r,
Mir will laufen ein' Spulen leer,
muß leiden Hunger und Kummer.
Viel besser nähr' ich mich im Summer,
Da ich im Feld die Wandergesellen
Mit falschem Spiel tu wacker prellen,
Mit Würfel und mit Kartenstücken,
Sie helfen meinen Beutel spicken.
Oft einem Kleider und Geld abschweiße.
Und scher und strahl ihn nach meiner Weise.
Das geht mir alles im Winter ab,
Deshalb ich großen Mangel hab.
Jedoch ich nicht arbeiten mag.
Ich bin gewohnt den faulen Tag.
Zum Schlaf leg ich geruhten Arm
Des nachts auf einen leeren Darm.
Obwohl ich jung bin, faul und stark.
Ich will gen Uelzen auf den Markt
Und will mich wohl darauf umschauen.
Den Bäuerinnen die Taschen abhauen,
Die ihnen stumpf am Gürtel hangen,
Dergleichen unterm Busen prangen.
Ein Ding finden eh' es verlorn.
Stürb ich gleich, eh ich krank bin worn,
Mit dem Kopf in den Stegreif tret,
Heb an zu traben wenn der Wind weht,

Tu auf ein' hänf'nen Rosse reiten,
Wie auch mein Vater tat vor Zeiten.
So ist mir auch mein Bruder gestorben,
An dieser Hanfsucht schier verdorben.
S'ist um eine böse Stund zu tun!
Stein und Holz ich nicht essen kann.
So muß ich jeweils schauen drum,
Daß ich zu essen was bekomme,
Durch derengleichen Bubenstück.
Ich wag's dahin; nun walt sein Glück!
(Er will gehen, da kommt Eulenspiegel.)

Eulenspiegel

Mein Klaus Würfel, wo willst du hin?

Klaus Würfel

Hinein nach Uelzen steht mein Sinn,
Auf den Jahrmarkt, darauf ich will,
Mich nährn mit Würfel und Kartenspiel
Und sonst auch, wie ich mag und kann.

Eulenspiegel

O Klaus, ich hab ein' Bauersmann
Drin auf dem Jahrmarkt aufgeschecht,
Der wär für uns beid' eben recht.

Klaus Würfel

Womit, Eulenspiegel, sag her,
Womit er doch zu tölpeln wär?
Sollt ich an ihn mit Würfelspiel?

Eulenspiegel

Nein, hör, was ich dir sagen will!
Der Bauer hat gekauft eben,
Wie ich sah, weil ich stand daneben,
Ein lündisch Hostuch, ganz grasgrün,
Hat einen recht einfält'gen Sinn.
Das Geld konnt' er nicht zählen gar
Und schüttet's dem Tuchmacher dar,
Dazu war er mit Worten albern,
Macht meinen Anschlag derhalben,
Wie ich den Bauern da allein,
Wollt bescheißen um das Hostuch sein.

Klaus Würfel

Ei, Lieber, laß mich das versteh'n,
Wie müßt aber dasselb' zugeh'n?

Eulenspiegel

Da wird der Bauer kommen raus,
Sein Tuch wollen tragen nach Haus,
Auf ihn wart' ich da vorm Stadttor,
Will gleich ihn anreden davor,
Wie er das Blautuch hab gekauft,
Wenn dann der Bauer mich anschaut,
Das Tuch sei grün und garnit blau.
Alsdann ich gute Ursach hab,
Acht Taler zu setzen an's Hostuch schön,
Es sei gut blau und garnicht grün.
Alsdann kommst du von ungefähr
Aus jenem Holz die Straßen her.
Der Bauer wird dich bitten und fragen,
Die Farb' des Hostuchs uns zu sagen.
Dann stell dich fremd! Sag ihm genau,
Läßt er nicht ab, das Tuch sei blau.
Damit ich's Bauerntuch gewinn.
Ich hab bestellet auch dahin
Einen schottischen Pfaffen alt,
Der hat sich wohl versteckt im Wald,
Der wird auch herkommen die Straßen,
Auch handeln dir gleich allermäßen,
Alsdann das Tuch zu teilen sei
Zu gleichen Teilen unter uns drei.

Klaus Würfel

Das wird für mich ein rechte Sach!
Aus meinem Teil ich mir dann mach'
Ein' Halskappen im Winter kalt,
Daß ich mich wohl darin verhalt',
Daß mich nicht kenne jedermann,
Wo ich dann auf der Straßen gahn.
Ich darf nicht alle Wasser trinken.
Nun ich will schauen auf dein Winken,
Dann will ich aus dem Wald mich lassen,
Und zu euch kommen auf der Straßen,
Ob wir also könnten erlauern
Mit dem Hostuch den tölp'schen Bauern.

(Klaus Würfel geht ab.)

Eulenspiegel

(spricht mit sich selbst):
Ich will mich an die Straßen stellen,
Ob ich möcht diesen Bauern fehlen.
Dort kommt er; ich will ihn anreden,

Mit sanften Worten zwischen uns beeden.

(Der Bauer kommt, trägt das grüne Tuch am Schweinespieß.)

Eulenspiegel spricht:

Ein' guten Morgen! Glück zu, Glück zu!
Mein Bauer sag, wie teuer hast du
Gekauft das lündisch Hostuch blau?
So schön ich's kaum geseh'n, o schau!
Wie schön leucht es ins Auge mir.

Der Bauer

Mein Mann, ich glaub, du redest irr'.
Siehst du nicht, daß mein Hostuch schön
Ist innen und außen ganz grasgrün?
Das ich gekauft um neun Pfund Geld!

Eulenspiegel

Das Tuch ist blau, um alle Welt,
Daß es nicht könnt schön blauer sein,
Ich will dir um das Hostuch dein
Acht Taler setzen zwischen uns beiden.

Der Bauer

Ja, wer wollt uns aber bescheiden,
Ob ich recht habe oder du?

Eulenspiegel

Der nächste Mensch, der kommet her,
Was derselb spricht, dabei es bleib!
Keiner den andern weiter treib!

Der Bauer

(schlägt ein und spricht):
Jawohl, es gelt wohl das Gewett,
Wie du jetzt selber hast gered't,
Wenn der sagt, daß es blau sieht aus,
Dann trag es als Gewinn nach Haus.
Bezeichnet er das Tuch als grün,
Dann sind acht Taler mein Gewinn.

Eulenspiegel

Ja! Ja!

(Winkt mit der Hand. Klaus Würfel kommt bedächtigen Schrittes.

Eulenspiegel spricht):

Dort geht einher ein fremder Mann,
Soll er Bescheid uns sagen an?

Der Bauer

Ja! Ja!

Klaus Würfel

Glück zu! Glück zu! Euch allen beiden!

(Er tut, als wollte er vorübergehen.)

(Der Bauer nimmt ihn beim Rock.)

Eulenspiegel

Mein lieber Freund, tu uns bescheiden,
Wir zanken ob des Tuchs einander
Und sind zwiespältig beid selbender.
Der Bauer hält sein Tuch für grün,
Das mit stets himmelblau doch schien.

Klaus Würfel

Ei, was dürft ihr mich drum fragen?
Es könnt euch das ein Narr wohl sagen,
Sieht es ein jeder selbst doch wohl.

Der Bauer

Ei, dein Mund uns bescheiden soll
Und schaff den Zwiespalt aus der Welt.

Klaus Würfel

Ein Narr, der es für blau nicht hält!
Was braucht ihr meines Rats dazu?

Eulenspiegel

Mein lieber Bauer, nun hörst du,
Daß dein Hostuch gut blau sieht aus,
Gib mir's als frei'n Gewinn heraus,
Wie wir gewettet, es ist mein.

Der Bauer

Erst merk ich, daß ihr beid allein
Seid Schalk' und Böswicht' alle beede,
Habt vorher zusammen genommen Abrede,
Will erst mit euch nun vor den Richter,
Der soll sein unsres Zanks ein Schlichter.
Mein Tuch, das geb ich nicht von mir.

Eulenspiegel

Nun, das will ich noch lassen dir.
Soll aber wahrhaft gelten das:
Der nächste Mensch, der auf der Straß'
Kommt, es sei Frau oder Mann,
Denselben sollst du reden an.
Was der spricht, dabei bleibt es dann,
Daß keiner widersprechen kann.

Der Bauer

Jawohl, dasselb will ich auch tun.

Eulenspiegel

Des sei ein Zeug' der fremde Mann.

(Indessen kommt der Schottenpfaff.)

Dort geht ein frommer Priester her,
Gefällt dir zu einem Schiedsmann der?

Der Bauer

Ja, der fromm' Priester gefällt mir wohl,
Der uns die Sach' entscheiden soll.

Der Schottenpfaff

Glück zu, Glück zu! Euch allen drein!

(Er tut, als wollte er vorbeigehen.)

Der Bauer

(zupft ihn und spricht):
Mein lieber Herr, wollt mir verzeih'n,
Tut uns allhier einen Schiedsspruch,
Was Farb doch hab dieses Hostuch?

Der Schottenpfaff

Mein Freund, das siehst du selber wohl,
Unnütz, daß ich dir's sagen soll.

Der Bauer

Ja, lieber Herr, dasselb ist wahr,
Die zweie wolln mich aber gar
Eins Dings bereden durch Arglist,
Das doch falsch und erlogen ist,
Dem keiner widersprechen kann.

Der Schottenpfaff

Was geht mich euer Hader an?

Mit euch ich nichts zu schaffen han.
Das Tuch sei schwarz, weiß oder grau,
Dasselbig mich garnicht anfigt.

Der Bauer

Ach lieber Herr, uns klar bericht!
Darum ich euch sehr fleißig bitt,
Dürft unser keins verschonen nit.
Sagt uns die Wahrheit unverholen!

Der Schottenpfaff

Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Bei meinem priesterlichen Amt,
Euch zu Gut und Nutz beidensamt,
Daran mir nichts geht zu noch ab,
So ist das Hostuch himmelblau.

Eulenspiegel

Hörst du nun, Bauer, unbesonnen,
Das ich das Tuch hab redlich gewonnen?
Gib her, das Hostuch ist jetzt mein.

Der Schottenpfaff

Das Tuch könnt garnicht blauer sein.
Hab gleich gewonnen welcher woll,
Dasselb mich wenig anfechten soll.

Der Bauer

Mein Herr, und wenn ihr hier auf Erd
Nicht ein geweihter Priester wärt,
So spräch ich gern, es wär erlogen
Und ihr hätt' mich all drei betrogen
Und wäret Schalks dazu all drei,
Nun sei dem allen wie ihm sei,
Weil ihr ein geweihter Priester seid,
So mich ich schweigen diese Zeit
Und muß wohl glauben euren Worten
Wiewohl sie hie an diesen Orten,
Sind gar erstunken und erlogen
Und habt mich gleich all drei betrogen!

Eulenspiegel

Weil du nun hast das Tuch verlorn
So gib mir's her bei allem Zorn,
Uns nit also schilt, schmäh oder fluch!

Der Bauer

(gibt ihm das Tuch unwirsch und spricht):

So nimm nur hin das Hosentuch.
Darein will ich dir wünschen dann,
Wenn du die Hosen nun legst an,
Daß du mußt in die Hosen scheißen.

Eulenspiegel

Solch weiche Ding sollst du verbeißen
Vor dem frommen Priester und Pfaffen.
Geh' weg, wart was hast du zu schaffen!
Laß uns drei nun ums Hostuch zanken.

Der Bauer

Ei das soll euch der Teufel danken!
Ihr seid Schalk' und Böswicht' alle drei,
Ich glaub, daß keiner besser sei
Denn der andre um ein faul Ei.
Es hat mich wohl gedünkt dabei
Wie ihr drei Hosen seid ein's Tuchs.

Der Schottenpfaff

Bauer, lauer troll dich fluchs!
Oder ich tu dich in den Bann!

Der Bauer

Das steht euch wahrlich trefflich an!
Es dünket mich mein Domine,
Daß ihr kaum könnt das ABC,
Und woll mich dennoch fretten und bannen.

Der Schottenpfaff

(zuckt seinen Buckel und spricht):
Soll ich mit Fäusten dich bringen von dan-
nen?
Du willst doch um die Wort nit geben.

Klaus Würfel

Schlagt all auf ihn nach Leib und Leben!

(Sie schlagen alle drei auf ihn ein, der Bau-
er flucht,
dann laufen alle weg.)

Der Bauer

(kommt wieder und spricht):
Ei soll ich nicht von Unglück sagen?
Ich ward zu meinem Schaden geschlagen,
Wahr ist das alte Sprichwort, das rät:
Wer mit heillosen Leuten umgeht,
Dem geht es auch heillos dermaßen,
Er muß von seinen Federn lassen.
Wie mir denn jetzt auch ist geschehen,
Doch tut ein altes Sprichwort gehen,
Daß alles, was unrecht ist gesponnen,
Das kommt zu seiner Zeit an die Sonnen.
Dergleich ein Sprichwort sagen tut:
Kein Glück sei bei unrechtem Gut.
Daher kommt mir auch der Unfall:
Mein Weib mir die neun Pfund abstahl,
Der stahl ichs darnach wiederum
Und kaufte mir das Hostuch drum,
Um das ich jetzt betrogen bin.
Wie es herkam, so geht es hin,
Denn es war doppelt gestohlen Gut.
Des hat nun ein End mein Hochmut.
Muß nun in geflickten Hosen tanzen.
Auf unserer Kirchweih umherschwanzen.
Mich schmiegen wie ein nasser Dachs.
Des wünscht ein gut Neujahr Hans Sachs!

EIN TISCHZUCHT

Hör, Mensch! wenn du zu Tisch willst gahn,
Dein Händ sollt du gewaschen han.
Lang Nägel ziemen gar nit wohl,
Die man heimlich abschneiden soll.
Am Tisch setz dich nit oben an,
Der Hausherr wölls dann selber han!
De Benedeiung nit vergiß!
In Gottes Nam heb an und iß!
Den Altisten anfahen laß!

Nach dem iß züchtiglichermaß!
 Nit schnaude oder säuisch schmatz!
 Nit ungestüm nach dem Brot platz,
 Daß du kein Gschirr umstoßen tust!
 Das Brot schneid nit an deiner Brust!
 Das gschnitten Brot oder Weck
 Mit dein Händen nit verdeck
 Und brock nit mit den Zähnen ein
 Und greif auch für dein Ort allein!
 Tu nicht in der Schüssel umstührn!
 Darüberhalten will nit gebührn.
 Nehm auch den Löffel nit zu voll!
 Wenn du dich treifst, das steht nit wohl.
 Greif auch nach keiner Speise mehr,
 Bis dir dein Mund sei worden leer!
 Red nicht mit vollem Mund! Sei mäßig!
 Sei in der Schüssel nit gefräßig,
 Der allerletzt drin ob dem Tisch!
 Zerschneid das Fleisch und brich den Fisch
 Und käue mit verschlossem Mund!
 Schlag nit die Zung aus gleich eim Hund,
 Zu ekeln! Tu nit **geizig** schlinken!
 Und wisch den Mund, eh du willt trinken,
 Daß du nit schmalzig machst den Wein!
 Trink sittlich und nit hust darein!
 Tu auch nit grölzen oder kreisten!
 Schütt dich auch nit, halt dich am weisten!
 Setz hübschlich ungeschüttet nieder!
 Bring keim andern zu bringen wieder!
 Füll kein Glas mit dem andern nicht!
 Wurf auch auf niemand dein Gesicht,
 Als ob du merkest auf sein Essen!
 Wer neben dir zu Tisch ist gessen,
 den irre nit mit den Ellenbogen!
 Sitz aufgerichtet, fein geschmogen!
 Ruck nit hin und her auf der Bank,
 daß du nit machest ein Gestank!
 Dein Fuß laß unterm Tisch nit gampern,
 Und hüt dich auch vor alle schambern
 Worten, Nachredn, Gespött, Tāt, Lachen!
 Sei ehrberlich in allen Sachen!
 In Buhlerei laß dich nit merken!
 Tu auch niemand auf Hader stärken!
 Gezänk am Tisch gar übel staht.
 Sag nichts, darob man Grauen hat,
 Und tu dich auch am Tisch nit schneuzen,
 Daß ander Leut an dir nit scheuzen!

Geh nit umzausen in der Nasen!
 Des Zahnstührens sollt du dich maßen!
 Im Kopf sollt du dich auch nit krauen!
 Dergleichen Maid, Jungfrau und Frauen
 Solln auch keim Floch hinunterfischen.
 Ans Tischtuch soll sich niemand wischen.
 Auch leg den Kopf nit in die Händ!
 Leihn dich nit hinten an die Wänd,
 bis das des Mahls hab sein Ausgang!
 Denn sag Gott heimlich Lob und Dank,
 Der dir dein Speise hat beschert,
 Aus väterlicher Hand ernährt!
 Nach dem sollt du vom Tisch aufstehn,
 Dein Händ waschen und wieder gehn
 An dein Gewerb und Arbeit schwer.
 So spricht Hans Sachs, Schumacher.

PSALM 13

Herr, wie lang wilt vergessen mein
 In meiner grosen note?
 Wie lang verpirgst das antlitz dein?
 Herr, wie lang sol ich gote
 (Hie rat!) suchen pey meiner seel?
 Wie lang sol mein herz leiden quel?
 Mein feint thuet sich erheben.

Schaw und erhor mich, herr und got,
 Und mein augen erleuchte,
 Das ich nit entschlaff in dem dot,
 Das sich mein feint guet dewchte,
 Das er mein mechtig worden sey,
 Und sich mein widersacher frey,
 Das ich sey umbgestosen.

Herr, ich hoff aber auf dein guet,
 Deins hails frewt sich mein herze.
 Durch Cristum hastw mich pehuet
 Vor ewlichem schmerze,
 Der fuer mich lied den pitern dot;
 Des wil ich dir lobsingem, got,
 Das dw mir hast geholffen.

Anno salutis 1526.

VOLKSBUCH

Lalebuch

Eine Sammlung von Schwankgeschichten aus dem 16. Jh., vertitt die sog. Narrenliteratur. Die Handlung spielt in der Stadt Schilda, daher tragen die weiteren Ausgaben den Titel *Schildbürger*. Die Streiche der Schildbürger wurden zum Bestandteil der deutschen Kultur und gelten heutzutage als Symbol für irrsinnige, bürokratische Regelungen.

LALEBUCH

WIE DIE SCHILDBÜRGER IHR RATHHAUS AUFGEFÜHRT UND DIE FENSTER VERGESSEN HABEN

Nachdem das Bauholz gemeldetermaßen herbeigeführt und gezimmert worden, auch Alles zu ihrem Rathhaus noch ferner Gehörige, als Stein, Sand, Kalk und dergleichen vorhanden und in Bereitschaft war, fingen die Schildbürger ihren Bau einhelliglich mit solchem Eifer an, daß, wer es nur immer sah, sagen mußte, daß es ihr bitterer Ernst wäre. Hatten also in wenig Tagen, seit sie nach der Narrheit Verlangen getragen, die drei Hauptmauern (indem sie etwas Besonderes haben und das Haus dreieckig bauen wollten) aus dem Grunde heraufgeführt, die Balken gelegt und so weit Alles vollendet. An einer Seite hatten sie ein großes Thor gelassen, um das Heu, welches der Gemeinde zuständig war, und sie insgemein zu vertrinken hatten, hinein zu führen. Welches denn ihrem Herrn, dem Schultheißen, wiewohl sie darauf nicht bedacht gewesen, auch wohl bekam; indem er, wäre solche Luke nicht da gewesen, wenn er in den Rath gehen wollen, sammt seinen Gerichts- und Rathsherren übers Dache hätte einsteigen müssen; welches zwar ihrer Narrheit gemäß genug, und wegen der Juppen, die sie darüber zerrissen hätten, deßgleichen auch wegen der Beine, so sie gelegentlich abfallen mögen (sonderlich, wenn sie den nächtigen Schlemm oder Trunk noch nicht verdaut und ausgeschlafen), sehr schädlich gewesen wäre. Demnächst gaben sie sich an das Dach, welches nach des Baues dreien Ecken abgetheilt war, und setzten den Dachstuhl auf die Mauern, vermeinend, hiemit das ganze Werk, bis auf das Decken, vollendet zu haben. Worauf sie wohlgemuth in das Haus zogen, wo der Wirth den Arm mit einem grünen Kranz herausstreckt und die Gäste oft uneingeseift schießt, und aufs gemeine Gut hin, dieweil es ein gemeines Werk, abermals tapfer einschenken ließen, in Absicht, das Dach, ob sie schon noch Zeit genug dazu gehabt hätten, folgendes Tages zu decken, damit sie wieder ein gemeines Werk und somit ein gemeines Gefraß bekämen. »Wirth, schenk ein, der Schildbürger trinkt, der Schildbürger trinkt!«

Folgendes Tages, als mit der Glocke das Zeichen gegeben worden, vor welchem Niemand kommen und arbeiten durfte, kamen sie insgemein wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Rathhaus zu decken. Zu dem Ende stunden sie Alle hintereinander, etliche zu oberst auf dem Dach, andere besser hinab, auch noch auf den Latten, etliche auf der Erde zunächst an der Leiter, andere weiter davon, und sofort an bis zum Ziegelhaufen, welchen einen guten Steinwurf weit vom Rathhaus war. Solchergestalt ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom Erste, der ihn aufhob, bis

zum Letzten, der ihn auf seine Statt legte, damit ein Dach daraus würde. Da gings nicht anders als bei den Ameisen, wenn sie im Sommer die Winterspeis eintragen.

Weil man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, hatten sie angeordnet, daß zu gewisser Stunde die Glocken geläutet würden, zum Zeichen des Abzugs von dem Werk und des Einzugs ins Weinhaus. Als mithin der, welcher der Nächste beim Ziegelhaufen war, den ersten Schlag der Glocke gehört hatte, ließ er den Ziegel, den er schon aufgehoben, wieder fallen, und läufst du nicht, so gewinnst du nichts, dem Wirthshaus zu. Deßgleichen thaten auch die andern Alle, bis auf den Letzten, liefen Alle einander nach, wie die Schneegänse, wenn sie fliegen, damit Keiner etwa um einen Trunk versäumte. Da geschah es, daß die, welche zuletzt ans Werk gegangen waren, die ersten im Wirthshaus und die obersten hinterm Tisch wurden, welches sie darum thaten, damit sie, von den andern am Aufstehen behindert, auch die letzten beim Aufbruch wären. So machten es auch die Zimmerleute, denn als ihrer Einer den ersten Glockenschlag gehört und die Axt zum Streich schon aufgehoben hatte, that er denselben nicht, sondern nahm die Axt auf die Achsel und läufst du nicht, so trinkst du nicht. Warum thaten sie aber das, warum eilten sie so vom Werke? damit sie desto früher wieder dazu kämen? oder damit sie desto länger bei Tisch säßen? letzteres ist glaublicher.

Nach vollbrachtem Werk wollten die Schildbürger in ihr Rathhaus gehen, solches zur Ehre aller Stultorum [Einfältigen] einzuweihen und dann in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin würde rathen lassen. Also sie aber in aller Ehrbarkeit hineingetreten kommen, ecce vide [siehe da], schau, los, guck, sieh, lug, potz Velten, videte [seht], — da war es ganz und gar finster, und so finster, daß Einer den Andern auch kaum hören konnte, ob welchem Handel sie nicht wenig erschrecken und sich nicht genug verwundern konnten, was doch die Ursache sein möchte, ob vielleicht etwas im Bauen verfehlt worden, wodurch das Licht verschlagen und aufgehalten würde.

Also gingen sie zu ihrem Heuthor wieder hinaus, um zu sehen, wo der Fehler stecke, fanden aber die drei Mauern völlig und ganz, und das Dach fein ordentlich darauf gestellt, also daß draußen, wo es Licht genug war, nichts mangelte. Da gingen sie wieder hinein, um auch dort nachzusehen, wo doch der Mangel wäre; wo sie denn noch viel weniger sehen konnten, wegen Mangel des Lichts. Was sage ich nur viel? Die Ursache blieb ihnen unbekannt und verborgen und ließ sich weder finden noch errathen, wie sehr sie auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen. Darum stunden sie in großen Ängsten und schlugen zur Förderung der Sachen einen allgemeinen Rathstag ein.

WIE DIE SCHILDBÜRGER RATH SCHLUGEN, DAS LICHT IN IHR RATHHAUS ZU TRAGEN

Als nun der bestimmte Rathstag gekommen, erschienen die Schildbürger vollzählig, also, daß Keiner ausblieb, weil es ja ihnen gelten sollte. Es hatte aber ein Jeder einen angezündeten Lichtspahn mitgebracht und denselben, nachdem er sich nieder gesetzt, auf den Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathhaus einander sahen, und der Schultheiß einem Jeden bei der Umfrage seinen Namen und Titel geben konnte. Als nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wie man sich im vorliegenden Falle verhalten sollte, fielen viele wiederstreitende Meinungen, wie bei zweifelhaften Händeln gemeinlich zu geschehen pflegt.

Und als es schier das Ansehen gewann, als ob es sich dahin entscheiden würde, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und bei der neuen Aufführung besser Sorge haben sollte, trat Einer, der, wie er zuvor der Allerweiseste gewesen, sich jetztund als der Allerthörigste erzeigen wollte, hervor und sprach: Er habe während seiner Weisheit, eh er derselben Verzicht gethan, oftmals gehört, daß man durch Exempel und Beispiel viel lernen und begreifen könnte. Daher denn Aesopus seine Lehren durch Fabeln, in Gestalt kurzer Historien, vor Augen gestellt. Solchemnach wolle er auch eine Geschichte erzählen, so sich mit seiner lieben Großmutter Großvaters Bruder Sohn Frau begeben und zugetragen habe:

Meiner Großmutter Großvaters Bruder Sohn, Utis geheißten, hörte auf eine Zeit Jemand sagen: »Ei, wie sind die Rebhühner so gut!« – »Hat du deren gegessen,« sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, »da du es so wohl weißt?« – »Nein«, sagte der Andere; »aber mir hat es Einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend hat sehen von einem Edelmann essen.« Auf Veranlassung dieser Rede fiel meiner Großmutter Großvaters Bruder Sohn ein Kindbettegelist an, daß er gern etwas Gutes gegessen hätte. Er sprach deßhalb zu seinem Weibe, Udena geheißten, sie sollt ihm kleine Kuchen backen, denn Rebhühner könnte er nicht haben, als wüßt er nicht Besseres als Küchlein. Sie aber, der besser als ihm bewußt war, was des Buttertöpfleins Vermögen wäre, entschuldigte sich, sie könnte ihm in Ermangelung von Butter, Anken oder Schmalz, wie du willst, für diesmal kein Küchlein backen, und bat ihn derwegen, bis auf eine andere Zeit mit den Küchlein Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvater Bruders Sohn hatte hiemit keine Küchlein gegessen und sein Gelüst nicht gebüßt, wollte sich mit so schlechtem, magerm, dürrem, trockenem, ungesalzenem und ungeschmalzenem Bescheid nicht so geradezu abweisen lassen, und sprach also nochmals: wie die Sache auch mit dem Buttertöpflein beschaffen wäre, so sollte sie sehen, daß sie ihm Küchlein backte, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen.

»Es thuts nicht, bester Utis,« sprach Frau Udena; »ich selbst wollte sonst nicht so lange ohne Küchlein geblieben sein, denn das Wasser hätte ich mich nicht dauern lassen.« – »Du weißt es nicht,« sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, »weil du es noch niemals versucht hast. Versuche es erstlich, und wenn es nicht wohl geräth, hernach magst du wohl sprechen, es thuts nicht.« Mit einem Wort, wollte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau Ruhe haben, so mußte sie dem Begehren ihres Mannes willfahren, rührte also einen Kuchenteig an, ganz dünn, als wollte sie Sträublein backen, setzte eine Pfanne mit Wasser übers Feuer und that den Teig darein. Aber mit nichten schickte es sich, es wollte sich eben gar nicht zusammen ballen, daß Küchlein daraus würden, indem der Teig im Wasser zerfloß und ein Brei daraus wurde; darob die Frau zornig, der Mann aber verdrießlich ward, denn sie sah, daß Arbeit, Holz und Mehl, der Wasserbutter ungeachtet, verloren waren. Nun stund meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn dabei, hielt einen Teller dar und wollte das erstgebackene Küchlein so warm aus der Pfanne gegessen haben, sah sich aber betrogen. »Pötz Wetter, schäm dich!« sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, »guck, hab ich dir nicht gesagt, es thuts nicht? Allzeit willst du Recht haben und weißt doch nicht einen Deut darum, wie man Kuchen backen muß.« – »Schweig, meine Udena,« sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, »lasse dichs nicht gereuen, daß du es versucht hast. Man versucht ein Ding so lange, bis es zuletzt gerathen muß. Ist es schon diesmal nicht gerathen, so geräths vielleicht ein ander Mal. Es wäre ja eine sehr nützliche Kunst gewesen, wenn es

von ohngefähr gerathen wäre.« »Das will ich meinen,« sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau; »ich wollte selbst alle Tage Küchlein gegessen haben.«

»Daß ich aber«, sprach der gemeldete Schildbürger, »diese Geschichte auf unser Vorhaben anwende: Wer weiß, ob die Luft und der Tag sich nicht in einem Sack tragen ließe, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser Keiner hat es jemals versucht, darum, wenn es euch gefällt, so wollen wir dran gehen. Geräth es, so haben wir allzeit Vortheil davon und werden als Erfinder dieser Kunst großes Lob erwerben. Gelingt es aber nicht, so ist es doch zu unserm Vorhaben, der Narrheit wegen, ganz dienstlich und bequem.«

Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern solchermassen, daß sie beschlossen, ihm eilends nachzuleben. Sie kamen also nach Mittag, als die Sonne am heißesten schien, unfehlbar Alle vor das neue Rathhaus, Jeder mit einem Geschirre, damit er den Tag zu fassen und hineinzutragen vermeinte. Etliche brachten auch Picken, Schaufeln, Karsten, Gabeln und anderes Geräthe mit, zur Fürsorge, damit ja kein Fehler begangen würde.

Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, da sollte Einer sein Wunder gesehen haben, wie sie Alle anfangen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden, knüpften ihn dann eilends zu und liefen damit ins Haus, den Tag auszuschütten. Ja sie beredeten sich selbst, sie trügen jetzt an den Säcken viel schwerer, als da sie leer gewesen. Andere thaten deßgleichen mit andern verdeckten Gefäßen, als Häfen, Kesseln, Zubern, und was dergleichen ist. Der Eine lud den Tag mit einer Heugabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Ein Schildbürger soll sonderlich nicht vergessen werden, welcher den Tag in einer Mausfalle vermeinte zu fangen, und also mit Gewalt zu bezwingen und ins Haus zu bringen. Daß ich's kurz mache, Jeder hielt sich, wie sein närrischer Kopf es ihm an- und eingab.

Solches trieben sie jenen ganzen Tag, so lange die Sonne schien, mit solchem Eifer und Ernst, daß sie Alle darob ermüdeten und vor Hitze schier verletzten und erlagen. Aber sie richteten mit solcher Arbeit eben so wenig aus, als vor Zeiten die ungeheuren Riesen, da sie viel große Berge zu Hauf trugen und den Himmel zu stürmen vermeinten. Daher sie denn zuletzt sprachen: Nun wäre es doch eine feine Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre. Also zogen sie ab, und hatten wenigstens so viel gewonnen, daß sie aufs gemeine Gut hin zu Wein gehen und sich wieder erquicken und laben durften.

WIE DIE SCHILDBÜRGER DIE URSACHE DER FINSTERNISS IN IHREM RATHHAUS INNE WERDEN UND IHR ABHELFFEN

Die Schildbürger freute ihr neugebacken Rathhaus außermaßen sehr; hielten den ganzen Sommer lang immer Rath darin und handelten von wichtigen Sachen, das gemeine Wohl, das Vaterland und dessen Verbesserung anlangend. Sie hatten auch solches Glück, daß es jenen ganzen Sommer, wenn sie zu Rathe saßen, niemals regnete. Inzwischen begann aber der liebliche Sommer sein schönes, lustiges Angesicht zu verbergen, dagegen streckte der leidige Winter seinen rauen Schnabel hervor. Das war ihnen ein sehr verdrießlicher Handel, weil sie nun fürderhin die Nase in die Kappe ziehen mußte. Darum bedachten sie denn alsobald, wie Einer unter einem großen breiten Hut (wie die sind, welche die jungen Laffen gemeinlich aus fremden Landen mitbringen, wenn sie so weit gewesen, daß sie in ihrer Heimath nicht mehr die Glocken läuten hören, und so lange ausgeblieben, daß sie ihrer Mutter Sprache vergessen sind, ihres Vaters Haus nicht mehr wissen,

und darnach fragen, ja selbst die alte Katze nicht mehr kennen), wie Einer, spreche ich, unter einem großen Wetterhut sicher sein könne, also würden auch sie unterm Dach, welches dem Haus gleich wie ein Regenhut wäre, wider Schnee und Ungewitter beschirmt werden. Aus dieser Ursache machten sie das Dach in aller Eil mit gemeiner Hülfe wieder zu, mit dem Vorhaben, gleichwie sie den ganzen Sommer lang an der Sonne (wie der Schäfer auf der Heide) dem Faulenzen gedient hätten, so wollten sie sich den Winter hindurch in die Stube zum Ofen setzen und sich bei ihm um Hülfe und Rettung gegen erfrorne Glieder bewerben.

Als aber das Dach wieder gedeckt war und sie ins Rathhaus gehen wollten, siehe zu, da war es leider eben so dunkel und finster darin als es zuvor gewesen war, eh sie von dem Wanderer die Taginshauszutragenersparungskunsterfindung gelernt hatten. Da merkten sie dann erst, daß sie hinters Licht geführt und häßlich betrogen wären. Aber sie mußten es dabei bleiben lassen und als zu einer geschehenen Sache das Beste dazu reden. Es war zu spät, den Beutel zuzuhalten, da das Geld hinweg, oder den Stall zu verschließen, nachdem die Kuh bereits daraus entführt war. Dessen unangesehen saßen sie wieder mit ihren Lichtspähnen (in deren Gebrauch, so lang ihr Rathhaus stünde, sie sich schon ganz und gar gefunden hatten) auf den Hüten beisammen und hielten geschwind einen engen Rath darüber, der sich tief in den Tag hinein verzog.

Und als die Umfrage von Einem zu dem Andern ging, kam es auch zuletzt an Einen, der sich nicht den ungeschicktesten dächte (seinen Namen lasse ich ehrenhalber verschwiegen bleiben); derselbe stand auf und sagte: er rathe eben das, was sein Vetter raten werde; ging also mit Urlaub aus der Versammlung, vielleicht sich zu räuspern, wie denn die Bauern zuweilen so bösen Husten haben, daß Niemand um sie bleiben mag; oder um das Wasser die Berge hinab zu richten. Indem er also in der Finsterniß an der Wand (denn sein Lichtspahn war ihm erloschen) hin und her tappte, ward er von ohngefähr eines kleinen Risses oder Spaltes in der Mauer, wo es nicht recht zugemauert war, gewahr, wodurch er seinen schönen Bart einigermaßen sehen konnte. Da erinnerte er sich mit einem tiefen Seufzer seiner frühern Weisheit, auf welche sie Alle Verzicht gethan hatten, tritt wieder hinein und spricht: »Na also, ihr lieben Nachbarn, mit Urlaub ein Wort zu reden.« Als ihm Solches vergönnet worden, sprach er ferner also: »Na, sind wir aber nicht gedippelt doppelte Narren? Ich frage euch Alle darum. Es erweist sich wohl (um aus mehrerer alten hingeworfenen Weisheit hier etwas einzuflicken), welch ein kräftig Ding es sei, wenn Einer eine andere Gewohnheit an sich nimmt, als er zuvor gehabt; indem die gute Gewohnheit, die er von Natur empfangen, unterdrückt und abgethan, die angenommene aber, sonderlich, wenn sie böse ist, ganz an die Stelle tritt und so consuetudo altera natura [Das Angewöhnte zur zweiten Natur] wird. Wir haben eine närrische Weise angenommen, da wir doch von Natur weise und verständige Leute gewesen: und nun, siehe, die angenommene Weise schlägt uns recht in die Art und treibt die angeborne Art aus; so daß wir, die von Geburt und Natur weise gewesen, nun von Natur und Art Narren sein und solche Unart nimmer wieder fallen lassen werden. Wir haben so ängstliche üble Zeiten mit unserm Rathhaus, von den Kosten an, und gerathen in große Verachtung, damit wir nur den Mangel finden und verbessern, und unser Keiner ist jemals so witzig gewesen, zu sehen, daß wir an das Haus keine Fenster gemacht haben, wodurch das Licht hereinfallen könnte. Das ist doch gar zu grob, zumal im Anfang unserer Thorheit, wir hätten nicht so auf ein Mal und auf einen Stutz hereinpumpen und platschen sollen, daß es auch ein rechter geborener Narr merken könnte.«

Ob dieser Rede erschrecken die Andern alle nicht anders, als ob sie Wer an den Hals geschlagen hätte, und verstummen wie die blinden Götzen, die ihr Lebenlang keinen Degen wetzen. Sie sahen aber auch einander an und schämten sich immer Einer vor dem Andern (wenn er nicht hinter ihm saß), wegen solchen großen Unverstandes und gar zu grober Narrheit. Darum fingen sie einhellig an, ohne erst Umfrage zu halten, die Mauern des Rathhauses an allen Orten zu durchbrechen, und war kein Schildbürger unter Allen, der nicht sein eigen Loch (wie jetzt die Schilde in den Stammbüchern und Glasfenstern) hätte haben wollen, von dem er sagen könnte:

Dies ist mein Loch und ist mir ein fein Loch,
und wers nicht glaubt, der küß mirs Loch,
so findet er doch, was ihn freuet noch.

O welch ein schweres Loch,
viel härter als ein Bloch [Holzblock]!

Verzeihe mir die Kellnerin und der Koch,
so es gar zu scharf ist gewalzen
und deßhalb weniger geschmalzen.

Also ward das Rathhaus vollführt bis auf den innern Bau, von welchem aufs Baldigte zu vernehmen sein soll.

Historia vnd Geschicht Doctor Johannis Faustj

Ein Volksbuch entstanden um 1580. Greift auf die Lebensgeschichte eines vermutlich im Mittelalter lebenden Magiers Johann Faust. Gehört zu den frühesten dichterischen Gestaltungen des Fauststoffes, die ihre Höhepunkte in der deutschsprachigen Literatur mit Goethes *Faust* und Thomas Manns *Doktor Faustus* erreichen.

HISTORIA VND GESCHICHT DOCTOR JOHANNIS FAUSTJ

VORRED AN DEN LESER

Gunstiger Lieber Freundt vnnd Brueder

Dise Dolmetsch vom Doctor Fausto / vnnd seinem Gottlosen Vorsatz / Hat mich bewegt auff deine Vielfeltige Bitt auss dem Latein jnn das Teutsch zu Transferiern / wie ich dann achte niemahls jnn Teutsche sprach kommen ist / was dann solliches bewegt hat / das es nit jnn den Teutschen Truckh oder schreiben gebracht worden / hat es ein sonnderliche Causam vnnd gelegenheit gehabt Einmahl / Damit nit Rohe vnnd Gottlose Leuth sich hierjnn spiegeln / vnnd zu ainer Laruen machen / vnnd jm das werckh nachthuen wöllen / Dann man das boese eher fast / dann das guete / dann wo der Teuffel den sollichen das Hertz sihet vnnd erhascht / darein verwickelt er sich / vnnd nimpt ain hannd fur ein Elen lanng / Da dann endlich volget / Das sich der Mensch wider das Erste vnnd Ander Gebott Gottes vergreyfft / Abdritt vnd handelt / wie der Herr Christus Math: 4. Zum Sathan selbst sagt / Es stehet geschribn Du solt Gott deinen Herren allein anbetten / jme Diennen etc.

Zum Andern / haben sich vil gesellen vnderwunden sollichs dem Fausto nach zuthon / wie dann bey den Studenten / vnnd nach bey vns jr vill seind / die mit den Coniurati-

onibus vmbgehn / seind Gauckhler / Teuffels Lockher / jäger vnnd Banner / die sollen endlich wissen Das jnen letstlich der Teuffel belohnen wirdt wie dem Fausto. Also auch meldet Caspar Goldtwurm von ainem Teuffelbanner / wellicher sich ermessen vnnd erbotten hat / alle Schlanngen auf ein Meyl wegs lang jnn ein Grueb zusammen zubringen / vnnd Dieselbigen alle ertöden / Welches Er auch zuwegen gebracht / vnnd ein Vnzelige menge der Schlangen zusammen kommen waren / zu letst Da kompt ein grosse Alte Schlang / dieselbige wehret sich jnn die Grueben zukriechen / Der Incantator stellet sich als liesse Er Sie also gehn wehren / er ließ Sie auch Frey hin vnd wider kriechen / letstlich Da er mit seinen Incantationibus forth will faren / Sie jnn Die Grueben zubeschweren / Da springt die Alt Schlang an den Incantatorem, fast jn / wie mit ainer Gurttel / fuert jn mit gewalt mit sich jnn die Grueben vnder die andern gewlichen Schlangen / vnnd bringt jne vmb.

[...]

Zum dritten haben bey vnns die Studenten so wol Magistrj mechten genennt werden / wie jch bey ettlichen gesehen hab / noch solliche Stuckh vnnd Zauberey / Die Sie nennen die Nott stuckh / Das ist die Stuckh vnnd Kunst jnn der Nott / vnnd wa es sein möcht / hilfft darjnn suchen / Diss alles ist nichts anders Somnia vnnd Lugen/ Laruen / Damit Sie sich selbs betriegen / Als Da seind Auguria weissagungen auss dem Vogelgeschray Chiromantia Weyssagungen auss den Hennden etc. Vnd wie solche gesellen genennt mögen werden / Die jetziger zeit ain sondern Ruem haben / Was seind es anderst jnn der Hayligen schrifft / dann schwartze kunst Dardaniē Artes Magia. Das ist Teuffels werckh / Teuffels Sohn / Vatter vnnd Schwager / ja solliche/ die wol wie .S. Paulus sagt Teuffels Glider sein / wie ettliche sich selbs hoch geruempt haben / es seind Verborgne stuckh / kunstlich werckh/ jtem man brauch hierjnn Gottes wort sein heylige wörter / was ist das anders dann Gott lügen straffen / wider das Erst vnnd Ander Gebott Gottes sündigen / Da sie doch teglich betten vnnd sprechen et ne nos inducas in Tentationem, Vber dz so ist jr Ruem noch mehr / Das Sie fugeben es habe solliche Teuffels werckh (diss jch nenne) oder falsch kunst nicht erst kurtzlich angefanngen / sonnder es sey jm anfang vnd Alter gewest Zoroastes sagen Sie sey der Erst kunstler gewest / Wellicher der Boctrianorum König gewest ward ein Astrologus, Sie aber sagen nicht wie jm der Teuffel gelohnet habe / Welcher vom Teuffel jnn die Lufft vber sich gefiert worden / alda die Götter vnnd gestirn hat sehen wollen / Darumb Er verbrandt worden von hymlichem Feur / Darumb jn die Poeten nachmalen Zoroastra nennten / Das ist ein Lebendig gestirn / wie sollichs auch Justinus lib. .j. Meldet / Dieweil aber Zoroastes ein Heyd ward / wirt jm der Teuffel gewislich vil Articul wie auch dem Doctor Fausto fugehalten haben / Also das er der Teuffel jn geraytzt habe / Er were wirdig das Er vnder die Götter gezelt wurde / als ein Bacchus, Pan, Ceres etc. Am Andern so wirt er jme erzelt haben / Er muesse etwas News vnnd Vnerhörts aufbringen/ das einen schein habe / Damit Sie jn fur ein Gott achten.

[...]

Zum Funfften / vnnd Letsten / Soll sich ain jeder Christ Gottes Forcht befeissen / vnd solliche sünd vnnd Misbrauch nicht jnn sich einwurtzen lassen / Da der Mensch nit allein felle / sonndern Leib vnnd Seel jnn Die Schantz schlecht / Wie dann der Teuffel nit allein den Leib suecht / sondern es ist jm nur vmb die Seel zuthuen / Soll sich Derhalben ein jeder Christen Mensch dafur hiettn / Gott vertrauen / sein vernunft nicht jns Teuffels weiß verfuern / noch sich damit befleckhen lassen / sonnder ein jeglicher soll dem Teuffel nicht statt geben / Damit Er Gottes zorn nit heuff / vnnd die Regell Christj behalte. Was hilfft es den Menschen Wann Er gleich die ganntz Welt hette / vnnd nem

schaden an seiner Seel / So hatt Gott solchs auch jnn der Hayligen Schrifft / schwer ernstlich vnnd hefftig verboten / Dess Er auch gewiß halten wirt Leuiticj cap: 19. Jr solt Euch nicht wenden zu den Warsagern / vnnd forschet nit von den zaichendeuttern Am .20.cap: Wann sich ein Seel zu den Zaichendeuttern / vnnd Warsagern wenden wirt / Das Sie jnen nachhenget / So will jch mein Andlitz wider dieselb Seel setzen / vnnd will Sie auss jrem Volckh rotten. Cyprian: primo de dupl: Martyrio etc. Magicis (inquit) artib.vtunt: tacite Christum abnegant, dum cum Dæmonib. habunt foedus.

Wer sich der Zauberey beflusst.
Christ der gewiß kein glaubn leyst/

Zu einer Warnung vnnd mich selbs zu excusieren / hab jch zu ainer Vorred / vnnd Eingang nicht können vnderlassen auch solche Memoriation jns werckh zuerrichten / vnd bin das jnn ganntzer zuuersicht Doctor Faustj werckh vnnd that zu ainer kurtzweil Dir angenehm sein werden / welches warhafftig geschehen ist / vnnd Dir noch lieber sein wirt / Dann andere vnwarhafftige Geschicht / Nim also guetter Freundt vnnd Brueder zu ainer kurtzweil fur ein Garten gesprech an / Gott sey mit dir alle zeit Amen /

DOCTOR FAUSTJ OBLIGATION

JCH Johann Faustus Doctor Bekenn mit meiner aigen hanndt offentlich vnd zu ainer bestettigung vnnd kraft diss briefs / Nachdem jch mich (wiewol zusagen die Gaben so mir von Oben herab beschert vnnd gnedig mitgetheilt worden) sollich geschickhlichkeit in meinem kopff nicht ain will genuegsam befindt / sonndern Lust habe dem weiter nach zu grunden / hab jch jnn das werckh gesetzt die Elementa zu speculieren / welches man von den Menschen nit kan bekommen / Darumb jch erfordert gegenwertigen gesandtn Gaist der sich Mephostophiles nennet/ ein Diener dess Hellschen Printzen In Orient (Dem vbergeben ist Mich solliches zuberichten vnnd zulehren)

Dagegen soll jch jm ein promission aines instruments vbergeben / Der sich Dagegen auch versprochen mir jnn allem vnderthenig vnnd gehorsam zu sein / jch mich aber gegen jm hinwider versprich / Das wann jch des so jch von jm beger genuegsam gesettiget bin / vnnd Vierundzwaintzig jar verlauffen / geendt vnnd kommen sein / er alsdann mit mir nach seiner Artte oder was weiß jm gefellig schalten / wallten / Regiern/ vnnd fiern mag / mit allem was es sey / Leyb / guet / fleisch / bluet etc. Vnnd das jnn sein Ewigkait verknipft / versigelt / Vnnd ergib diss zu einer erstattung mit meiner aigen hanndtschrift vnnd mit meinem aigen Bluet jnn gewalt vnd krafft diss briefs / Meines Synns / kopffs / gedannckhen / bluets vnnd willen /

Hierauff absag jch allen denen so da Leben / allem Hymlichen Höer / vnnd allen Menschen / vnd Das mueß sein / Dess zu becrefftigung vnnd Vrkhundt hab jch an statt eines Sigels mein aigen bluet aufgedruckht / vnnd es Damit bezeugt /

Doctor Faustus
der erfahrne der Elementen
vnd Geistlichen Doctrin

VON DER SCHÖNEN HELENA AUSS GRAECIA SO DEM DOCTOR FAUSTO
BEYWONUNG GETHON:

Doctor Faustus Damit Er nit vnderließ noch versaumbt so dem Leib angeneh vnnd wol thett / felt jm jnn wachen der Mitternacht seines .22. vnnd .23. verlauffnen jars Die Helena auss Griechenlanndt ein / Die Er am weissen Sontag jnn der Fasnacht den Studentñ erweckht hett / wie hieuornen gemelt wordñ /

Derhalben Er Morgens seinen Geyst anmanet er solt jm die Helenam darstellen / die sein Concubina sein mocht / Das auch geschahe / vnnd die Helena wardt solcher gestalt (.die hernach der Doctor Faustus abreyssen hat lassen / jnn ein gemahl.) Sie hat ein zimliche aufgerichten vnnd wol Proportionierten lanngen Schnee weissen Christallischen Leib / Ain Angesicht als ein angestrichen Dynn Rosenfärblin mit Lachenden geberden / Ein gold gelb haar / Das schier biß auf den Waden raichet / Liechte vnnd lachennde Augen mit einem Lieblichen Holdseligen Anblickh ein wenig lengliche nasen / Die zeen weiß wie Alabaster / Jnn Summa es ward kein einiger gebresten an jr/

Als Doctor Faustus solliches sahe / hat Sie jm sein hertz gefanngen/ hueb an mit jr zu Buelen vnd ward sein Schlafweib / Die Er so lieb/ Das Er schier kein Augenblickh von jr sein könnndt. Als Doctor Faustus Sie jm .22. biß jns .23. jar hett / Da blöst Sie sich auf als ob Sie Schwanger gieng / Darab Doctor Faustus hefftig erfrewet ward / vnnd gebar jm ein Sun / den Er Justum Faustum hiess / Diss kindt saget dem Doctor Fausto viel zukunfftige ding / so jnn allen Landen geschehen solten / Als aber Doctor Faustus hernach Vmb sein Leben kam/ da wust man weder Weib noch kind etc.

STIMMEN DER GELEHRTEN

Nikolaus aus Kues (Cusanus)

* 1401 Kues an der Mosel † 11. Juli 1464 Todi in Umbrien

Bürgersohn, Studium in Heidelberg, Padua (Begegnung mit dem italienischen Humanismus), Köln, Paris. Dank seinen Quellenstudien in Italien wurde die Konstantinischen Schenkung als Fälschung des 8. Jahrhunderts entlarvt. Aktiver Mitarbeiter auf dem Basler Konzil (1431-1449). Wirkte als Jurist, Theologe, Diplomat im Dienste der Kirche. Sein bekanntestes Werk ist *De docta ignorantia*, wo das „wissende Unwissen“ als eine Bemühung des menschlichen Geistes verstanden wird, wo dieser Geist nach einer Einheit strebt, in der die Gegensätze zusammenfallen. Cusanus schreibt u.a. von dem zu Gott aufstrebenden inneren Menschen und dem Abstieg Gottes zum Menschen, was sich in Christus, dem wahren Gott und wahren Menschen zugleich vollzieht. Aus diesem Werk stammt auch sein berühmt gewordener Begriff der „coincidentia oppositorum“, von der Suche nach Gott und der Jagd nach Weisheit bestimmt. Eine philosophische Vertiefung dieser theologischen Schrift stellt das Werk *De coniecturis* dar. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1448 zum Kardinal der Römischen Kirche erhoben. Erstausgabe seiner Werke: *Nicolai Cusae Cardinalis Opera*, edidit Jacobus Faber Stapulensis, Parisiis (1514).

VON DER WISSENSCHAFT DES NICHTWISSENS *DE DOCTA IGNORANTIA*

Divino munere omnibus in rebus naturale quoddam desiderium inesse conspicimus, ut sint meliori quidem modo, quo hoc cuiusque naturae patitur conditio, atque ad hunc finem operari instrumentaque habere opportuna, quibus iudicium conmatum est conveniens proposito cognoscendi, ne sit frustra appetitus et in amato pondere propriae naturae quietem attingere possit...

ERSTES BUCH, ERSTES KAPITEL: UNSER WISSEN IST NICHTWISSEN *QUOMODO SCIRE EST IGNORARE*

Als Gabe Gottes liegt in allen Dingen, wie wir sehen, ein natürliches Verlangen, auf eine bessere Weise zu existieren, wie es ihr natürlicher Zustand zuläßt. Für dieses Ziel sind besonders diejenigen Wesen thätig und mit den geeigneten Hilfsmitteln versehen, denen der Verstand angeboren ist, entsprechend dem Zwecke des Erkennens, auf daß jenes Verlangen nicht ein vergebliches sei, sondern in dem Gegenstande des Verlangens durch den Zug (pondere) der eigenen Natur seine Ruhe finde. Geht es etwa anders, so kann dies nur accidentiell sein, z. B. wenn Kränklichkeit den Gaumen oder die Meinung den Verstand in die Irre führt. Daher sagen wir, die gesunde und freie Vernunft erkenne das Wahre, das sie in einem ihr angeborenen unersättlichen Suchen, Alles durchforschend, zu erreichen strebt, wenn sie es in liebendem Umfassen ergreift, und wir zweifeln nicht, vollkommen wahr sei das, dem kein gesunder Verstand widersprechen kann. Alle Forschung ermißt aber das Ungewisse durch proportionale Vergleichung mit etwas vorausgesetztem Gewissen. Jede Forschung ist mithin eine vergleichende (*comparativa est om-*

nis inquisitio), mittelst einer Proportion. Läßt sich das Gesuchte in nahe liegender Proportion mit dem vorausgesetzten Gewissen in Verbindung bringen, so ergibt sich das (die Wahrheit) erfassende Urtheil auf leichte Weise, bedarf es aber einer vielfachen Vermittlung (*multis mediis*), dann entstehen Schwierigkeiten und Mühe. Bekannt ist dies von der Mathematik, wo die ersten Lehrsätze auf die ersten und ganz bekannten Principien leichter zurückgeführt werden, die spätern Lehrsätze aber schwieriger, weil es nur durch die Vermittlung jener möglich ist. Jedes Forschen bewegt sich also in einer leichten oder schwierigen vergleichenden Proportion nach einem Unendlichen hin, das als Unendliches, indem es sich jeder Proportion entzieht, unbekannt ist. Da die Proportion ein Zusammenstimmen in einem gewissen Einem und zugleich ein Andersein ist, so läßt sie sich ohne Zahl nicht denken. Die Zahl schließt somit alles Proportionale in sich. Nicht also bloß in der Quantität ist die Zahl, sondern in Allem, was wie immer substantiell oder accidentiell zusammenstimmen und differiren kann. Deßhalb hat wohl Pythagoras gelehrt, Alles werde durch die Kraft der Zahlen geordnet und erkannt. Indessen eine präcise Combination im Körperlichen und eine congruente Anreihung des Unbekannten an das Bekannte geht über den menschlichen Verstand, weshalb Sokrates meinte, er wisse nichts, außer daß er nichts wisse. Der weise Salomo sagte, alle Dinge seien schwierig und nicht durch Worte zu erklären. Und ein anderer Mann voll des göttlichen Geistes sagt, verborgen sei die Weisheit und die Stätte der Erkenntniß vor den Augen aller Lebenden. Wenn dem so ist, wie auch der tiefdringende Aristoteles in seiner »ersten Philosophie« sagt, daß selbst in den von Natur ganz unbekannten Dingen uns dieselben Schwierigkeiten begegnen, wie der Eule, wenn sie die Sonne sehen will, so geht offenbar, da der Erkenntnißtrieb nicht umsonst in uns ist, unser Verlangen dahin, zu wissen, daß wir nichts wissen. Bringen wir dieses Verlangen zur Vollendung, so erlangen wir die Wissenschaft des Nichtwissens (*doctam ignorantiam*). Auch der Wißbegierigste kann es in seiner Bildung zu keiner höhern Vollkommenheit bringen, als wenn er über die Unwissenheit, die dem Menschen eigen ist, recht unterrichtet erfunden wird (*in ipsa ignorantia doctissimum reperiri*). Zu dem Ende habe ich mir die Mühe genommen, über eben diese Wissenschaft des Nichtwissens Einiges zu schreiben.

ERSTES BUCH, DRITTES KAPITEL:
DIE PRÄCISE WAHRHEIT IST UNERFASSBAR
QUOD PRAECISA VERITAS SIT INCOMPREHENSIBILIS

Da es an und für sich klar ist, daß das Unendliche und Endliche in keiner Proportion zu einander stehen, so ist auch das ganz klar, daß man da, wo sich Ausschreitungen (*excedens et excessum*) finden, auf ein einfach Größtes nicht kommt, weil die Ausschreitungen endlich sind, das Größte aber als solches nothwendig unendlich ist. Nimmt man also irgend einen Gegenstand, der nicht das schlechthin Größte selbst ist, so läßt sich immer ein größerer auffinden. Und da die Gleichheit eine stufenmäßige ist, so daß etwas dem Einem gleicher ist, als dem Andern, nach der generischen, specifischen, räumlichen, zeitlichen etc. Uebereinstimmung und Verschiedenheit, so erhellt, daß nicht Zwei oder Mehrere so ähnlich und gleich sich finden lassen, daß sie nicht unendlich ähnlicher sein könnten. Zwischen dem Maaß und dem Gemessenen wird bei der größten Gleichheit immer noch eine Differenz übrig bleiben. Der endliche Verstand kann mithin die Wahrheit der Dinge durch Aufsuchung der Aehnlichkeit (*per similitudinem*) nicht präcis er-

kennen. Denn die Wahrheit ist ein nicht Mehr und nicht Weniger, ein gewisses Untheilbare, was von Allem, das nicht die Wahrheit selbst ist, nicht präcis gemessen werden kann, so wenig, was nicht Kreis ist, den Kreis, dessen Sein in einem gewissen Untheilbaren besteht, messen kann. Unser Verstand, der nicht die Wahrheit ist, erfaßt daher die Wahrheit nie so präcis, daß nicht ein unendlich präciseres Erfassen möglich wäre, er verhält sich zur Wahrheit wie das Polygon zum Kreise. Mögen auch der Winkel noch so viele gemacht werden, so wird doch das Polygon nie dem Kreise gleich, bis es sich in die Identität mit demselben auflöst. Wir wissen somit von der Wahrheit nichts Anderes, als daß sie in präciser Weise unerfaßbar ist. Sie ist die absoluteste Nothwendigkeit, die nicht mehr und nicht weniger ist, als sie ist, unser Verstand ist die Möglichkeit. Das Was (quidditas) der Dinge, das die Wahrheit des Seienden ist, bleibt in seiner Reinheit unerreichbar. Alle Philosophen haben es gesucht, aber Keiner, wie es an sich ist, gefunden. Je gründlicher aber unsere Ueberzeugung von diesem Nichtwissen ist, desto mehr werden wir uns der Wahrheit selbst nähern.

ZWEITES BUCH, DREIZEHNTES KAPITEL:
VON DER WUNDERBAREN GÖTTLICHEN KUNST IN ERSCHAFFUNG
DER WELT UND DER ELEMENTE
DE ADMIRABILI ARTE DIVINA IN MUNDI ET ELEMENTORUM CREATIONE

Da es die einstimmige Ansicht der Philosophen ist, daß wir durch die sichtbare Welt, die Größe, Schönheit und Ordnung der Dinge zur Bewunderung der göttlichen Kunst und Herrlichkeit hingerissen werden, und nachdem wir einige Kunstwerke der göttlichen Weisheit bei Erschaffung des Universums besprochen haben, so wollen wir zur Erhöhung dieser Bewunderung noch Einiges über die Lage und Ordnung der Elemente beifügen.

Gott hat sich bei der Erschaffung der Welt der Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie bedient, Künste, die auch wir jetzt anwenden, wenn wir die Verhältnisse der Dinge, der Elemente und Bewegungen erforschen. Durch die Arithmetik hat er die Dinge in ein Ganzes gebracht (coadunativ), durch die Geometrie hat er sie geformt (figurativ), daß sie Festigkeit, Verstand und Beweglichkeit, je nach ihrer Beschaffenheit, erlangten. Durch die Musik hat er sie in solche Verhältnisse gebracht, daß nicht mehr Erde in der Erde ist, als Wasser im Wasser, Luft in der Luft, Feuer im Feuer, und daß kein Element sich ganz in das andere auflösen läßt, woher es kommt, daß der Weltbau nicht untergehen kann. Wiewohl ein Theil des Einen sich in ein Anderes auflösen läßt, so kann doch nie die ganze Luft, die mit Wasser vermischt ist, in Wasser verwandelt werden, weil die umgebende Luft dies verhindert. Gott hat es daher bewirkt, daß nur Theile der Elemente wechselseitig aufgelöst werden; geschieht dies langsam, so wird aus dem Zusammenwirken der Elemente etwas hervorgebracht, das so lange dauert, so lange jenes Zusammenwirken stattfindet. Mit ihr löst sich auch das durch sie Entstandene wieder auf. In wunderbarer Ordnung sind daher die Elemente durch Gott geschaffen, der Alles in Zahl, Maaß und Gewicht erschaffen hat. Die Zahl bezieht sich auf die Arithmetik, das Gewicht auf die Musik, das Maaß auf die Geometrie. Die Schwere wird durch Einwirkung des Leichten (levitate constringente) gehalten; die schwere Erde ist durch das Feuer wie in der Mitte schwebende. Das Leichte dringt auf das Schwere ein, wie das Feuer auf die Erde. Indem die ewige Weisheit dieses so ordnete, verfuhr sie nach einer nicht zu entziffernden Proportion. Sie wußte voraus, wie viel jedes Element das andere überwiegen

müsse, indem sie die Elemente so abwog, daß das Feuer um so viel leichter wäre, als die Luft, als diese leichter ist als das Wasser, und dieses leichter als die Erde, so daß Gewicht mit Volumen übereinstimmte und das Einschließende einen größern Raum einnahm als das Eingeschlossene. Er verband sodann die Elemente so mit einander, daß eines nothwendig im andern ist. Die Erde ist, wie Plato sagt, gleichsam ein lebendes Wesen, die Steine sind die Knochen, die Bäche die Adern, die Bäume die Haare, die Thiere, die zwischen diesen Haaren der Erden sich nähern, sind wie die Maden in den Haaren der Thiere. Zum Feuer verhält sich die Erde, wie die Welt zu Gott, mit welchem das Feuer in seiner Beziehung zur Erde viele Aehnlichkeit hat. Seine Entfaltung ist grenzenlos, es wirkt, durchdringt, erhellt, fördert und gestaltet Alles auf der Erde, und zwar mittelst der Luft und des Wassers, so daß Alles, was auf der Erde entsteht, nur eine immer wieder anders modificirte Wirksamkeit des Feuers ist, wie denn auch die Gestalten der Dinge (im Aeüßerlichen) durch den verschiedenen Wiederschein des Feuers entstehen. Indeß ist das Feuer mit den Dingen vermengt, ohne welche Vermengung weder es selbst, noch die Dinge auf Erden sein können. Gott aber ist absolut. Er wird daher von den Alten ein verzehrendes, absolutes Feuer, eine absolute Klarheit genannt, da er ein Licht ist, in dem keine Finsterniß. An seinem feurigen klaren Wesen sucht Alles, was da ist, Theil zu nehmen, wie wir an allen Gestirnen sehen, wo sich diese Klarheit materiell beschränkt findet. Diese unterscheidende und Alles durchdringende Klarheit ist immateriell concret in den lebenden und geistigen Wesen. Wer bewundert nicht den Künstler, der einer ähnlichen Kunst (Astronomie) auch in den Himmelskörpern, Sternen und Sternregionen sich bedient hat, so daß ohne Präcision bei der größten Verschiedenheit die schönste Harmonie besteht! Die Größe, Lage und Bewegung der Sterne hat er festgestellt, die Entfernungen der Sterne so geordnet, daß, wenn nicht jede Region so wäre, wie sie ist, sie weder selbst bestehen, noch in dieser bestimmten Lage und Ordnung, noch das Universum überhaupt bestehen könnte. Er gibt jedem Sterne ein anderes Licht, Einfluß, Gestalt, Farbe und Wärme. Das Verhältniß der Theile zu einander hat er so geordnet, daß in jedem die Bewegung der Theile eine Beziehung auf das Ganze hat: von Oben nach der Mitte beim Schweren, von der Mitte nach Oben beim Leichten, und um die Mitte, wie bei der kreisförmigen (orbicularem) Bewegung der Sterne.

Bei dieser so bewundernswürdigen, verschiedenartigen Ordnung der Welt sehen wir durch unser System, daß wir von allen Werken Gottes keine rationelle Einsicht erlangen, sondern nur staunen können, weil Gott groß und seiner Größe keine Grenze ist. Als die absolute Größe ist er von allen seinen Werken wie Urheber und Verständniß, so auch das Ziel. In ihm ist Alles, außer ihm nichts, er ist Anfang, Mitte und Ende von Allem, Centrum und Umkreis des Universums, und in Allem wird nur er gesucht, weil ohne ihn Alles nichts ist, mit ihm haben wir Alles, in ihm wissen wir Alles; denn er ist die Wahrheit von Allem, und will, daß der wunderbare Weltbau uns zur Bewunderung hinreißt. Er verbirgt jedoch denselben vor uns um so mehr, je mehr wir ihn bewundern, weil er es ist, den wir mit ganzem Herzen und allem Eifer suchen sollen. Und da er das unzugängliche Licht bewohnt, das in Allem gesucht wird, so kann er allein den Anklopfenden die Thüre öffnen und den Bittenden geben. Kein Wesen von allen erschaffenen hat die Macht, sich dem Anklopfenden aufzuthun und zu zeigen, was es sei, da alle ohne ihn, der in allen ist, nichts sind. Wer aber nach Anleitung des Systems des Nichtwissens sie fragt, was und wie und wozu sie seien, dem antworten sie: aus uns sind wir nichts, und aus uns können wir auch die nichts anderes, als nichts antworten, da wir von uns selbst keine Erkenntniß haben, sondern allein der, durch dessen Denken wir das sind, was er in uns will, befiehlt und weiß.

Wir alle sind stumm, er, der uns erschaffen hat, redet in uns allen, er allein weiß, was, wie und wozu wir sind. Willst du etwas über uns erkennen, so frage unsern Grund, unsere Ursache, nicht uns; dort findest du Alles, wenn du diesen Einen suchst, ja auch dich selbst kannst du nur in ihm finden. Strebe daher, sagt unsere gelehrte Unwissenheit, daß du dich in ihm findest, und da Alles in ihm er selbst ist, so kann dir nichts fehlen. Unsere Sache ist es nicht, uns dem Unzugänglichen zu nahen, sondern Dessen, der uns ein ihm zugewandtes Antlitz gegeben hat, damit wir ihn mit allem Eifer suchen. Thun wir dies, so wird er in seiner großen Güte uns nicht verlassen, er zeigt sich selbst uns, und wenn seine Herrlichkeit erscheint, wird er ewig uns sättigen. Er sei gepriesen in Ewigkeit! Amen.

DRITTES BUCH, ELFTES KAPITEL:
DAS MYSTERIUM (DIE NATUR) DES GLAUBENS
MYSTERIA FIDEI

Unsere Vorfahren sagen alle einstimmig, der Glaube sei der Anfang des Wissens (*fidem initium esse intellectus*). In jedem Gebiet des Wissens (*in omni facultate*) werden einige Sätze als erste Principien (Axiome) vorausgesetzt, die man nur durch den Glauben erfaßt, und aus welchen sodann die Erkenntniß des zu erforschenden Gegenstandes entwickelt wird (*ex quibus intelligentia tractandorum elicitur*). Wer zu einer Wissenschaft aufsteigen will, muß an die Dinge glauben, ohne die er nicht aufsteigen kann. Darum sagt Jesaias: wenn ihr nicht glaubet, werdet ihr nicht einsehen. Der Glauben faßt daher alles Erkennbare in sich, die Erkenntniß ist die Entfaltung des Glaubens (*fides est in se complicans omne intelligibile, intellectus autem est fidei explicatio*). Das Wissen erhält daher durch den Glauben seine Richtung (*dirigitur*), der Glaube durch das Wissen seine Entwicklung (*extenditur*). Wo daher kein gesunder Glaube ist, da gibt es auch kein wahres Wissen. Es ist bekannt, zu welchen Schlüssen falsche Principien und ein unsicheres Fundament führen.

Es gibt keinen vollkommeneren Glauben, als die Wahrheit selbst – Jesus. Wer sieht es nicht ein, daß der rechte (*recta*) Glauben die herrlichste Gottesgabe ist? Der Apostel Johannes sagt, der Glaube an die Menschwerdung des Wortes Gottes führe uns die Wahrheit, so daß wir Kinder Gottes werden. Dies zeigt er im Eingange (seines Evangeliums) mit wenigen Worten und zählt dann viele Thaten Christi auf, im Einklange mit dieser Glaubenswahrheit, damit die Vernunft im Glauben erleuchtet werde, deßhalb sagt er am Schlusse: »Dies ist geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus der Sohn Gottes ist.« Der süße Glaube an Christus, an dem die Gestalt des Herzens festhält, kann nun nach unserer Wissenschaft des Nichtwissens in stufenmäßigem Aufsteigen und entfaltet werden. Denn die größten und tiefsten Geheimnisse Gottes, die den Weltkindern, wie verständig sie auch sonst sein mögen, verborgen bleiben, werden dem kindlichen und demüthigen Gemüthe im Glauben an Jesus offenbart, weil in Jesus alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind. Ohne ihn kann Niemand etwas ausführen, denn er ist das Wort und die Allmacht, durch welche Gott die Welt erschaffen hat; er, der allein Höchste, hat Gewalt über Alles im Himmel und auf Erden. Da er in dieser Welt nicht erkennbar ist, und Verstand, Meinung und Unterricht uns durch Symbole vom Bekannten zum Unbekannten führen, so wird er nur da erfaßt, wo das Ueberreden (*persuasiones*) aufhört und der Glaube beginnt, durch den wir in der Einfalt des Herzens dergestalt entzückt werden, daß wir ihn (*ipsum*) über Verstand und Einsicht im dritten Himmel der einfachsten Vernünftigkeit im Körper unkörperlich (weil im Geiste), in der Welt über-

weltlich, himmlisch in einer alle Begriffe übersteigenden Weise betrachten, wo wir auch das einsehen, daß er wegen seiner unendlichen Erhabenheit nicht begriffen werden kann. Das ist die gelehrte Unwissenheit, durch welche der heilige Paulus sich zu der Einsicht erhob, daß er Christus, von dem er eine Zeitlang nur ein Wissen hatte, dann nicht kenne (*ignorare*), wenn er sich höher hinauf zu ihm erhob. Wir Christgläubigen werden daher durch das gelehrte Nichtwissen zu dem Berge, der Christus ist, hinaufgeführt, den wir in unserm natürlichen Leiben und Leben (*cum natura animalitatis nostrae*) nicht berühren können. Wollen wir aber mit dem Auge der Vernunft ihn betrachten, so stoßen wir auf Finsterniß und wissen, innerhalb dieser Finsterniß sei der Berg, wo allein Alle, deren Stärke die Vernunft ist, wohnen dürfen. Besteigen wir diesen Berg mit festem Glauben, so werden wir den Augen der sinnlichen Weltkinder entrückt; wir hören innerlich (*auditu interiori*) die Stimmen, die Donner und schrecklichen Zeichen von Gottes Majestät und vernehmen unschwer den Herrn selbst, dem Alles gehorcht, indem wir stufenweise zu einigen unzerstörlichen Spuren seiner Fußtritte, wie zu göttlichen Kennzeichen gelangen, und so nicht die Stimme sterblicher Geschöpfe, sondern die Stimme Gottes selbst in seinen heiligen Organen, in Propheten und andern Heiligen vernehmen, und so ihn noch deutlicher durch eine Menge von Verstandesgründen erkennen. Allein auch von hier steigen die Gläubigen in glühendem Verlangen immer höher auf, und werden über alles Sinnliche hinweg zur einfachen, vernünftigen Anschauung erhoben, ein Fortschritt, wie aus dem Schläfe zum Wachen, vom Hören zum Sehen, wo sie sehen, was nicht geoffenbart werden kann, weil kein Gehör es zu fassen, keine Stimme es zu lehren vermag. Müßte das hier Geoffenbarte ausgesprochen werden, dann würde Unaussprechliches ausgesprochen und Unerhörtes gehört, wie das Unsichtbare dort gesehen wird. Jesus, der gepriesen sei in Ewigkeit, das Ziel der Vernunft als die Wahrheit, das Ziel der Sinne als das Leben, das Ziel alles Seins als das Sein, die Vollkommenheit jedes Geschöpfes als der Gottmensch, wird dort als das Höchste aller Worte in uns unbegreiflicher Weise gehört. Er ist nämlich Ausgang und Ziel jedes Wortes: was in einem Worte Wahres ist, kommt von ihm. Jedes Wort hat den Zweck der Belehrung. Er ist also dieser letzte Zweck, weil er die Weisheit selbst ist. Die Ursache jedes vergänglich verhallenden Wortes ist das unvergängliche Wort – die Vernunft. Christus ist die Fleisch gewordene höchste Vernunft, weil »das Wort Fleisch geworden ist«. Jesus demnach das Ziel von Allem. [...]

ZWÖLFTES KAPITEL: VON DER KIRCHE *DE ECCLESIA*

Obwohl das Verhältniß über die Kirche Christi schon aus dem Bisherigen gewonnen werden kann, so will ich doch, damit dem Werke nichts fehle, noch ein kurzes Wort beifügen.

Da der Glaube in den verschiedenen Menschen graduell verschieden ist, so gelangt kein Mensch zum Glauben in der höchsten Potenz, so wenig als zur größten Liebe. Wäre in einem Erdenpilger der höchste Glaube, der keine Steigerung zuläßt, so müßte er zugleich der lebendige Inbegriff des Glaubens (*comprehensor fidei*) sein. So kann auch die schlechthin größte Liebe in keinem Liebenden sein, er sei denn zugleich der Geliebte. Daher findet sich der schlechthin größte Glaube und die größte Liebe in Keinem, als in Jesus Christus, welcher Erdenpilger (*viator*) und Inbegriff des Glaubens, liebender Mensch und geliebter Gott zugleich war. Nun ist aber in dem Größten Alles eingeschlos-

sen, weil es Alles umfaßt. Der Glaube Jesu Christi schließt daher allen wahren Glauben, die Liebe Christi alle wahre Liebe in sich, wobei jedoch immer verschiedene Gradunterschiede bleiben. Da diese alle unter dem Größten und über dem Kleinsten sind, so kann Niemand, wenn er auch in Wirklichkeit, so viel an ihm liegt, den größten Glauben hat, zum schlechthin größten Glauben Christi gelangen, durch den er Christus als Gott und Menschen vollständig erfaßte, sowie auch Niemand Christus so sehr lieben kann, daß diese Liebe keine Steigerung zuließe, weil Christus die Liebe (*amor et caritas*) und deßhalb ins Unendliche liebenswürdig ist. Niemand kann in diesem oder dem zukünftigen Leben Christus so lieben, daß er selbst Christus der Gottmensch würde; denn Alle, die entweder in diesem Leben durch Glauben und Liebe, oder im andern durch unmittelbares Erlassen und Genießen mit Christus vereinigt sind, sind es nicht in der Art, daß sie nicht noch inniger vereinigt sein könnten, unbeschadet der graduellen Verschiedenheit, so daß ohne diese Vereinigung Niemand aus und durch sich besteht, sowie durch dieselbe Niemand seine graduelle Verschiedenheit verliert.

Diese Vereinigung nun ist die Kirche oder die Gemeinschaft vieler in Einem, gleichwie viele Glieder an Einem Körper sind, jedes mit einem besonderen Range (*gradus*), wo Ein Glied nicht ein anderes und jedes Glied durch den Körper mit dem andern vereinigt ist, und keines ohne den Körper Leben und Bestand hat, wiewohl am Körper Ein Glied nicht alle Glieder in sich faßt, außer mittelst des Körpers. Die Wahrheit unseres Glaubens kann daher während unserer irdischen Pilgerschaft nur im Geiste Christi bestehen, unbeschadet der Stufenordnung der Gläubigen, so daß sich eine Verschiedenheit bei voller Uebereinstimmung in dem Einen Jesus gestaltet. Und scheiden wir durch die Auferstehung aus der streitenden Kirche, so können wir wieder nur durch Christus auferstehen, so daß auch die triumphirende Kirche (in ihm) eine Einheit ist, in der Jeder seinen eigenthümlichen Rang behauptet. Dann wird die Wahrheit unseres Fleisches nicht mehr in sich, sondern in der Wahrheit des Fleisches Christi, die Wahrheit unseres Leibes nur in der Wahrheit des Leibes Christi, die Wahrheit unseres Geistes in der Wahrheit des Geistes Jesu Christi bestehen, wie die Rebzweige in dem Weinstocke. Es wird die Eine Menschheit Christi in allen Menschen, der Eine Geist Christi in allen Geistern sein, so daß Jegliches in ihm und gleichsam Ein Christus aus Allem ist. Wer daher Einen aus Allem, die Christus angehören, in diesem Leben aufnimmt, nimmt Christus auf, und was Einem der Geringsten gethan wird, wird Christus gethan, wer die Hand Plato's verletzt, Plato selbst verletzt, und wer dort im wahren Vaterlande über den Geringsten sich freut, freut sich über Christus. In Allem sieht er Jesus und durch diesen – Gott. So wird unser Gott durch seinen Sohn Alles in Allem, Jeder im Sohne und durch diesen mit Gott und Allen sein; es herrscht volle Freude ohne Mißgunst und Mangel.

Da Glaube und Liebe, so lange wir hienieden pilgern, einer beständigen Steigerung fähig sind, so müssen wir uns Mühe geben, daß die Möglichkeit durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi zu Wirklichkeit gelange, auf daß wir von Tugend zu Tugend, von einer Stufe zur andern weiter schreiten durch den, der der Glaube und die Liebe selbst ist, ohne den wir aus uns als solchen nichts vermögen, da wir Alles nur in ihm vermögen. Er allein kann uns geben, was uns fehlt, daß wir am Tage der Auferstehung als gesunde und werthvolle Glieder an ihm erfunden werden. Diese Gnade des Wachstums in Glaube und Liebe können wir sonder Zweifel durch anhaltendes Gebet erlangen, indem wir vertrauensvoll dem Throne dessen uns nahen, der voll Güte ist und kein heiliges Verlangen unbefriedigt läßt.

[...]

Gepriesen sei Gott, der uns eine Vernunft gegeben hat, die in dieser Zeit nicht gesättigt wird, deren unbegrenztes Sehnen sich selbst als erhaben über die vergängliche Zeit, als unvergänglich erfaßt und erkennt, daß sie ihre volle geistige Befriedigung nur in dem Genuße des höchsten, vollkommensten, nie abnehmenden Gutes finde, wo der Genuß nie in Vergangenheit übergeht, weil das Begehren durch den Genuß nicht abnimmt. Wenn ein Hungriger an der Tafel eines mächtigen Königs sich niederließe und ihm die gewünschte Speise vorgesetzt würde, so daß er nach einer andern nicht begehrte, und wenn es die Natur dieser Speise wäre, daß sie durch Sättigen den Appetit steigert, so ist klar, daß, wenn diese Speise nie ausginge, der Gast beständig gesättigt wäre und zugleich beständig nach derselben Speise ein Verlangen hätte, und immer fähig wäre, die Speise zu sich zu nehmen, deren Natur es mit sich bringt, den damit Gespeisten zu beständigem Verlangen nach dieser Speise hinzutreiben. Die vernünftige Natur nun hat die Fähigkeit, indem sie das Leben in sich aufnimmt, in dasselbe verwandelt zu werden, wie die Luft durch Aufnahme des Sonnenstrahls in Licht verwandelt wird. Daher erfaßt die Vernunft, da ihre Natur eine Umwandlung zu dem vernünftigen Erkennbaren zuläßt, nur das Universelle, Unzerstörliche und Bleibende. Die unzerstörliche Wahrheit ist ihr Object; in der Ewigkeit erfaßt sie dieselbe in seligem Frieden in Jesus Christus.

Das ist die triumphierende Kirche, in der unser Gott ist, der gepriesen sei in Ewigkeit, und wo in höchster Einigung Jesus Christus als wahrer Mensch mit Gott dem Sohne so innig vereinigt ist, daß die Menschheit nur in der Gottheit ihren Bestand hat. Sodann ist jede vernünftige Natur mit Christus dem Herrn, unbeschadet der Persönlichkeit des Einzelnen, wenn sie in diesem Leben durch Glaube, Hoffnung und Liebe ihm zugewandt war, so fest vereinigt, daß sowohl Engel als Menschen nur in ihm bestehen, durch ihn in Gott, so daß jeder der Seligen mit Bewahrung seiner Besonderheit in Christo Jesu – Christus, und durch diesen in Gott – Gott ist, Gott aber, ohne aufzuhören, das absolut Größte zu sein, in Christo Jesu Jesus selbst ist und in ihm Alles in Allem.

[...]

Die Einheit der Kirche ist die größte kirchliche Einheit. Als diese größte coincidirt sie nach Oben mit der hypostatischen Einigung der Naturen in Christus, und da diese die größte ist, mit der absoluten Einigung – Gott. So ist die kirchliche Einheit durch Jesus in die göttliche Einigung, von der sie den Anfang hat, aufgenommen (resolvitur). Dies erhellt noch deutlicher, wenn wir uns an das oben öfters Wiederholte erinnern, daß nämlich die absolute Einigung – der heilige Geist ist. Die größte hypostatische Einigung coincidirt mit der absoluten Einigung; daher ist nothwendig die Einigung der Naturen in Christus durch die absolute, welche der heilige Gott ist, und in ihr. Die kirchliche Einheit coincidirt, wie oben gezeigt, mit der hypostatischen, weßhalb im Geiste Jesu die Einigung der triumphierenden Kirche, die durch den hl. Geist besteht, enthalten ist. Daher sagt die Wahrheit selbst bei Johannes: »Die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, damit sie Eines sind, wie wir Eines sind, ich in ihnen, du in mir, auf daß sie vollkommen Eines seien,« auf daß die Kirche in ewiger Ruhe sei, so vollkommen, daß sie nicht vollkommener sein könnte, in so unaussprechlicher Umgestaltung zum Lichte der Glorie, daß in Allem nur Gott hervortritt. Nach dieser Glorie trachten wir in größtem Eifer mit Siegesgewißheit und bitten Gott den Vater inständig, er möge durch seinen Sohn, unsern Herrn, Jesus Christus, und in ihm durch den hl. Geist in seiner unendlichen Güte uns in diese Glorie aufnehmen, um dieselbe ewig zu genießen. Er sei gepriesen in Ewigkeit. Amen.

Empfange hier, verehrter Vater! **was** ich längst in verschiedenen Systemen (variis doctrinarum viis) zu erreichen suchte, allein nicht eher zu Stande brachte, als bis ich auf der Rückkehr von Griechenland (ich glaube durch die Gnade von Oben, vom Vater des Lichtes, von dem jede gute Gabe kömmt) darauf kam, das Unbegreifliche als unbegreiflich aufzufassen, in der Wissenschaft des Nichtwissens, durch Hinausgehen über die menschlichen Begriffe von der unzerstörlichen Wahrheit. Diese Aufgabe habe ich nun in Dem, der die Wahrheit ist, in den vorliegenden Büchern gelöst, die, auf gleichem Principe ruhend, eine Verengung und Erweiterung zulassen. Das ganze Streben unsers Geistes muß allen Ernstes dahin gerichtet sein, sich zu jener Einfachheit, in der die Gegensätze coincidiren, zu erheben.. Dies ist das Ziel des ersten Buches. Das zweite leitet daraus einige Sätze über das Universum ab, die sich über den gewöhnlichen Standpunkt der Philosophen erheben und Vielen als etwas Seltenes erscheinen werden. Und nun habe ich schließlich auch das dritte Buch über Jesus, der gepriesen sei, vollendet, immer auf gleichem Fundamente weiter bauend, und im Wachstum des Glaubens ist auch Jesus mir für Geist und Herz immer größer geworden. Denn Niemand, der den Glauben an Christus hat, wird in Abrede stellen, daß nicht durch dieses System seine Sehnsucht immer höher gesteigert wird, so daß er nach vielem immer höher sich erhebenden Nachdenken zuletzt den süßen Jesus als den allein Liebenswürdigen erkennt und freudig Alles verläßt, um ihn als das wahre Leben und die ewige Freude zu umfassen. Wer so in die Erkenntniß Jesu eindringt, dem gelingt Alles (omnia cedunt); keine Schrift, ja die ganze Welt kann ihm Schwierigkeit bereiten, weil er in Jesus umgewandelt wird durch den Geist Christi, der in ihm wohnt und das Ziel des vernünftigen Verlangens ist. Bitte, frommer Vater! um diesen Geist inständig und beständig für mich armen Sünder, auf daß wir vereint ihn ewig zu besitzen gewürdigt werden!

Konrad Celtis

* 1. Februar 1459 Wipfeld bei Schweinfurt + 4. Februar 1508 Wien

Eigentlich Bickel oder Pickel, Humanist und Dichter, Sohn eines fränkischen Winzers. Studium in Köln, Wanderjahre, 1487 von Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt. 1489-1491 studierte er Mathematik und Astronomie an der Universität Krakau, wo er nach dem italienischen Vorbild die erste wissenschaftliche Gesellschaft „Sodalitas Vistulana“ gründete. Wirkte als Professor in Ingolstadt und Wien, lehrte die Fächer Poesie, Philosophie, Mathematik, Erdkunde und Geschichte. Werke: *Ars versificandi et carminum* (1486), *Oratio in gymnasio in Ingolstadio publice recitata* (1492, hrsg. 1932), *Quatuor libri Amorum secundum quattuor latera Germaniae* (1502, hrsg. 1934).

ÖFFENTLICHE REDE AN DER UNIVERSITÄT INGOLSTADT ORATIO IN GYMNASIO IN INGOLSTADIO PUBLICE RECITATA ANNO 1492

Non magno duxissem, patres ornatissimi et adolescentes egregii, me hominem Germanum et gentilem vestrum posse Latine ad vos dicere, si prisca illa Germaniae nostrae ingenia florerent aetasque illa redisset, qua legati nostri Graeco sermone quam Latino dicere maluisse memorantur...

1. Ich hätte es nicht für etwas Bedeutendes gehalten, hochangesehene Herrn und vorzügliche Jünglinge, als Deutscher und euer Landsmann zu euch Lateinisch reden zu können, wenn die alten Fähigkeiten unseres deutschen Landes noch in Blüte stünden und jene Zeit zurückgekehrt wäre, in der nach der Überlieferung unsere Gesandten sogar lieber in griechischer als in lateinischer Sprache sprechen wollten. Aber weil durch die Ungunst der Jahrhunderte und den Wandel der Zeiten nicht bloß bei uns, sondern auch bei der Stammutter und Urahnin der Künste und Wissenschaften, Italien nämlich, jeder einst vorhandene Glanz der Bildung ausgelöscht wurde und zugrunde ging und durch barbarische Erschütterungen alle edlen geistigen und kulturellen Betätigungen weichen mußten und vernichtet wurden, traue ich mir nicht ohne weiteres zu, bei der Trägheit meines Geistes und der Schwäche meiner Kräfte auf hinreichende Weise Lateinisch vor euch sprechen zu können. Dabei bin ich mir durchaus bewußt, daß auch mir das nicht abging, was sehr viele von euch schon an sich erfahren haben, jetzt aber vermissen, nämlich angestrengte Tätigkeit und tüchtige Unterweisung. Damit man mir aber nicht den Vorwurf machen kann, ich sei völlig stumm an diesen Ort gekommen, der durch eure Anwesenheit höchste Auszeichnung erfährt, wollte ich lieber durch mein Stammeln Anstoß erregen als eure Liebe zu mir und zur Gelehrtenrepublik mit Stillschweigen übergehen, in der begründeten Hoffnung, daß mir von euch verziehen werde, wenn ihr bedenkt, daß ein armseliger Mensch, der mitten im Barbarenland und sozusagen im Weindunst geboren wurde, weniger nüchtern reden kann, als eure trefflich geschulten Ohren und diese Stellung es erfordern, die mir auf Staatskosten für Rede und Dichtkunst von unserem erlauchtesten Fürsten Georg und von euch hochberühmten Männern, die ihr in alle seine Pläne eingeweiht seid, angewiesen wurde. [...]

4. Ich glaube, es ist jetzt genug und mehr als genug, deutsche Männer und ruhmvollste Jünglinge, wenn ich heute euren Herzen durch meine Rede, mag sie sein wie sie will, einen Ansporn zu Ruhm und Tüchtigkeit eingebe und einbleue und sozusagen einbrenne, damit ihr vor allem die Unsterblichkeit vor Augen habt. Da ihr diese jedoch allein aus der Quelle der Philosophie und durch das Studium der Beredsamkeit gewinnen könnt, kann ich wohl nicht leicht sagen, mit wieviel Mühen und in wieviel durchwachten Nächten man bei diesen beiden Gebieten verweilen oder auch sich abrackern muß, nämlich bei den Schriften der alten Philosophen, Dichter und Redner, da es diese allein sind, die uns die Art und Weise eines guten und glücklichen Lebens aufgeschrieben und die Geschichte des Menschengeschlechts und den Lauf aller Dinge, nämlich die Mutter Natur, gleichsam als Vorbild und als einen Spiegel für das Leben zur Nachahmung vor Augen gestellt haben. Von ihnen werdet ihr lernen, gute Taten zu loben und schlechte zu verdammen, von ihnen (werdet ihr lernen) zu trösten, zu mahnen, anzutreiben, fernzuhalten und ihr werdet euch bemühen, was der Gipfel menschlichen Glücks ist, den Urheber aller Dinge und die Natur selbst zu betrachten. Wenn das alles auch andere leisten können, so liegt doch unwillkürlich das Mitleid wie auch jede andere Erregung und Besänftigung des Menschen in der Hand des Redners und des Dichters. Vollends jene schmückenden Wörter und Sinnsprüche, die wie Sterne die Rede erstrahlen lassen, sind die Werkzeuge, die gerade Rednern und Dichtern zu eigen sind. Die müßt ihr von jenen entleihen und, je nachdem wie es die Sache fordert, in euren Sprachgebrauch und eure täglichen Reden übernehmen. Denn was nützt es, bei den unsterblichen Göttern, viel zu wissen, Schönes und Erhabenes zu verstehen, wenn es einem versagt ist, darüber mit Würde, Eleganz und Nachdruck zu sprechen, und wenn wir, was allein die Krone menschlichen Glückes ist, unsere Gedanken der Nachwelt nicht weitergeben können? So ist es, bei meiner Treu:

Nichts erweist einen Mann als gelehrt und gebildet außer Feder und Zunge; beide aber lenkt die Beredsamkeit.

5. Aber an euch richte ich jetzt meine Rede, edle Männer und wohlgeborene Jünglinge, auf die durch die Leistung der Vorväter und die berühmte unbesiegbare deutsche Kraft die Herrschaft Italiens übergegangen ist, und die ihr diese Universität vor allen anderen Studienorten unseres deutschen Landes besucht, sie bereichert und ihr zu großem Schmuck und Zierde gereicht. Ich ermahne euch, wendet euch zuerst den Studien zu, die euch zivilisierter und gebildeter machen und von der Lebensart des Pöbels abbringen können. Wenn ihr euch aber höheren Studien widmet, dann haltet euch den wahren Adel des Geistes vor Augen und seid überzeugt, daß ihr unserem Reich nicht Auszeichnung, sondern Schande zufügt, wenn ihr mir Pferde und Hunde aufzieht und nur kirchlichen Pfründen, nicht aber wissenschaftlichen Studien nachjagt. Seid darauf bedacht, euren Ämtern Glanz zu verschaffen, den ihr durch Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit und Bildung gewinnen müßt, und nur makellosen Charakteren Ehrentitel beizulegen, damit die Menschen euch dieser für würdig halten und somit die Ämter euch nachjagen, nicht ihr ihnen wie Vogelfänger einem Schwarm Vögel. Eifert, ihr edlen Männer, dem alten römischen Adel nach, der die Herrschaft über die Griechen gewann und dann all deren Weisheit und Beredsamkeit so erwarb, daß man zweifeln kann, ob er allem Anschein nach alle griechische Erfindung und den Schatz ihrer Gelehrsamkeit nur erreicht oder sogar überboten hat. So müßt auch ihr, nachdem ihr die Herrschaft Italiens gewonnen habt, die häßliche Barbarei ablegen und euch um die Künste und Wissenschaften der Römer bemühen. Schafft aus der Welt den schlechten Ruf, den die Germanen seit alters bei griechischen, lateinischen und hebräischen Autoren hatten, wo jene uns Trunksucht, wildes Wesen, Grausamkeit und alles, was sonst noch am ehesten Eigenschaft eines Tieres oder Wahnsinnigen ist, zuschreiben. Ihr müßt euch sehr schämen, die Geschichtswerke der Griechen und Römer nicht zu kennen, noch mehr aber solltet ihr euch schämen, unseres Gebietes und Landes Lage, Gestirne, Flüsse, Berge, Altertümer und Völkerschaften nicht zu kennen sowie schließlich auch das, was fremde Menschen über uns so kundig zusammengetragen haben, daß es für mich ein großes Wunder ist, wie Griechen und Römer mit so vollkommener Sorgfalt und erlesener Gelehrsamkeit unser Land, einen sehr großen Teil Europas, um ihren Ausdruck zu gebrauchen, durchforscht haben, der doch im Vergleich zu jener Veränderung des Klimas, wie ich glaube, rauh und roh war, und wie sie unsere Sitten, Leidenschaften und Gesinnungen mit Worten gleichsam wie mit Gemälden und anschaulichen Zeichnungen ausgedrückt haben. Laßt endlich ab, edle Männer, von diesem räuberischen Unwesen und beseitigt es, denn von ihm sagen diese Autoren, daß es bei uns geradezu als Tugend gelte. Und es ist schon verwunderlich, daß bis heute in bestimmten Teilen Deutschlands seit über 1500 Jahren diese angeborene Krankheit fort dauert, da wir die Anführer des räuberischen Haufens nicht beseitigen können, obwohl das Klima schon freundlicher und unser Land nach Trockenlegung der Sümpfe und Rodung unermeßlicher Wälder auch mit berühmten Städten besiedelt ist. [...]

6. Nehmt die alte Gesinnung wieder an, deutsche Männer, mit der ihr so oft Schrecken und Furcht über die Römer gebracht habt, und richtet eure Blicke nach den vier Ecken Germaniens und bedenkt seine ganz und gar zerrissenen Grenzen. Schande über Schande, daß wir unserem Volk das Joch der Sklaverei auferlegt haben und daß wir ausländischen und barbarischen Königen Steuern und Abgaben zahlen! O du freies und starkes Volk, o du edler und tapferer Stamm und des römischen Imperiums durchaus würdig,

deinen berühmten Seehafen und den Zugang zu unserem Ozean haben der Pole und der Däne in Besitz! [...] Im Westen ist aber nur uns Frankreich freundlich gesonnen und leistet Zahlungen aufgrund der unsterblichen Tüchtigkeit und unglaublichen Weisheit des Pfalzgrafen Philipp bei Rhein, der beide Ufer des berühmten Flusses beherrscht und immer unter seiner glücklichen Regierung beherrschen wird, „solange der Himmel die Sterne dreht, solange Winde die Gestade peitschen“. Im Süden aber werden wir durch eine besondere Art der Sklaverei bedrückt, und es werden aufgrund einer alten verdammungswürdigen Habsucht, die nur dazu dient, der Verschwendung frische Nahrung zuzuführen, immer neue Siedlungen angelegt, durch die mit erstaunlichem Talent unser Land arm gemacht wird, da wir für andere das verausgaben, was wir selbst brauchen. So hartnäckig ist das Schicksal oder Geschick, wenn es gilt, die Deutschen, den letzten Rest des römischen Imperiums, zu verfolgen und zu vernichten. Aber ich fürchte, daß ich mich offener vorgewagt habe, als ich wollte, da ich Abscheu vor meinem Deutschland empfand, weil angesichts der Macht unserer Kaiser ich an den wertvollen Bücherschatz denken muß, der von Griechen und Italienern nicht räuberisch hinweggeführt werden darf und zu bewahren ist. Diese Schätze lassen wir, wie in einem Kerker eingeschlossen, mit Staub bedeckt und unberührt und dabei nicht hinreichend vor Regen sicher, immer noch wie eine Beute für Feinde, verachtet liegen.

7. Ich komme wieder auf euch zu sprechen, edle Jünglinge, und ermahne euch vor allem: Macht euch bewußt, bevor ihr euch der Rechtswissenschaft zuwendet, daß ihr viele Dinge kennen müßt, weil diese Wissenschaft euch über reine Vermutungen hinaus nichts lehren kann. Wenn Philosophen und Dichter, die ersten Theologen – wenn man den Alten glauben darf –, die Wildheit der unsteten und umherschweifenden Menschen durch Beredsamkeit gezähmt und sie aus Schlafstätten, wie das Vieh sie benützt, und aus Höhlen zu einem Leben in Städten und unter gemeinsame Dächer gebracht haben, sie religiöse Bindung Gottesfurcht und Gottesdienst mit Hilfe vieler verschiedener Beweise lehrten und sodann mit Gesetzen und Institutionen regierten: wer von euch, erhabenste Väter, wird dann zweifeln, daß man sich vor dem Rechtsstudium zuerst um die wahre Philosophie sehr bemühen muß und besonders um die Dinge, durch welche man die Beredsamkeit erwirbt, die nach eurem Eingeständnis für die Jurisprudenz unumgänglich notwendig ist? [...]

9. Daher komme ich jetzt auf euch zurück, deutsche Jünglinge: Sorgt dafür, daß ihr nicht lange im Kindesalter verharret, lernt die Geheimnisse der Wissenschaften kennen; sprechen doch die Schriftsteller davon, daß ihr sie meidet, und sie dichten zu unserer Schande: Kein kastalisches Naß und des Schicksals kundiges Wasser wird der Barbar mit schmutzigem Munde trinken. Eine Schande ist es, daß man solches über euch, die Herren des römischen Reiches, lesen muß und daß dieser Zustand bis zum heutigen Tage fort-dauert, es sei denn, einer wollte mir mit dem Hinweis auf die große Zahl der Universitäten begegnen, derer vierzehn sich bei uns finden, und behauptete, daß deswegen die Barbarei beseitigt und für gute Gesittung sowie ehrenvolle Künste gesorgt und der Weg dahin frei sei, da uns das Volk schmeichelt, wenn wir mit unseren Magister- und Dokortiteln prahlen, wo man doch unter uns – ich sage es mit Tränen – wenige finden wird, die sich um ein echtes Erkennen der Welt, ein Erforschen der Natur und um die Reinheit der römischen Sprache bemühen oder sie gar besitzen, während bei solchen Studien, wie wir sie treiben, um nicht zu sagen, bei solchen Spielereien, diejenigen sich nicht entfalten können, welche die Dichter und Schriftsteller römischer Sprache ausdeuten, und diejenigen gleichsam als ehrlos gelten, die das Schöpfungswerk der Natur und die Weisheit

ihres Lenkers mit mathematischem Wahrheitsanspruch erschließen und die etwas höher als das einfache Volk denken. So sehr ist die Philosophie von gewissen Leuten zerrieben und zerkocht worden, die die herrliche Erhabenheit der Natur zu unkörperlichen Begriffen und ungeheuerlichen Abstraktionen und sozusagen zu leeren Chimären verunstaltet haben, als wären sie Dichter, die mit ihren Gestalten und geeigneten Geschichten die Naturerscheinungen so verändert darstellten, daß die Kenntnis heiliger Dinge dein einfachen Volk verborgen blieb, in der Überzeugung, nachteilig sei der Natur ihre offene und ungeschminkte Darstellung und deshalb müsse man von ihr in schicklicher Bedeckung und gleichsam mystischer Verhüllung sprechen, weil das Ungestüm des einfachen Volkes, wenn es wie die Philosophen bestimmte Geheimnisse verstehen würde, nur schwer in Schranken gehalten werden könnte. [...]

10. Wendet euch daher, ihr Deutschen, doch endlich zivilisierteren Studien zu, die euch allein die Philosophie und die Beredsamkeit lehren können. Bedenkt, daß es nicht ohne Grund geschehen ist, daß die Beherrscher des griechischen und römischen Reiches sich mit so großer Mühe und Sorgfalt um diese Dinge bemüht und die Lehrer dieser Kenntnisse mit höchsten Ehren ausgezeichnet haben, wenn sie nicht erkannt hätten, daß durch die Kräfte der Sprache und das Wirken der Weisheit menschliche Gesellschaften, Städte, Religionen, Götterkult, reinste Sitten und größte Reiche erhalten und gelenkt werden können. [...]

Daher ist jene allegorische Erfindung der Dichter nicht zu verachten, in der Orpheus wilde Tiere, Amphion Steine, der eine besänftigt, der andere bewegt und geführt haben soll, wohin er wollte; so konnte man durch ein Gleichnis zeigen, was die Macht der Beredsamkeit oder auch die dichterische Aufgabe sei, da sie rauhe, unbändige und unfügsame Herzen zu Milde, rechtem Sinn und geduldigem Ertragen bewegen können. Weil das so ist, bildeten einst mit gutem Grund die griechischen und jetzt die italischen Städte gleich von Anfang an ihre Kinder durch die Lieder der Dichter. Dadurch daß die Kinder mit diesen Gedichten musikalische Töne und die süßesten harmonischen Melodien, nach denen jenes Alter besonders verlangt, in sich aufnehmen, geben sie ihrem zarten Gemüt, das zur Untätigkeit und Trägheit neigt, einen Anreiz zum Fleiß, sodaß sie sich mit fröhlichem Eifer und regem Sinn zum Lernen begeistern lassen und beim Studium verweilen. Dadurch wird es geschehen, daß jene gewichtigen Wörter und Sätze, die von den zarten Gemütern aufgenommen wurden, bis zum reiferen Alter, ja bis zum Tode immerzu lebendig bleiben und das ganze Leben hindurch immer wieder hervorbrechen. Dieser Unterweisung stimmt wohl Aristoteles voll zu, wenn er vorschreibt, junge Menschen mit Gedichten und Liedern zu erziehen, weil diese, nämlich die Harmonie, die Begabungen der Kinder weckt und (die Lieder) zu einer scharfen geistigen Fähigkeit, Reden und Gedichte zu verfassen, antreiben. Schließlich ist diese Kunst zur Erholung und zu Trost und Erbauung der Gemüter geeignet, indem sie in Hymnen auf Götter sowohl deren Lob erschallen läßt als auch zu göttlichen Gedanken mitreißt. Daher ist von Pythagoras und Platon, den größten Philosophen, die Dichtkunst die erste Form von Philosophie und Theologie genannt worden, da sie für ihre Darstellungen Lieder verwendet und in rhythmischer Rede fortschreitet. Die andere Kunst aber, nämlich die Redekunst, bewegt sich nach Belieben auf dem Boden mit ungebundenem und freiem Wort. Jene dagegen ist durch das Versmaß stärker gebunden und hat eine etwas größere Freiheit in der Wortwahl, ist aber in vielen Schmuckformen (der Rede) ähnlich oder beinahe gleich. Keine von beiden dürfen wir vernachlässigen, sondern wir müssen von Anfang an, deutsche Männer, die Herzen der Kinder in der Dichtung unterweisen und sozusagen ködern. Da

in ihr ein hohes bewunderndes Interesse an den Dinge enthalten ist, sowie Schönheit und Schmuck der Worte, erstarken die Herzen der Heranwachsenden leicht durch sie; in einem kräftigeren Alter aber, wenn der jugendliche Sinn schon über jene Anfänge hinaus sich gefestigt hat, können sie, da sie mit einem lebhafteren Denken besser ausgestattet und vorbereitet sind, zur Lektüre der bedeutendsten Philosophen und Redner gelangen. Von da aus können sie sich dann schließlich zu eigenen Schöpfungen sowie zur Höhe der Dichtkunst und ihrer Darstellungsformen erheben, um den Ruhm berühmter Schriftsteller durch die Abfassung von Geschichtswerken und Gedichten zu erlangen, und um sich daraufhin Unsterblichkeit und dem Vaterland Ruhm und Ehre zu verschaffen. Damit schliesse ich.

Gehalten im Jahre 6691 nach der ersten Vereinigung der Elemente am 31. August.

Johannes Reuchlin

* 22. Februar 1455 Pforzheim † 30. Juni 1522 Stuttgart

Professor der alten Sprachen, Herausgeber der ersten hebräischen Grammatik (*Rudimenta linguae hebraicae*, 1506), Gründer der christlichen Hebräistik (*Epistulae obscurorum virorum* 1519), Gegner der Reformation.

RATSCHLAG OB MAN DEN JUDEN ALLE IRE BUECHER NEMMEN / ABTHUN UNND VERBRENNEN SOLL

[...] Uff dise frag zu anntwurten ist not zu bedencken was zizania und unkraut und was triticum oder waissen sei / damit ains nit mit dem andern ußgeraufft werd / wie das hailig evangelium spricht Matthei xiiij. Nun find ich unnder den judenbuechern das sie seien mannicherlai gestalt. Zum erstenn die hailig schrifft haissen sie Essrim varba das ist xxiiij. dann so vil haben sy buecher inn ir bibel. Zum andern den Thalmud das ist ain versamelte leer und auslegung aller gebott und verbott / so in der thora das ist in den fuefnff buechern Moysi inen gegeben / der so sechshundert und xiiij. inn der zal / durch vil irer hochgelerten vor langen zyten beschriben sind. Zum dritten find ich die hohe haimlichhait der reden und woerter gottes / die sie haissent Cabala. Zum vierden find ich scribenten und doctores die do glos und comment schreiben ueber yeglichs buch der bibel innsunderhait. Solliche comment oder commentarien haissen sie perusch. Zum funfften find ich sermones . [...]

Disem allem nach uff die fuegehalten [vorgelegte] frag sag ich das der Thalmud nit zu verbrennen ist noch abzethon / uß ursachen hie oben erzelet / und die hernach volgent / Zum ersten / dan kund und wissend ist das menschlich vernunfft nit mag darvor sein / es muessen aberglauben und irrumb sein / als das schreibt der hailig Paulus in der ersten epistel zu den Corinthiern am xi. capitel / und geschicht durch gottes verhengknus / darumb das die rechtglaubigen und probierten moegen herfuerkomen / wie der genant apostel an dem yetzt gemelten Ort clerlich darvon redt / und werden sollich menschen gehaissen aberglaubig / die do die hailig schrifft unrecht ußlegen / und daruff muttwillig beharren / anders dan der syne des hailigen gaistes daz erhaist / xxiij. q. iij. c. inter heresim et. c. heresis. Und wiewol recht zu reden die juden nit seien heretici / dan sy sind nit ab dem cristenglauben gefallen / die nie darinn gewesen synd. Darumb sie auch

nit moegen noch sollen ketzer noch ir hendel ketzerei genent werden / cle. j. de usur. et in glo. in ver. hereticum. Yedoch so werden sy alhie in denen worten des apostels eingeschlossen / dann er redt von denen die unains im glauben sind / als auch wir und die juden unains im glauben sind / Darumb ist es uns nuetz und gut das der Thalmud sei und beleib / und ye ungeschickter der Thalmud ist / ye mer er unns cristen geschickt macht wider in ze reden und ze schreibenn. [...]

Zum andern. So gruend ich meinen rat uff das hailig evangelium das der Thalmud nit sol verbrent werden. Dan unser herr Jesus cristus hat zu den juden gesagt Johan. v. Erfragent suchent oder erforschent die schriffthen sovil jr wenen in denselben das ewig leben zu haben / und dieselbigen synd von mir zeugknus gebende. Diewyl ich aber mein grundtfeste diß ratschlags uff dise red will setzen / so gebuert mir die eigenschafft der woerter vorhin an tag zu legen / vil ynrede der widersecher ob die ufferston wurden zu vermeiden. Der herr spricht erstlich / erforschent / das wirt in griechescher sprach darinn das hailig evangelium am allerersten geschriben ist / also gelesen ερευνατε / und dasselbig wort kumbt von zwaien ursprungenn wie die wolgelerten griecheschen schulmaister darvon schreiben / das ain ερω pro ερωτω haift fragen oder suchen. Das ander ευνη haift ain kammer oder sal darinn man ruwt als were es ain schul nam schola dicitur vacatio / Und so die zwai inn ain ainig wort zusammengesetzt werden ερευνω / so bedeut es zu fragen / zu forschen und zu suchen in der schul mit ruw unnd mit spehung des gemuets. Als woelte unßer herr Jesus sprechen / Ir sollent disputiern in der schul uß den schriffthen darin ir wenen [wähnt], das ewig leben zu haben / dieselben geben mir auch zezeugknus. [...]

Zum dritten so gruend ich meinen rath uff den baum der kunst des gutten und des boesen / denselbenn baum hat gott selbs in das paradeis gesetzt und gepflanzt. Gene. ij. ca. darumb er von kainem menschen ist ußzerauffen / dan es ist von got verboten Deutero. xx. da geschriben stat. Du solt nit ußhawen die baum darvon man essen mag. Und wiewoll Adam und Eva den tod darvon geessen haben / noch dan hat got den baum nit ußgehauen noch verbrent / sunder er hat in lassen ston bis uff disen heutigen tag / des wir teglich empfinden. Wiewol nun ettlich der unsern sagen das vil boees im Thalmud stand geschriben / noch dan ist es nit boeß das wir dasselbig boeß lesen und lernen / nit daz wir dem boeißen woellen nachfolgen / sunder daz wir dest leichtlicher moegen erkennen was gut ist und demselben anhangen xxxvij. distin. qui de mensa. Und Aristoteles in dem buch elenchorum spricht / daz die kunst [das Kennen] boeser ding sy nit boeß sunder gutt und erlich. Was hat Moises kuenden oder moegen von den Egyptiern guts lernen / die alle abgoeterei angenommen / und katzen hund / schlangen und natern fuer ire goett gehalten habenn / wie der hailig Athenagoras schreibt zu Marco Aurelio Antonino und Lucio Aurelio Commodo baiden roemischen kaißern als er zu inen von den cristen in ainer legacion und botschafft geschickt ward / [...].

Ich zel aber der Thalmud were ursach das sie nit cristen wuerden / darumb soll ich niemant das sein nemmen und verbrennen / dan mir stat das nit zu ze urtailnn. Der jud ist unsers herrgots alls wol als ich / stat er / so stat er seinem herrn / fallt er / so fallt er seinem herrn / am yegklicher wurd fuer sich selbs muessen rechnung geben. Was woelen wir aines andern seelen urtailn. / got ist wol so mechtig das er in mag uffrichten / Das alles schreibt clarlich der hailig apostel Paulus ad Romanos decimo quarto. So wissen wir auch aus dem evangelio / das unßer herr seine junger Jacobum und Johannem gar hart straffte da sie begerten das ain stat der unglaubigenn die Cristum und seine junger nit wolttten ynnemen solt verbrent werden / Luce nono capitulo. Daraus will ich die oberkait

entschuldigt haben / dann sie verwilligt nit inn das uebel / aber sie laßt es geschehen / dicit. c. consulit de judeis / et Augustinus de Ancona in libro de ecclesiastica potestate. q. xxiiij. &. ad secundum / und kan es nit wenden sie thu dann den leütten unrecht das doch nit sein soll.

Zu beschluß dis hanndels / so kan ich fuerwar nit gedencken daz daraus ettwas unßern cristenlichen glauben möcht zu guttem kommen / oder der gotsdienst gemeeret werdenn. Ich kan aber wol ermessen das vil args moecht daraus entston / so wir inen die buecher verbrenten. [...]

Als aber unser allernedigster herr der roemisch kaißer uewern fuerstlichen gnaden auch bevolhen hat daruff rat zehaben / welchermaßen und uff was grund und weg die sach anzefahen und zethun sei / wie mir das auch von denselben uewern fuerstlichen gnaden zu bewegen und zu raten uffgelegt ist / kan ich fuerwar bessers nit raten nach meiner klainen verstentnus / dan das die K. M. umb gottes und unsers cristenliches glaubes willen by den hohen schulen in teutschen landen verfuege / das ain yegkliche universitet mueß x. jar zwen maister haltsen die do kuenden und sollen die studenten und schuler inn hebraischer sprach leren und underweißen / wie die Clementin anzaigt und außweißt / sub titulo de magistris prima. Darzu sollen uns die juden so in unsern landen sitzen und wonen mit leihung der buecher gutwilligklich und nachbeürlich beholffen sein / uff zimlich caucion und on iren schaden / so lang bis wir durch den truck oder handt-geschrift aige buecher ueberkommen moechten. So hab ich kainen zwyfel in kurtzen jarn werden unßere studenten inn sollicher hebraischer sprach so gelert / daz sie mit vernunfftigen und mfreuntlichen worten die juden kuenden und moegen senfftmuertigklich zu uns bringen / nach inhaltung des gaistlichen rechtes. c. qui sincera et. c. de jude. xlv. dis. darin mit außgetrueckten worten also stat. Welche die syent die auß luterer mainung des cristenlichen glaubes frembde außluet begerennt zu rechtem glaubenn zu bringen / die sollent das mit senfftten wortten und nit mit rawher mainung unnderston / uff das nit der widerwil diejhene vertrybe / dero gemuett wol moecht ain gutte vernunfft von der irrung abwenden. Und welche anders thund / und sie under verborgener gestalt von gewonlichen sitten woellent abwenden / die mag man erkennen das sie nit gottes handel / sonder ire aigene henndel treiben / et infra. Darumb sol man in also thun / das sie mer durch vernunfftig ursach und senfftmuertigkait beweget / vil lieber uns woelen nachvolgen dan fliehen / damit wir sie aus iren aigen buechern augenschynlich zu unser muter der cristenlichen kirchen mit der gotshilff moegen bekern. Das sind ongeverlich die wort der angezogen cristenlichen satzung [des Kirchenrechts] dicit. ca. qui sincera / wie wir es inn disen stuck mit den juden haltten sollen [...].

Datum zu Stuttgarten an dem sechsten tag octobris. Anno 1510.

Ulrich von Hutten u.a.

* 21. April 1488 Burg Steckelberg bei Schlüchtern † 29. August 1523 Insel Ufenau im Zürichsee

Dichter und Publizist, studierte in Italien. Von Kaiser Maximilian I. wurde er zum „poeta laureatus“ gekrönt und zum kaiserlichen Orator ernannt. Sehr aktiver Politiker, im öffentlichen Leben seiner Zeit engagiert. Zahlreiche Werke u.a.: *De arte versificandi*. *Liber unus herioco carmine* (1511), *Ad divum Maximilianum Caesar* (1512), *Epistolae obscurorum virorum* (1515), *Kurzer Auszug wie bösllich die Bebst gegen den Deutschen Kelsen jemals gehandelt* (1545).

**DUNKELMÄNNERBRIEFE
EPISTOLÆ OBSCURORUM VIRORUM**

**II. MAGISTER JOHANNES PELZER ENTBEUT SEINEN GRUSS
DEM MAGISTER ORTUIN GRATIUS**

Freundlichen Gruß und grenzenlose Dienstbereitschaft, ehrwürdiger Herr Magister! Weil es wie Aristoteles in den Kategorien sagt, nicht ohne Nutzen ist, in einzelnen Fällen dem Zweifel Raum zu geben, so liegt denn auch mir ein Umstand schwer auf dem Gewissen. Unlängst war ich auf der Frankfurter Messe und ging mit einem Bakalaureus durch eine Straße auf den Markt, als uns zwei Männer begegneten, die ihrem Äußeren nach recht anständig aussahen: sie hatten schwarze Talare an und trugen große Kapuzen mit [hinten herabhängenden] Zipfeln. Gott ist mein Zeuge, daß ich glaubte, es seien zwei von unseren Magistern, und ich bezeugte ihnen deshalb meine Ehrerbietung. Da stieß mich der Bakkalaureus und sagte: »Bei der Liebe Gottes, was tut Ihr da? Das sind ja Juden und Ihr ziehet Euer Barett vor ihnen ab! Auf dies überkam mich ein solcher Schrecken, als ob ich einen Teufel gesehen hätte, und ich erwiderte: »Herr Bakkalaureus, Gott sei mir gnädig; ich habe es ja aus Unwissenheit getan; doch – was glaubt Ihr – ist das eine schwere Sünde?« Und nun sagte er zuerst: nach seiner Ansicht sei das eine Todsünde, weil sie unter den Begriff der Götzendienerei falle. somit gegen das erste von den zehn Geboten verstoße, welches lautet: »ich glaube an Einen Gott«, weil, wenn jemand einem Juden oder Heiden eine Ehre antut, wie einem Christen, er wider das Christentum handelt und selbst als Jude oder als Heide erscheint, und dann die Juden und Heiden sagen: »Sie da, wir sind auf dem bessern Wege, weil die Christen uns beehren; denn, wären wir nicht auf dem bessern Wege, so würden sie uns auch nicht beehren; und so werden sie in ihrem Glauben bestärkt, verachten den christlichen Glauben und lassen sich nicht taufen.« Hierauf antwortete ich: »Das ist wohl wahr, wenn einer es wissentlich tut, ich aber habe es unwissentlich getan, und Unwissenheit entschuldigt die Sünde; denn hätte ich gewußt, daß es Juden sind, und ihnen dennoch meinen Respekt bewiesen, dann hätte ich den Scheiterhaufen verdient, weil das eine Ketzerie gewesen wäre. Aber weder nach Wort noch Tat – Gott weiß es – hatte ich irgend welche Kenntnis, weil ich glaubte, sie seien von unseren Magistern.« Da entgegnete jener: »es ist trotzdem noch eine Sünde«, und erzählte mir (folgendes): »Auch ich ging einmal durch eine Kirche, wo ein Jude von Holz mit einem Hammer in der Hand vor dem Heiland steht; ich aber glaubte, es sei der heilige Petrus, und er habe den [Himmels-] Schlüssel in der Hand, beugte die Knie und zog das Barett ab. Nach diesem erst

sah ich, daß es ein Jude sei und machte Reue und Leid. Doch bei der Beichte, welche ich im Predigerkloster ablegte, sagte mir mein Beichtvater, das sei eine Todsünde, weil man auf alles achtgeben müsse; er würde mich nicht absolvieren können, wenn er nicht bischöfliche Vollmacht besäße denn das sei ein bischöflicher [Reservat-] Fall; auch setzte er noch bei: hätte ich es absichtlich, und nicht unwissentlich getan, so wäre es ein päpstlicher [Reservat-] Fall. So wurde ich denn absolviert, weil er bischöfliche Vollmacht besaß. Und bei Gott, ich glaube, daß, wenn Ihr Euer Gewissen bewahren wollt, Ihr dem Official des Konsistorium beichten müßt. Unwissenheit kann Euere Sünde nicht entschuldigen, denn Ihr hättet achtgeben sollen. Die Juden haben immer einen gelben Ring vornen am Mantel, den Ihr hättet sehen müssen, wie auch ich ihn gesehen habe-, somit ist das eine krasse Unwissenheit [von Euch] und kann Eure Sünden nicht entschuldigen, denn ihr hättet acht geben sollen. Die Juden haben immer einen gelben Ring vornen am Mantel. Den ihr hättet sehen müssen, wie ich ihn auch gesehen habe; somit ist das eine krasse Unwissenheit [von Euch] und kann keine Sündenvergebung bewirken. »So redete dazumal jener Bakkalaureus zu mir. Allein, weil Ihr ein tiefgelehrter Theologe seid, so bitte ich Euch ganz ergebenst und demütig: Ihr wollet mir die oben aufgeworfene Frage gütigst lösen und mir schreiben, ob hier eine Tod- oder eine läßliche Sünde, ob ein einfacher Fall, oder ein bischöflicher oder päpstlicher [Reservat-] Fall vorliege. Auch schreibet mir, ob nach Eurer Ansicht die Bürger von Frankfurt recht daran tun, daß sie herkömmlicher Weise den Juden gestatten, in der Tracht unserer Magister einherzugehen. Mir scheint das nicht recht zu sein und großes Ärgernis zu erregen, daß kein Unterschied zwischen den Juden und unsern Magistern ist; auch ist es eine Verhöhnung der heiligen Gottesgelahrtheit, und der Allerdurchlauchtigste Kaiser und Herr sollte nicht leiden, daß ein Jude, der doch nur so etwas wie ein Hund und ein Feind Christi ist, wie ein Doktor der heiligen Gottesgelahrtheit umhergehen darf. Auch schicke ich Euch einen Aufsatz des M. Bernhard Plumilegus, vulgo Federleser, den er mir aus Wittenberg zugesandt hat, Ihr kennt ihn ja, er war einst Euer Mitbursche zu Deventer. Er sagte mir, Ihr hättet gute Kameradschaft mit ihm gehalten; er ist immer ein guter Geselle und weiß Euch nicht genug zu loben. So lebet denn wohl im Namen des Herrn! Gegeben zu Leipzig.

Martin Luther

* 10. November 1483 Eisleben † 18. Februar 1546 Eisleben

Gegen den Willen des Vaters tritt er in den Augustinerorden ein, wird Mönch und Doktor der Theologie, zuerst übt er scharfe Kritik an den Missständen in der katholischen Kirche, später entwickelt er eine eigene Theologie, die im Widerspruch zu der Lehre der Kirche steht, 1521 wird er vom Papst zum Ketzer erklärt und mit einem Bann belegt. Der Kurfürst Friedrich der Weise nimmt ihn in seinen Schutz, auf der Wartburg arbeitet Luther an der Bibelübersetzung, 1534 erscheint die vollständige Ausgabe. 1525 heiratet Luther Katharina von Bora, eine ehemalige Nonne. Martin Luthers Wirken, als Reformation bezeichnet, verursachte die Spaltung der westlichen christlichen Kirche in die römisch-katholische und die zahlreichen protestantischen Konfessionen. Die wichtigsten Schriften Luthers: *An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung* (1520), *Von der Freiheit eines Christenmenschen – De libertate Christiana* (1520), *Vom Abendmahl Christi. Bekenntnis* (1528), *Von den Juden und ihren Lügen* (1543).

EIN SENDBRIEF D. M. LUTHERS. VON DOLMETZSCHEN UND FURBIT DER HEILIGEN

Wenczeslaus Linck allen Christglaubigenn

Gottes gnad und barmhertzigkeit. Der weise Salomon spricht [Rand: Spr. 11, 26] Prov. 11: ›Wer korn inhelt, dem fluchen die leute. Aber segnen kompt über den, so es verkaufft.‹ Welcher spruch eigentlich zu vorstehen ist von allem das zu gemeinem nutze odder tröste der Christenheit dienen kan. Darumb schilt auch der Herr jm Euangelio den untrewen knecht einen faulen schalck, das er sein gelt in die erden vergraben und verborgen hatte. Solchen fluch des herren und der gantzen gemein zu vermeiden, hab ich diesen sendt-brieff, der mir durch einen guten freundt zu handen kommen, nit wissen zu verhalten, sonder offentlich in druck geben, Dann die weil der verdolmetzschunge halben, altes und newes testaments, vil rede sich zutragen, Nemlich die feinde der warheit furgeben, sam were der text an vilen orten geendert, odder auch verfelschet, da durch viel einfeltige Christen, auch untern gelerten, so der Hebreischen unnd Grekischen sprache nit kundig, entsatzunge odder schew gewinnen, Ist göttlich zu verhoffen, das auff's minste zum teil bie mit den gottlosen jhr lestern vorhindert, und den frommen jhr scrupel benommen sollen werden, Vileicht auch verursacht, das ettwas mehrers auff solche frag stuck odder materi geschriben werde, Bitt der halben einen ieden liebhaber der warheit, wölle ihm sollich werck jm besten lassen entfolhen sein, und Gott treulich bitten umb rechten vorstandt der Göttlichen schrifft zu besserung unnd meherung gmeiner Christenheit. Amen. Zu Nürnberg am 15. Septembris. Anno 1530.

Dem Erbarn und fursichtigen N.
meinem günstigen Herrn und freunde.

Gnad und fride in Christo, Erber fursichtiger lieber Herr und freund, ich hab ewer schrifft empfangen mit den zwo questionen odder fragen, darin yhr meines berichts begert. Erstlich warumb ich zun Römern am dritten capitel, die wort S. Pauli ›Arbitramur hominem iustificari ex fide absque operibus‹, also verdeutsch habe: ›Wir halten, das der mensch gerecht werde on des gesetzts werck, allein durch den glauben‹, Und zeigt daneben an, wie die Papisten sich über die massen vnnütze machen, weil ym text Pauli nicht stehet das wort ›Sola‹ (Allein) und sey solcher zusatz von mir nicht zu leiden ynn Gottes wortten etc. Zum andern, ob auch die verstorben Heiligen fur uns bitten, weil wir lesen, das ja die Engel fur uns bitten etc. Auff die ersten frage (wo es euch gelustet) mügt yr ewern Papisten von meinet wegen antworten also:

Zum ersten, Wenn ich D. Luther mich hette mügen des versehen, das die Papisten alle auff einen hauffen so geschickt weren, das sie ein Capitel yn der schrifft kündten recht und wol verteutschen, So wolt ich furwar mich der demut haben finden lassen, und sie umb hilff und beystand gebeten, das Newe Testament zuverteutschen. Aber die weil ich gewüst, und noch vor augen sihe, das yhr keiner recht weiß, wie man dolmetschen, odder teutsch reden sol, hab ich sie und mich solcher mühe uberhaben, Das merckt man aber wol, das sie aus meinem dolmetschen und teutsch, lernen teutsch reden und schreiben, und stelen mir also meine sprache, davon sie zuvor wenig gewist, dancken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gan es jn wol, den es thut mir doch sanfft, das ich auch meine undanckbare jünger, dazu meine feinde reden gelert habe.

Zum andern mügt yhr sagen, das ich das Newe Testament verdeutscht habe, auff mein bestes vermügen und auff mein gewissen, habe damit niemand gezwungen, das ers lese, sondern frey gelasen, und allein zu dienst gethan denen, die es nicht besser machen können, Ist niemandt verboten ein bessers zu machen. Wers nicht lesen wil, der las es ligen, ich bite und feyre niemandt drumb. Es ist mein testament und mein dolmetschung, und sol mein bleiben unnd sein. Hab ich drinnen etwa gefeilet (das mir doch nicht bewüst, und freilich ungern einen bûchstaben müthwilliglich wolt unrecht verdolmetschen) darüber wil ich die Papisten nicht zu richter leiden, denn sie haben noch zur zeit zu lange ohren dazu, und yhr ycka ycka ist zu schwach, mein verdolmetschen zu urteilen, Ich weiß wol, und sie wissens weniger, denn des Mülners thier, was fur kunst, fleiß, vernunft, verstandt zum gutten dolmetscher gehöret, denn sie habens nicht versucht.

Es heist: **Wer** am wege bawet, der hat viel meister. Also gehet mirs auch. Die jhenigen die noch nye haben recht reden können, schweige denn dolmetschen, die sind allzumal meine meister, und ich mus yhr aller junger sein. Und wenn ich sie hette sollen fragen, wie man die ersten zwey wort Matthei 1. [Rand: Matth. 1, 1] ›Liber Generationis‹ solte verdeutschen, so hette yhr keiner gewist gack dazu zu sagen, Und urteilen mir nu das gantze werck, die feinen gesellen. Also gieng es S. Hieronymo auch, da er die Biblia dolmetscht, da war alle welt sein meister, Er allein war es, der nichts kunte, Und urteilten dem guten man sein werck, die jhenigen, so ym nicht gnug gewest weren, das sie ym die schuch hetten sollen wischen, Darumb gehöret grosse gedult dazu, so yemand etwas offentlich guts thun will, denn die wellt wil meister klüglin bleiben, und mus ymer das Ros unter dem schwantz zeumen, alles meistern, unnd selbs nichts können, das ist yhr art, davon sie nicht lassen kan.

[...]

Und das ich wider zur sachen kome, Wann ewr Papist sich vil unnütze machen wil mit dem wort ›Sola Allein‹ so sagt jm flugs also: Doctor Martinus Luther wils also haben, unnd spricht, Papist und Esel sey ein ding. Sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wöllen nicht der Papisten schuler noch jünger, sondern yhre meister und richter sein, Wöllen auch ein mal stoltziern und pochen mit den Esels köpffen, und wie Paulus [Rand: 2. Kor. 11, 22] wider seine tolln Heiligen sich rhümet, so wil ich mich auch wider diese meine Esel rhümen. Sie sind doctores? Ich auch. Sie sind gelert? Ich auch. Sie sind Prediger? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Disputatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialectici? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben bücher? Ich auch.

Und wil weiter rhümen: Ich kan Psalmen und Propheten außlegen, Das können sie nicht. Ich kan dolmetzschen, Das können sie nicht. Ich kan die heiligen schrifft lesen, Das können sie nicht. Ich kan biten, Das können sie nicht. Und das ich herunter kome, Ich kan yhr eygen Dialectica und Philosophia bas, denn sie selbs allesampt. Und weiß dazu fur war, das yhr keiner yhren Aristotelem verstehet. Unnd ist einer unter yn allen, der ein proemium odder Capittel ym Aristotele recht verstehet, so wil ich mich lassen prellen. Ich rede ytzt nicht zuvil, denn ich bin durch yhre kunst alle erzogen und erfahren von jugent auff, weiß fast wol wie tieff und weit sie ist. So wissen sie auch wol, das ichs alles weiß und kan, was sie können, Noch handeln die heillosen leute gegen mir, als were ich ein gast jnn yhrer kunst, der aller erst heut morgen komen were, und noch nie weder gesehen noch gehört hette, was sie leren odder können. So gar herrlich prangen sie herein mit yhrer kunst, und leren mich, was ich vor zwentzig jaren an den schuhen zu rissen

habe, das ich auch mit jhener metzen auff all yhr plerren und schreien singen mus, Ich habs fur siben jaren gewist, das hüffnegel eysen sind.

Das sey auff ewr erste Frag geantwortet, und bitte euch, wöllet solchen Eseln ja nicht anders noch mehr antworten auff yhr unnütze geplerre vom wort Sola Denn also viel: Luther wils so haben, und spricht, Er sey ein Doctor über alle Doctor jm gantzen Bapstum, da sols bey bleiben, Ich will sie hinfurt schlecht verachten und veracht haben, so lange sie solche leute (ich wolt sagen) Esel sind, Denn es sind solche unverschempfte tropffen unter yhn, die auch yhr eigen der Sophisten kunst nye gelernt haben, wie Doctor Schmidt, und Doctor Rotzlöffel, und seine gleichen, und legen sich gleich wol widder mich, yn dieser sachen, die nicht allein über die sophisterey, [Rand: 1. Kor. 1, 20] sondern auch (wie sanct Paulus sagt) über aller welt weißheit und vernunft ist. Zwar es durfft ein Esel nicht viel singen, man kennet yn sonst wol bey den ohren.

Euch aber und den unsern wil ich anzeigen, warumb ich das wort ›sola‹ [Rand: Röm. 3, 28] hab wöllen brauchen, Wiewol Roma. 3. nicht sola, sondern solum odder tantum von mir gebraucht ist. Also sein sehen die Esel meinen text an. Aber doch hab ichs sonst anders wo sola fide gebraucht und wil auch beide solum und sola haben. Ich hab mich des geflissen ym dolmetzschen, das ich rein und klar teutsch geben möchte. Und ist uns wol oft begegnet, das wir viertzeihen tage, drey, vier wochen haben ein einiges wort gesucht und gefragt, habens dennoch zu weilen nicht funden. Im Hiob erbeiten wir also, M. Philips, Aurogallus und ich, das wir yn vier tagen zu weilen kaum drey zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern, Laufft einer ytz mit den augen durch drey, vier bletter und stost nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken und klötze da gelegen sind, da er ytz über hin gehet, wie über ein gehoffelt bret, da wir haben müssen schwitzen und uns engsten, ehe den wir solche wacken und klotze aus dem wege reümeten, auff das man kündte so fein daher gehen. Es ist gut pflugen, wenn der acker gereinigt ist. Aber den wald und die stöcke ausrotten, und den acker zu richten, da will niemandt an. Es ist bey der welt kein danck zu verdienen, Kan doch Got selbs mit der sonnen, ja mit himel und erden, noch mit seines eigen sons tod keinen danck verdienen, sie sey und bleibt welt deß teuffels namens, weil sie ja nicht anders will.

[Rand: Röm. 3, 28] Also habe ich hie Roma. 3. fast wol gewist, das ym Lateinischen und krigischen text das wort ›solum‹ nicht stehet, und hetten mich solchs die papisten nicht dürffen leren. War ists. Dise vier buchstaben s o l a stehen nicht drinnen, welche buchstaben die Eselsköpff ansehen, wie die kue ein new thor, Sehen aber nicht, das gleichwol die meinung des text ynn sich hat, und wo mans wil klar und gewaltiglich verteutschen, so gehoret es hinein, denn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch kriegisch reden wöllen, da ich teutsch zu reden ym dolmetzschen furgenommen hatte. Das ist aber die art unser deutschen sprache, wenn sie ein rede begibt, von zweyen dingen, der man eins bekennet, und das ander verneinet, so braucht man des worts ›solum‹ (allein) neben dem wort ›nicht‹ oder ›kein‹, Als wenn man sagt: Der Baur bringt allein korn und kein geldt, Nein, ich habs warlich ytz nicht geldt, sondern allein korn. Ich hab allein gessen und noch nicht getruncken. Hastu allein geschrieben und nicht überlesen? Und der gleichen unzellige weise yn teglichen brauch.

In disen reden allen, obs gleich die lateinische oder kriegische sprach nicht thut, so thuts doch die deutsche, und ist yhr art, das sie das Wort ›allein‹ hinzu setzt, auff das das wort ›nicht‹ odder ›kein‹ deste volliger und deutlicher sey. Denn wie wol ich auch sage, Der Baur bringt korn und kein geld, So laut doch das wort ›kein geldt‹ nicht so vollig und deutlich, als wenn ich sage: ›Der Baur bringt allein korn und kein geldt‹, und hilfft hie

das wort ›Allein‹ dem wort ›kein‹ so viel, das es ein vollige Deutsche klare rede wird, den man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden, wie diese esel thun, sondern, man mus die mutter jhm hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen, und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetzchen, so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit jn redet.

Als wenn Christus spricht: *Ex abundantia cordis os loquitur.* [Rand: Matth. 12, 34 / Luk. 6, 45] Wenn ich den Eseln sol folgen, die werden mir die buchstaben furlegen, und also dolmetzchen: Auß dem uberflus des hertzen redet der mund. Sage mir, Ist das deutsch geredt? Welcher deutscher verstehet solchs? Was ist uberflus des hertzen fur ein ding? Das kan kein deutscher sagen, Er wolt denn sagen, es sey das einer allzu ein gros hertz habe oder zu vil hertzes habe, wie wol das auch noch nicht recht ist: denn uberflus des hertzen ist kein deutsch, so wenig, als das deutsch ist, Uberflus des hauses, uberflus des kacheloffens, uberflus der banck, sondern also redet die mütter ym haus und der gemeine man: Wes das hertz vol ist, des gehet der mund uber, das heist gut deutsch geredt, des ich mich geflissen, und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe, Denn die lateinischen buchstaben hindern aus der massen, seer gut deutsch zu reden.

Also, wenn der verrether Judas sagt, Matthei 26: *Ut quid perditio hec?* [Rand: Matth. 26, 8] Und Marci 14. *Ut quid perditio ista ungenti facta est?* Folge ich den Eseln [Rand: Mark. 14, 4] und buchstabilisten, so mus ichs also verdeutschen: Warumb ist dise verlierung der salben geschehen? Was ist aber das fur deutsch? Welcher deutscher redet also: verlierung der salben ist geschehen? Und wenn ers wol verstehet, so denckt er, die salbe sey verloren, und musse sie etwa wider suchen, Wiewol das auch noch tunckel und ungewiß lautet. Wenn nu das gut deutsch ist, warumb treten sie nicht erfur, und machen uns ein solch fein hubsch new deutsch Testament, und lassen des Luthers Testament ligen? Ich meine ja, sie solten yhre kunst an den tag bringen, Aber der deutsche man redet also, *Ut quid etc.*: Was sol doch solcher unrat? odder: was sol doch solcher schade? Nein, Es ist schade umb die salbe, das ist gut deutsch, daraus man verstehet, das Magdalene mit der verschutten salben sey unrethlich umgangen und habe schadenn gethan, das war Judas meinung, denn er gedacht bessern rat damit zu schaffen

[Rand: Luk. 1, 28] Item da der Engel Mariam grüset und spricht: *Gegrüset seistu, Maria vol gnaden, der Herr mit dir?* Wolan, so ists biß her, schlecht den lateinischen buchstaben nach verdeutschet, sage mir aber ob solchs auch gut deutsch sey? Wo redet der deutsch man also: du bist vol gnaden? Und welcher Deutscher verstehet, was gsagt sey, vol gnaden? Er mus dencken an ein vas vol bier, oder beutel vol geldes, darumb hab ichs vordeutsch: Du holdselige, da mit doch ein Deutscher, dester meher hin zu kan dencken, was der engel meinet mit seinem grus. Aber hie wöllen die Papisten toll werden uber mich, das ich den Engelischen grus verderbet habe. Wie wol ich dennoch da mit nicht das beste deutsch habe troffen. Und hette ich das beste deutsch hie sollen nemen, und den grus also verdeutschen: Gott grusse dich, du liebe Maria (denn so vil wil der Engel sagen, und so wurde er geredt haben, wan er hette wollen sie deutsch grussen), ich halt, sie solten sich wol selbs erhenckt haben fur grosser andacht, zu der lieben Maria, das ich den grus so zu nichte gemacht hette.

Aber was frage ich darnach? sie toben oder rasen, jch wil nicht wehren, das sie verdeutschen was sie wöllen, ich wil aber auch verdeutschen, nicht wie sie wöllen, sonder wie ich wil, wer es nicht haben wil, der las mirs stehen, und halt seine meister-schafft bey sich, denn ich wil ir weder sehen noch hören, sie dorffen fur mein dolmetz-

schen nicht antwort geben, noch rechenschafft thun, Das hörestu wol, ich wil sagen: du holdselige Maria, du liebe Maria, und las sie sagen: du volgnaden Maria. Wer Deutsch kan, der weis wol, welch ein hertzlich fein wort das ist: die liebe Maria, der lieb Gott, der liebe Keiser, der liebe furst, der lieb man, das liebe kind. Und ich weis nicht, ob man das wort ›liebe‹ auch so hertzlich und gnugsam in Lateinischer oder andern sprachen reden müg, das also dringe und klinge ynns hertz, durch alle sinne, wie es thut in unser sprache.

Denn ich halt, S. Lucas als ein meister in Hebreischer und Greckischer sprache, hab das Hebreisch wort, so der Engel gebraucht, wöllen mit dem Greckischen kecharitome-ni, treffen und deutlich geben. Und denck mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredt, wie er mit Daniel redet, und nennet jnn [Rand: Dan. 9, 23; / 10, 11, 19.] Hamudoth und Isch Hamudoth, vir desideriorum, das ist, du lieber Daniel. Denn das ist Gabrielis wei-se zu reden, wie wir jhm Daniel sehen. Wenn ich nu den buchstaben nach, aus der esel kunst, solt des Engels wort verdeutschen, muste ich also sagen: Daniel, du man der begirungen oder: Daniel, du man der lüste, O das were schon deutsch, Ein deutscher horet wol, das Man, Lüste, oder begyrunge deutsche wort sind, wie wol es nicht eytel reine deutsche wort sind, sondern lust und begyr weren wol besser. Aber wenn sie so zusamen gefasset werden du man der begyrungen, so weiß kein deutscher: was gesagt ist, denckt, das Daniel villeicht vol böser lust stecke, Das hiesse denn fein gedolmetzscht. Darumb mus ich hie die buchstaben faren lassen, unnd forschen, wie der Deutsche man solchs redet, welchs der Ebreische man isch Hamudoth redet, So finde ich, das der deutsche man also spricht, Du lieber Daniel, du liebe Maria, oder du holdselige mad, du medliche junckfraw, du zartes weib, und der gleichen. Denn wer dolmetzschen wil, mus grosse vorrath von worten haben, das er die wol könne haben, wo eins an allen orten nicht lauten will.

Und was sol ich vil und lange sagen von dolmetzschenn? Solt ich aller meiner wort ursachen und gedancken anzeigen, ich müste wol ein jar dran zu schreiben haben. Was dolmetzschen fur kunst und erbeit sey, das hab ich wol erfahren, darumb wil ich keinen papstesel noch maulesel, die nichts versucht haben, hierinn zum richter oder thadeller leiden. Wer mein dolmetzschen nicht wil, der las es anstehen, Der Teuffel dancke yhm, wers ungerne hat oder on meinen willen und wissen meistert. Sols gemeistert werden, so wil ichs selber thun. Wo ichs selber nicht thu, da lasse man mir mein dolmetzschen mit friden, und mache ein iglicher, was er wil, fur sich selbs, und habe ym ein gut jar.

Das kan ich mit gutem gewissen zeugen, das ich meine höchste trew und vleiß drinnen erzeugt, und nye kein falsche gedancken gehabt habe, denn ich habe keinen heller da fur genomen noch gesücht, noch damit gewonnen, So hab ich meine ehre drinnen nicht gemeinet, das weis Gott mein Herr, sondern habs zu dienst gethan den lieben Christen, unnd zu ehren einem, der droben sitzt, der mir alle stunde so vil guts thut, das, wenn ich tausent mal so vil und vleissig gedolmetzscht, dennoch nicht eine stunde verdienet hette zu leben, odder ein gesundt auge zu haben, Es ist alles seiner gnaden und barmhertzigkeit, was ich bin und habe, Ja es ist seines theuren bluts und säuren schweißes, darumb sols auch (ob Gott wil) alles yhm zu ehren dienen, mit freuden unnd von hertzen. Lestern mich die Sudeler und Bapstesel, wol an, so lobenn mich die frumen Christen sampt yhem hern Christo, Und bin allzu reichlich belohnet, wo mich nür ein einiger Christ fur einen trewen erbeiter erkennet. Ich frag nach Bapsteseln nichts, sie sind nicht werd, das sie meine erbeit sollen erkennen, und solt mir ym grund meins hertzen leid sein, das sie mich lobetenn. Ihr lestern ist mein höhester rhûm und ehr, Ich will doch ein

Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor sein, und sie sollen mir den namen nicht nemen, biß an den Jüngsten tag, das weiß ich furwar.

Doch hab ich widerumb nicht allzu frey die buchstaben lassen faren, Sondern mit grossen sorgen sampt meinen gehülffen drauff gesehen, das, wo etwa an einem ort gelegen ist, hab ichs nach den buchstaben behalten, und [Rand: Joh. 6, 27] bin nicht so frey davon gangen, als Johannes 6, da Christus spricht: »Disen hat Got der vatter versiegelt«, da were wol besser deutsch gewest: Disen hat Gott der Vater gezeichnet, odder: disen meint Gott der Vater. Aber ich habe ehe wöllen der deutschen sprache abbrechen, denn von dem wort weichen. Ah es ist dolmetzschen ja nicht eines iglichen kunst, wie die toll-Heiligen meinen, Es gehöret dazu ein recht, frum, trew, vleissig, forchtsam, Christlich, geleret, erfarn, geübet hertz, Darumb halt ich, das kein falscher Christ noch rotten-geist trewlich dolmetzschen könne, wie das wol scheint inn den prophetenn zu Wormbs verdeutschet, darinn doch warlich grosser vleis geschehen, und meinem deutschen fast nach gangen ist. Aber es sind Juden da bey gewest, die Christo nicht grosse hulde erzeigt haben, sonst were kunst und vleiß genug da.

Das sey vom dolmetschen und art der sprachen gesagt. Aber nu hab ich nicht allein der sprachen art vertrauet und gefolget, das ich [Rand: Röm. 3, 28] Roma. 3 »solum« (Allein) hab hinzu gesetzt, Sonder der text und die meinung S. Pauli foddern und erzwingens mit gewalt, denn er handelt ja daselbs das hauptstück Christlicher lere, nemlich, das wir durch den glauben an Christum on alle werck des gesetzes gerecht werden, Und schneit alle werck so rein abe, das er auch spricht, des gesetzes (das doch Gottes gesetz und wort ist) werck nicht helffen zur gerechtigkeit, Und setzt zum exempel Abraham, das der selbige sey so gar on werck gerecht worden, das auch das höhest werck, das dazu mal new gepoten ward von got fur und uber allen andern gesetzen und wercken, nemlich die beschneidung, yhm nicht geholffen hab zur gerechtigkeit, sonder sey on die beschneidung und on alle werck gerecht worden durch den glauben wie er spricht Cap. 4. Ist Abraham durch werck gerecht wordenn, so mag er sich rühmen, [Rand: Röm. 4, 2] aber nicht fur Gott. Wo man aber alle werck so rein abschneit, und da mus ja die meinung sein, das allein der glaube gerecht mache, und wer deutlich und durre von solchem abschneiden der werck reden wil, der mus sagen: Allein der glaube, und nicht die werck machen uns gerecht, das zwinget die sache selbs neben der sprachen art.

[...]

Auff die andern frage, ob die verstorben Heiligen fur uns bitten. Darauff wil ich yetzt kürztlich antwortenn, denn ich gedenck einen sermon von den lieben Engeln auszulassen, darinn ich diß stück weiter (wils Gott) handeln werde. Erstlich wisset yhr, das ym Bapstum nicht allein das geleret ist, das die Heiligen ym hymel fur uns bitten, Welchs wir doch nicht wissenn können, weil die schrifft uns solchs nicht sagt, Sondern auch das man die Heiligen zu Götter gemacht hat, das sie unser Patron haben müssen sein, die wir anruffen sollenn, Etlich auch die nye gewest sind, Und einem iglichen heiligen sonderliche krafft und macht zu geeigent, einem uber fewr, diesen uber wasser, diesenn uber pestil-entz, fieber, und allerley plage, das Gott selbs hat gar müssig sein müssen, und die Heiligen lassen an seiner stat wircken und schaffen. Disen gewel fülen die Papisten yetzt wol, und ziehen heimlich die pfeiffen ein, putzen unnd schmücken sich nu mit dem furbitt der Heiligen. Aber diß wil ich ytz auffschieben. Aber was gillts, ob ichs vergessen, und solchs putzen und schmücken also ungebüsset hin gehen lassen werde?

Zum andern, wisset yhr, das Gott mit keinem wort gebotten hat, wedder Engel noch Heiligen umb furbitt anzuruffenn, Habt auch yn der schrifft des kein exempel, denn man

findet, das die lieben Engel mit den vatern und propheten geredt haben, Aber nye keiner ist vor yhnen umb furbit gebeten wordenn, Das auch der ertzvater Jakob seinenn kampf-fengel nicht umb furbit [Rand: 1. Mose 32, 24 ff.] bat, sondern nam allein den segen von yhm. Man findet aber wol das [Rand: Off. 22, 9] widerspiel yn Apocalypsi, das der Engel sich nicht wolt lassen anbetten von Joanne, Unnd findet sich also, das Heiligen dienst sey ein lauter menschen tandt, und ein eygen fündlin auffer Gottes wort und der schrift. [...]

Und ob die Christen gleich haben etlich stücke der Bapstlichen gewel gethan, so haben die Bapstesel damit noch nicht beweiset, das die lieben Christen solchs gern gethan haben, vil weniger ist damit beweiset, das die Christen recht gethan haben. Christen können wol yrrren und sundigen allesamt, Gott aber hat sie allesamt leren betten umb vergebung der sunden ym vater unser, und hat yhr solch sunde, die sie haben müssen, ungern, unwissend, und von dem Widerchrist gezwungen thun, wol wissen zu vergeben, und dennoch pfaffen und münchen nichts davon sagen. Aber das kan man wol beweisen, das yn aller welt ymer ein gros heimlich mummeln und klagen gewest ist widder die geistlichen, als giengen sie mit der Christenheit nicht recht umb, Unnd die Bapstesel haben auch solchem mummeln mit fewr und schwerd trefflich widerstanden biß auff dise zeit daher. Solch mummeln beweiset wol, wie gern die Christen solch gewel gesehen, unnd wie recht man daran gethan habe. Ja lieben Bapstesel, komet nu her, und saget, Es sey der Christenheit lere, was yr erstuncken, erlogen, und als die bößwichter und verrether der lieben Christenheit mit gewalt auffgedrungen, und als die Ertzmörder vil Christen drüber ermordet habt, zeugen doch alle buchstaben yn allen Bapstsgesetzen, das nichts aus willen und rath der Christenheit yemals sey gelert, sonder eytel districte, precipiendo mandamus ist da, das ist yhr heiliger geist gewest. Solch tyrranney hat die Christenheit müssen leiden, damit yhr das sacrament geraubt, und on yhr schuld so yn gefencknus gehalten ist. Und die Esel wolten solch unleidlich tyrranney yhrs frevels uns ytz zu lang werdenn. Es sey das mal gnug auff die frage, Ein andermal mehr, Und

haltet mir meine lange schrift zu gut. Christus unser Herr sey mit uns allen. Amen.

Ex Eremo octava Septembris. 1530.

Martinus Luther
Ewr guter freunt.

Dem Erbarh und fursichtigen N. meinem
günstigen herrn und freunde.

DIE GANTZE HEILIGE SCHRIFT DEUDSCH (1545)

DAS ERSTE BUCH MOSE, 1-31

AM anfang schuff Gott Himel vnd Erden. Vnd die Erde war wüst vnd leer / vnd es war finster auff der Tieffe / Vnd der Geist Gottes schwebet auff dem Wasser.
VND Gott sprach / Es werde Liecht / Vnd es ward Liecht. Vnd Gott sahe / das das Liecht gut war / Da scheidet Gott das Liecht vom Finsternis / vnd nennet das liecht / Tag / vnd die finsternis / Nacht. Da ward aus abend vnd morgen der erste Tag.

VND Gott sprach / Es werde eine Feste zwischen den Wassern / vnd die sey ein Vnterscheid zwischen den Wassern. Da machet Gott die Feste / vnd scheidet das wasser vnter der Festen / von dem wasser vber der Festen / Vnd es geschach also. Vnd Gott nennet die Festen / Himel. Da ward aus abend vnd morgen der ander Tag.

VND Gott sprach / Es samle sich das Wasser vnter dem Himel / an sondere Orte / das man das Trocken sehe / Vnd es geschach also. Vnd Gott nennet das trocken / Erde / vnd die samlung der Wasser nennet er / Meer. Vnd Gott sahe das es gut war.

VND Gott sprach / Es lasse die Erde auffgehen Gras vnd Kraut / das sich besame / vnd fruchtbare Bewme / da ein jglicher nach seiner art Frucht trage /vnd habe seinen eigen Samen bey jm selbs / auff Erden / Vnd es geschach also. Vnd die Erde lies auffgehen / Gras vnd Kraut / das sich besamet / ein jglichs nach seiner art / vnd Bewme die da Frucht trugen / vnd jren eigen Samen bey sich selbs hatten / ein jglicher nach seiner art. Vnd Gott sahe das es gut war. Da ward aus abend vnd morgen der dritte Tag.

VND Gott sprach / Es werden Liechter an der Feste des Himels / vnd scheiden tag vnd nacht / vnd geben / Zeichen / Zeiten / Tage vnd Jare / vnd seien Liechter an der Feste des Himels / das sie scheinen auff Erden / Vnd es geschach also. Vnd Gott machet zwey grosse Liechter / ein gros Liecht / das den Tag regiere / vnd ein klein Liecht / das die Nacht regiere / dazu auch Sternen. Vnd Gott setzt sie an die Feste des Himels / das sie schienen auff die Erde vnd den Tag vnd die Nacht regierten / vnd scheideten Liecht vnd Finsternis. Vnd Gott sahe das es gut war. Da ward aus abend vnd morgen der vierde Tag.

VND Gott sprach / Es erzeuge sich das Wasser mit webenden vnd lebendigen Thieren / vnd mit Geuogel / das auff Erden vnter der Feste des Himels fleuget. Vnd Gott schuff grosse Walfische vnd allerley Thier / das da lebt vnd webt / vnd vom Wasser erreget ward / ein jglichs nach seiner art / vnd allerley gefidderts Geuogel / ein jglichs nach seiner art / Vnd Gott sahe das es gut war. Vnd Gott segenet sie /vnd sprach / Seid fruchtbar vnd mehret euch vnd erfüllet das Wasser im Meer / Vnd das Geuogel mehre sich auff Erden. Da ward aus abend vnd morgen der fünfftte Tag.

VND Gott sprach / Die Erde bringe erfur lebendige Thier / ein jglichs nach seiner art / Vieh / Gewürm vnd Thier auff Erden / ein jglichs nach seiner art / Vnd es geschach also. Vnd Gott machet die Thier auff Erden / ein jglichs nach seiner art /vnd das Vieh nach seiner art / vnd allerley Gewürm auff Erden / nach seiner art. Vnd Gott sahe das es gut war.

VND Gott sprach / Lasst vns Menschen machen / ein Bild / das vns gleich sey / Die da herrschen vber die Fisch im Meer / vnd vber die Vogel vnter dem Himel / vnd vber das Vieh / vnd vber die gantzen Erde / vnd vber alles Gewürm das auff Erden krecht.

VND Gott schuff den Menschen jm zum Bilde /zum Bilde Gottes schuff er jn / Vnd schuff sie ein Menlin vnd Frewlin. Vnd Gott segenet sie / vnd sprach zu jnen / Seid fruchtbar vnd mehret euch vnd füllet die Erden / vnd macht sie euch vnterthan. Vnd herrschet vber Fisch im Meer / vnd vber Vogel vnter dem Himel / vnd vber alles Thier das auff Erden krecht.

VND Gott sprach / Sehet da / Jch hab euch gegeben allerley Kraut / das sich besamet auff der gantzen Erden / vnd allerley fruchtbare Bewme / vnd Bewme die sich besamen / zu ewr Speise / vnd aller Thiere auff Erden / vnd allen Vogeln vnter dem Himel / vnd allem Gewürm das das Leben hat auff Erden / das sie allerley grün Kraut essen / Vnd es geschach also Vnd Gott sahe an alles was er gemacht hatte / Vnd sihe da / es war seer gut. Da ward aus abend vnd morgen der sechste Tag.

PSALM XLVI.

Gott ist vnser Zuuersicht vnd Stercke / Eine Hülffe in den grossen Nöten / die vns troffen haben.

Darumb fürchten wir vns nicht / wenn gleich die Welt vntergienge / Vnd die Berge mitten ins Meer süncken.

Wenn gleich das Meer wütet vnd wallet / Vnd von seinem vngestüm die Berge einfielen / Sela.

Dennoch sol die stad Gottes fein lüstig bleiben / mit jren Brünlin / Da die heiligen Wohnungen des Höhesten sind.

Gott ist bey jr drinnen / darumb wird sie wol bleiben / Gott hilfft jr früe.

DJe Heiden müssen verzagen / vnd die Königreiche fallen / Das Erdreich mus vergehen / wenn er sich hören¹ lesst.

Der HERR Zebaoth ist mit vns / Der Gott Jacob ist vnser Schutz / Sela.

Kompt her / vnd schawet die werck des HERRN / Der auff Erden solch zerstören anrichtet.

Der den Kriegen steuret in aller welt / Der Bogen zubricht / Spies zuschlegt / vnd Wagen mit fewr verbrend.

SEid stille / vnd erkennet / das ich Gott bin / Jch wil Ehre einlegen vnter den Heiden / Jch wil ehre einlegen auff Erden.

DER HERR Zebaoth ist mit vns / Der Gott Jacob ist vnser Schutz / Sela.

PSALM CXXX.

AVs der tieffen / Ruffe ich HERR zu dir.

HErr höre meine stimme / Las deine Ohren mercken auff die stimme meines flehens.

So du wilt HERR sünde zu rechen? HERR / Wer wird bestehen?

Denn bey dir ist die Vergebung / Das man dich fürchte.

Jch harre des HERRN / meine Seele harret / Vnd ich hoffe auff sein Wort.

Meine Seele wartet auff den HERRn / Von einer Morgenwache bis zur andern.

Jsrael hoffe auff den HERRN / Denn bey dem HERRN ist die Gnade / vnd viel Erlösung bey jm.

Vnd er wird Jsrael erlösen / Aus allen seinen Sünden.

LUKAS 1, 26-56

VND im sechsten mond / ward der engel Gabriel gesand von Gott / in eine stad in Galilea / die heisst Nazareth / Zu einer Jungfrawen / die vertrauet war einem Manne / mit namen Joseph / vom hause Dauid / vnd die Jungfraw hies Maria. Vnd der Engel kam zu jr hin ein / vnd sprach / Gegrüsset seistu holdselige / der HERR ist mit dir / du Gebenedeiete¹ vnter den Weibern.

DA sie aber jn sahe / erschrack sie vber seiner rede / vnd gedachte / welch ein grus ist das? Vnd der Engel sprach zu jr / Fürchte dich nicht Maria / Du hast gnade bey Gott funden. Sihe / du wirst schwanger werden im Leibe / vnd einen Son geben / des Namen soltu Jhesus heissen. Der wird gros / vnd ein Son des Höhesten genennet werden. Vnd Gott der HERR wird jm den stuel seines vaters Dauid geben / vnd er wird ein König sein vber das haus Jacob ewiglich / vnd seines Königreichs wird kein ende sein.

Da sprach Maria zu dem Engel / Wie sol das zugehen? sintemal ich von keinem Manne
 weiß. Der Engel antwortet / vnd sprach zu jr / Der heilige Geist wird vber dich komen /
 vnd die krafft des Höhesten wird dich vberschatten. Darumb auch das Heilige /das von
 dir geboren wird / wird Gottes Son genennet werden. Vnd sihe / Elisabet deine gefreun-
 dete / ist auch schwanger mit einem Son / in jrem alter /vnd gehet itzt im sechsten mond
 / die im geschrey ist /das sie vnfruchtbar sey / Denn bey Gott ist kein ding vmmöglich.
 Maria aber sprach Sihe / Jch bin des HERRN magd / mir geschehe wie du gesagt hast.
 Vnd der Engel schied von jr.

MAria aber stund auff in den tagen / vnd gieng auff das Gebirge endelich / zu der stad
 Jude / vnd kam in das haus Zacharias / vnd grüßet Elisabeth. Vnd es begab sich / als Eli-
 sabeth den grus Maria höret / hüpfet das Kind in jrem leibe. Vnd Elisabeth ward des
 heiligen Geists vol / vnd rieff laut / vnd sprach / Gebenedeiet bistu vnter den Weibern /
 vnd gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes. Vnd wo her kompt mir das / das die Mut-
 ter meines HERRn zu mir kompt? Sihe / da ich die stimme deines Grusses hörete / hüpf-
 fet mit freuden das Kind in meinem Leibe. Vnd o selig bistu / die du geglaubt hast /Denn
 es wird volendet werden / was dir gesagt ist von dem HERRN. Vnd Maria sprach.
 Meine Seele erhebt den HERRN.

Vnd mein Geist frewet sich Gottes meines Heilandes.

Denn er hat seine elende Magd angesehen /Sihe / von nu an werden mich selig preisen
 alle Kinds kind.

Denn er hat grosse Ding an mir gethan / der da Mechtig ist / vnd des Namen heilig ist.
 Vnd seine Barmhertzigkeit weret jmer für vnd für / Bey denen die jn fürchten.

Er vbet gewalt mit seinem Arm / Vnd zurstrewet die Hoffertig sind in jres hertzen sinn.
 Er stösset die Gewaltigen vom stuel / Vnd erhebt die Elenden.

Die Hungerigen füllet er mit Güttern / Vnd lesst die Reichen leer.

Er dencket der Barmhertzigkeit / Vnd hilfft seinem diener Jsrael auff.

Wie er geredt hat vnsern Vetern / Abraham vnd seinem Samen ewiglich.

VND Maria bleib bey jr bey dreien monden /Darnach keret sie widerumb heim.

KIRCHENLIEDER

EIN FESTE BURG IST UNSER GOTT,

Ein gute wehr und waffen.

Er hilfft uns frey aus aller not,

die uns jtzt hat betroffen.

Der alt böse feind

mit ernst ers jtzt meint,

gros macht und viel list

sein grausam rüstung ist,

auff erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts getan,

wir sind gar bald verloren,

Es streit für uns der rechte man,

den Gott hat selbs erkoren.

Fragstu wer der ist?

Er heist Jhesu Christ,
der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
das felt mus er behalten.

Und wenn die welt voll Teuffel wer
und wolt uns gar verschlingen,
Es sol uns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
wie saur er sich stelt,
thut er uns doch nicht,
das macht er ist gericht,
Ein wörtlein kan jn fellen.

Das wort sie sollen lassen stan
und kein danck dazu haben,
Er ist bey uns wol auff dem plan
mit seinem geist und gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind und weib,
las faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich mus uns doch bleiben.

AUS TIEFFER NOT SCHREY ICH ZU DYR,
Herr Gott erhor meyn ruffen.
Deyn gnedig oren ker zu myr
und meyner bitt sie offen.
Denn so du wilt das sehen an,
was sund und unrecht ist gethan,
wer kan Herr fur dyr bleyben?

Bey dyr gillt nichts den gnad und gonst
die sunden zu vergeben.
Es ist doch unser thun umb sonst
auch ynn dem besten leben.
Fur dyr niemant sich rhumen kan,
des mus dich furchten yderman
Und deyner gnaden leben.

Darumb auff Gott will hoffen ich,
auff meyn verdienst nicht bawen,
Auff yhn meyn hertz sol lassen sich
und seyner guete trawen,
Die myr zu sagt seyn werdes wort,
das ist meyn trost und trewer hort,
Des will ich allzeyt harren.

Erasmus von Rotterdam

* 28. Oktober 1466 oder 1469 Rotterdam + 11. Juli 1536 Basel

Humanist, Doktor der Theologie, in allen Kreisen hochangesehener Gelehrter seiner Zeit, von internationaler Bedeutung. Obwohl er die Verweltlichung der Kirche kritisierte, blieb er ein Gegner Martin Luthers und der Reformation. Herausgeber des *Novum instrumentum omne* (1516), der ersten kritischen Ausgabe des griechischen Neuen Testaments mit eigener lateinischer Übersetzung und Anmerkungen. Werke: *Enchiridion militis christiani* (1503), *Morias enkomion seu laus stultitiae* (1511), *De libero Arbitrio diatribe sive collatio* (1524).

Homo sum, et humani nihil alienum a me puto. Quod ad gloriam attinet, fateor olim iuuenis pulchrum esse duxi laudari a viris laudatis...

BRIEF AN NATALIS BEDA. SELBSTCHARAKTERISTIK

Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches liegt mir fern, wie ich glaube. Was den Ruhm betrifft, so habe ich, wie ich gestehe, als junger Mann einst es für schön gehalten, von berühmten Männern gelobt zu werden, doch als ich erkannte, welche Last es bedeute, berühmt zu sein, habe ich nichts mehr gewünscht, als womöglich den Ruhm ganz abzuschütteln oder da zu verbergen, wo, wie man sagt, der Hirsch sein Geweih hinlegt. [...]

Niemand ist sein eigener gerechter Richter; ganz gewiß. Doch während ich sonst Fehler genug habe, dürfte mir die Ruhmsucht recht fernliegen, aus diesem Grunde als Luther noch nicht aufgetreten war, und in aller Stille die wissenschaftlichen Studien blühten, dünkte ich mich – um ganz offen die Wahrheit zu gestehen – glücklich durch die Freundschaft mit so vielen gebildeten Menschen; an Lobsprüchen habe ich niemals besondere Freude gehabt, und wenn sie das Maß überstiegen, nahm ich sogar Anstoß daran. Hätte mich der große Beifall seitens der Deutschen erfreut, hätte ich es gerne gehört, „Fürst der Wissenschaften“, „Oberpriester der Studien“, „Beschützer der wahren Theologie“, „Stern und Zierde Deutschlands“ genannt zu werden, so würde ich jetzt, wo mir das genommen ist, Martern ausstehen. In Wirklichkeit aber ist mir das gerade recht, wenn ich für jene nichts anderes bin als Erasmus, fast freue ich mich sogar, das Neid bringende Lob los zu sein. Ja auch von den Tollen Schriften, mit denen mich die angreifen, die einst über alle Maßen mein Lob verkündeten, glaube ich bisher genug in maßvoller Geduld über mich ergehen lassen zu haben. Wenn ich auch weiß, daß es einen Frieden mit gewissen übel beleumundeten Geistern, die mich um der Wissenschaft willen hassen, niemals geben wird, so will ich doch lieber vollkommen wehrlos mich den Steinwürfen von rechts und links aussetzen, als in dieser Partei, die weithin Gebiete und Fürstenhöfe in Beschlag genommen hat, Führer und Statthalter sein, und bis jetzt konnten weder Schmeicheleien noch Drohungen oder Schimfreden von beiden Seiten mich veranlassen, meinen Standpunkt aufzugeben.

BRIEF AN MARTIN BUCER. ABSAGE AN DIE REFORMATION. ZEITKRITIK

[...] Du stellst allerlei Vermutungen auf, warum ich mich nicht zu Eurer Kirche bekannt habe. Aber wisse: was mich an erster Stelle und hauptsächlich von jener Gemeinschaft zurückhielt, war mein Gewissen; wenn das davon hätte überzeugt werden können, die Sache stamme von Gott, so würde ich längst in Euren Reihen stehen. Der nächste Grund ist: ich sehe in jener Schar viele, die aller evangelischen Lauterkeit bar sind. Von Gerüchten und Verdächtigungen rede ich nicht, ich spreche von Erfahrungstatsachen, und zwar habe ich die Erfahrung zu meinem eigenen Schaden gemacht. Es handelt sich nicht nur um die Menge, sondern auch um solche, die etwas zu bedeuten scheinen, um nicht zu sagen: die Führer sind. Über Leute, die ich nicht kenne, steht mir kein Urteil zu, die Welt ist groß. Ich kannte gewisse Leute, die trefflich waren, bevor sie sich zu der neuen Bewegung bekannten; wie sie jetzt sind, weiß ich nicht, bestimmt erfahren habe ich, daß einige schlechter geworden sind, keiner besser, soweit man menschlicherweise urteilen kann.

Drittens schreckt mich die bekannte große Uneinigkeit unter den Führern ab. Um von den Schwarmgeistern und Wiedertäufern zu schweigen, wie bitter befehlen sich in Schriften Zwingli, Luther und Osiander! Die Grausamkeit der Fürsten habe ich niemals gebilligt, aber sie wird durch die Moral gewisser Leute hervorgerufen, während man doch durch Heiligkeit und Angemessenheit des sittlichen Verhaltens das Evangelium empfehlen sollte, wenn Ihr wirklich das besäße, dessen Ihr Euch rühmt. Um anderes zu übergehen, was sollte es bedeuten, daß Luther in dieser Weise dem Könige von England gegenüber Speichellecker war, als er unter dem Beifall der Welt eine so schwierige Aufgabe unternommen hatte? Dachte er nicht daran, welche Rolle er da spielte? War es ihm gleichgültig, daß die Augen der ganzen Welt auf ihn allein gerichtet waren? Und dieser Mann ist der Heros dieser Bewegung; daß er mich so possenhaft behandelt hat, erbost mich nicht so sehr, aber daß er die Sache des Evangeliums verriet, Fürsten, Bischöfe, Pseudomönche, Pseudotheologen guten Männern über den Hals brachte, die schon unerträgliche Knechtschaft verdoppelte, das ist es, was mich quält. Ich glaube ein kommendes grausames und blutiges Jahrhundert zu sehen, wenn die erregten Menschen wieder zur Ruhe kommen, und das ist jetzt der Fall. Du wirst sagen: Unruhen bringen immer Übel mit sich. Es war aber doch sicher Aufgabe der Führer, hauptsächlich für die Moral Sorge zu tragen, Lügner, Meineidige, Trunkenbolde, Hurer nicht einmal eines Blickes zu würdigen. Jetzt, höre ich, ist es ganz anders, ja, ich sehe es geradezu. Wenn ein Mann spürt, daß seine Frau williger geworden ist, der Lehrer, daß sein Schüler besser gehorcht, die Obrigkeit, daß die Bürger leichter zu behandeln sind, der Unternehmer, daß treuer gearbeitet wird, der Käufer, daß der Verkäufer nicht mehr so verschlagen ist, so wäre das eine große Empfehlung des Evangeliums: Jetzt bringt es die Moral gewisser Leute dahin, daß die, welche aus Liebe zur Frömmigkeit und Haß gegen Heuchelei ursprünglich Anhänger der neuen Bewegung waren, jetzt die Lust verlieren. Und die Fürsten, die sehen, wie ein ungezügelter Volk sich bildet, aus Landstreichern, Flüchtlingen, Verschwendern, Armen, Elenden, zumeist auch Bösen zusammengesetzt, verwünschen sich selbst, auch die, welche anfänglich Gutes von der Sache erhofft hatten. Nur mit heftigem Schmerze rede ich davon, nicht nur weil ich den schlimmen Ausgang der falsch angefaßten Sache voraussehe, sondern auch, weil ich sie nachgerade ausbaden muß. Gewisse Leute nämlich, die ungerecht urteilen, legen es meinen Schriften zur Last, daß die scholastischen Theologen oder die Mönche vielfach geringer geschätzt werden, als sie gerne möchten,

daß die Zeremonien darniederliegen, man sich um die Herrschaft des römischen Papstes nicht kümmert. In Wirklichkeit ist es nicht verborgen, aus welcher Quelle dieses Übel entsprang: sie haben das Seil zu straff gespannt, jetzt reißt es. Sie haben die Autorität des Papstes nahezu vor die Christi gesetzt, haben die ganze Frömmigkeit an den Zeremonien bemessen, sehr starken Beichtzwang ausgeübt, die Mönche führten ungestraft das Regiment und dachten schon offen an Tyrannei. Es trat schließlich ein, was eintreten mußte: das Seil riß. Ich fürchte mit Bangen, so wird es auch den Fürsten ergehen, wenn auch sie weiterhin das Seil mehr als billig spannen. Bei der Art und Weise wiederum, wie die Gegenseite es trieb, konnte es keinen anderen Ausgang geben, als den wir jetzt sehen. Möchten wir nur nicht noch Schlimmeres zu sehen bekommen! Die Führer dieser Bewegung hätten, wenn sie Christus zum Vorbild nahmen, nicht nur von allen Lastern sich fernhalten müssen, sondern auch von jedem bösen Schein; sie hätten das Evangelium in keiner Weise in Mißkredit bringen dürfen und geflissentlich das vermeiden müssen, was zwar erlaubt, aber nicht nützlich ist. Insbesondere hätten sie sich vor jedem Aufruhr hüten müssen. Wären sie ehrlich und maßvoll vorgegangen, so hätten sie die Gunst der Fürsten und Bischöfe gewonnen, denn nicht alle sind Jammergestalten. Man hätte auch nichts unüberlegt niederreißen sollen, ohne einen besseren Ersatz vorbereitet zu haben. Jetzt beten die, die die Horengebete beiseite geworfen haben, überhaupt nicht mehr. Viele, die das heuchlerische Gewand abgelegt haben, sind im übrigen schlimmer als zuvor, sie verachten die bischöflichen Verfügungen und folgen nicht den Geboten Gottes, sie kümmern sich nicht um das Fasten und frönen der Kehle und dem Bauch. Es ist eine lange Tragödie, die wir teils selbst täglich sehen, teils durch andere zu hören bekommen. Die Abschaffung der Messe hat mir nie gefallen, so gewiß mir das schmutzige und geldgierige Meßpriestergeschlecht stets mißfiel. Auch manches andere hätte ohne Unruhe geändert werden können. Jetzt gefällt gewissen Leuten überhaupt nichts Überkommenes mehr, wie wenn man plötzlich eine neue Welt schaffen könnte! Es wird immer Dinge geben, die fromme Menschen ertragen müssen. Glaubt jemand, man müsse deshalb die Messe ganz abschaffen, weil mancher sie mißbraucht, so müßte man auch die Predigt im Gottesdienst beseitigen, an der allein nahezu Ihr noch festhaltet. Ebenso denke ich über Heiligenverehrung und Bilder. Dein Brief verlangte eigentlich eine ausführlichere Beantwortung; sie ist freilich, wo ich so viel zu tun habe, auch so reichlich lang geworden. Ich höre, daß Du wohl befähigt bist, das Evangelium zu verkünden, auch gesitteter bist als viele.

Daher möchte ich, daß Du in kluger Weise Dich bemühst, das begonnene Werk durch Standhaftigkeit, Maßhalten in der Lehre und Lauterkeit der Sitten zu einem des Evangeliums würdigen Abschluß kommen zu lassen. Dabei werdet Ihr mich, soweit es in meinen Kräften steht, auf Eurer Seite haben. Jetzt kann trotz aller Machenschaften und Angriffe der Mönchsscharen und gewisser Theologen nichts mich bewegen, vollbewußt mein armes Seelchen aufs Spiel zu setzen. Du wirst klug genug sein, diesen Brief nicht zu verbreiten, damit nicht Unannehmlichkeiten daraus entstehen. [...]

BRIEF AN BALTHASAR MERCKLIN. DIE ABENDMALSLEHRE UND -FEIER. RUF NACH WÜRDIGEN PRIESTERN

[...] Wir haben ein ganz klares Zeugnis von Christus und Paulus, es ist durch die Kirchenväter unzweideutig bezeugt, daß die Alten, denen die Kirche nicht ohne Grund so viel Autorität beimißt, einträchtig der Überzeugung waren, in der Eucharistie sei die wahre

Substanz des Leibes und Blutes des Herrn; dazu kommt die einhellige, immer wieder bezeugte Autorität der Konzile und die so weit greifende Einmütigkeit des Christenvolkes – also wollen auch wir einträchtig sein bei dem so himmlischen Geheimnis und „hier auf Erden in einem dunklen Worte“ [i. Kor. 13,12] von Brot und Kelch des Herrn essen und trinken, bis wir es anders tun im Reiche Gottes. Möchten doch die Anhänger Berengars von Tours auf seinem Irrwege auch dem Büsser Berengar folgen und auch der Irrtum dieser Leute für die Kirche ein gutes Ende nehmen!

Dieses Sakrament ist von unzähligen Fragen umwittert: wie geschieht die Transsubstantiation? Wie können die Akzidenzen ohne Subjekt existieren? Wie behalten sie Farbe, Geruch, Geschmack, Fähigkeit zu sättigen, zu erquickern, zu nähren, die Brot und Wein vor der Konsekration besaßen? In welchem Moment beginnt die Existenz von Leib und Blut des Herrn, wann nimmt die Substanz von Leib und Blut ein Ende? Folgt verdorbenen Spezies eine neue Substanz? Wie kann ein und derselbe Leib an zahllosen Orten sein? Wie kann ein richtiger Menschenleib unter einem so kleinen Stück Brot sein? Und dergleichen Fragen mehr, die von Menschen mit geschärfter Empfindung ganz nüchtern geprüft werden sollten.

Für das Volk genügt der Glaube, daß nach der Konsekration dort der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn ist, die weder geteilt noch verletzt werden können, denen auch nichts widerfährt, was auch mit den Spezies vor sich gehen mag. Denn wenn der Leib des Herrn, falls man ihn in den Kot oder Abtritt wüf, oder durch die Aufnahme in den Bauch des Menschen befleckt würde, würde er durch nichts mehr besudelt, als wenn er von einem durch Verbrechen verunreinigten Menschen genommen wird. Für die christliche Religion ziemt es sich, die sakramentalen Spezies mit aller Ehrfurcht zu behandeln, aber wie Gott, der seiner Natur nach ebenso im Abtritt ist wie im Himmel, weder verletzt noch befleckt werden kann, so auch nicht der verklarte Leib des Herrn. Kurz, allen Bedenken menschlicher Überlegung gegenüber wollen wir uns zunächst die ungeheure Macht Gottes vergegenwärtigen, dem nichts unmöglich, für den alles leicht ist; sodann, wie unschätzbar wertvoll die Gaben des verklarten Leibes sind – es ist ja der Herr Jesus! Es ist also selbstverständlich, daß wir entsprechend unserer Überzeugung würdig feiern und unseren Glauben durch die Tat bekräftigen. Welche Reinheit, welche Ehrerbietung, welchen heiligen Schauer dieses immer und immer wieder anzubetende Mysterium erfordert, wer kann das würdig in Worten ausdrücken?!

Soll man aber glauben, daß die von Herzen gläubig sind, die während dem Vollzug dieses Mysteriums in der Kirche schwatzend umhergehen, oder, wie es da und dort üblich ist, auf dem Markte vor den Türen der Kirche stehen und mit müßigem Geschwätz die Zeit totschiessen?! Einst war das der Platz für die Büsser oder Katechumenen. Gewisse Leute eilen, kaum daß die Hostie gezeigt wurde, in die Küche und lassen die Kirche leer. Was ist das für ein Benehmen?! Handelt es sich um die Erzählung einer Anekdote, dann bleibt man bis zum Schluß, und das Ende dieses himmlischen Mysteriums kann man nicht erwarten?! Den Tisch des Herren umstehen der Anbetung würdige Engelscharen, der ist gegenwärtig, auf den das ganze himmlische Heer mit Freuden blickt, und Du empfindest Überdruß und Langeweile, als wenn es sich um ein Theaterstück handelte, oder Du schwätzeest oder trinktest?!

Zu einer würdigen Verehrung dieses Mysteriums durch das Volk trägt nicht wenig das Leben des Priesters bei. Einst, in der glücklichsten Zeit der Kirche, kannte man nur eine heilige Handlung, die der Bischof ganz allein vollzog. Zuerst war es religiöses Empfinden, dann auch Gewinnsucht, die zu einer Schar von Priestern lockte. Schließlich ist

es dahin gekommen, daß viele in keiner anderen Gesinnung das Meßopfer darbringen lernen, als wie jemand aus dem Volke ein Handwerk lernt, sei es Schuster, Steinmetz oder Schneider. Diesen Leuten ist die Messe nichts anderes als Gelderwerb. Gewiß, wer dem Altar dient, soll vom Altar leben. Aber von diesem Mysterium sollte jeder Schein eines Wirtschaftsbetriebes fernbleiben, und die Diener dieser heiligen Handlung müssen nicht nur durch ihre Gesten, ihre Kleider oder ihre Sprechweise, sondern auch durch ihre ganze Lebenshaltung der Würde ihres Amtes entsprechen. Vollkommene Nüchternheit, vollkommene Keuschheit, vollkommene Reinheit, vollkommene Verachtung der Freuden dieser Welt, unbegrenzte Liebe zur Hl. Schrift ziemt sich für sie.

[...] Die Priester sollten sich auf die hehre Weihe ihres Amtes besinnen: wenn sie am Altare stehen, haben sie die Engel zu Dienern; gewisse Priester aber scheuen sich nicht, hinterher mit dem Abschaum der Menschheit Kameradschaft zu pflegen, um nichts Derberes zu sagen. Möchte doch das Benehmen derer, die ein Amt, das an Würde die Engel übersteigt, ausüben, nicht den Ketzern Anlaß geben, über dieses unaussprechliche Mysterium eine gottlose Meinung zu haben! Möchten sie vielmehr ihrem Amte Ehre machen, auf daß sie der Herr wiederum ehre, vor den Menschen und vor seinem Vater im Himmel!

HANDBÜCHLEIN DES CHRISTLICHEN STREITERS *ENCHIRIDION MILITIS CHRISTIANI*

Gegen das Übel der Unwissenheit. Da der Glaube die einzige Türe zu Christus ist, so muß es die erste Regel sein, über Christus und die von seinem Geist überlieferten Schriften die rechte Kenntniss zu haben. Dein Glaube darf nicht, wie gemeinhin beim Christenvolk, auf den Lippen liegen, kalt, schläfrig, zaghaft sein, er muß vielmehr von ganzem Herzen kommen und fest und unverrückt im Inneren sitzen, daß jeder Buchstabe in der Heiligen Schrift ohne Ausnahme gar sehr zu deinem Heil dient. Es darf dich nicht stören, daß du ein gut Teil Menschen so leben siehst, als wären Himmel und Hölle Altweiberfabeln oder Droh- oder Lockmittel für Kinder. Bleibe fest in deinem Glauben. Und wäre die ganze Welt auf einmal verrückt, die Elemente wandelten sich, die Engel fielen ab: Die Wahrheit kann nicht lügen. Was Gott vorhergesagt hat, muß sich erfüllen. Glaubst du an Gottes Existenz, so mußt du auch an seine Wahrhaftigkeit glauben. Sei überzeugt, nichts ist so wahr, so sicher und unzweifelhaft zu hören, zu sehen oder zu greifen wie die Schriften, welche die

Gottheit, die Wahrheit, eingegeben, die heiligen Propheten kundgetan, viele Märtyrer mit ihrem Blut besiegelt, Tausende von frommen Menschen viele Jahrhunderte hindurch einmütig bestätigt haben, welche Christus selbst in seiner Menschheit überliefert und in seinem Wandel zum Ausdruck gebracht hat, welche von Wundern bekräftigt und selbst von den Teufeln geglaubt werden, die vor ihnen erzittern (Jak. 2, 19). Schließlich stimmen sie mit dem Gleichmaß der Natur überein, sind unter sich einhellig, packen, reißen mit und wandeln diejenigen um, die sie aufmerksam lesen. Wenn so viele Beweise allein auf sie zutreffen, welcher Wahnwitz wäre es, am Glauben zu zweifeln! Schließe aus der Vergangenheit auf die Zukunft! Was hatten die Propheten nicht von Christus vorausgesagt, fast Unglaubliches! Alles ist eingetreten. Wer hier nicht trog, sollte sonst trügen? Schließlich haben die Propheten nicht gelogen, und Christus, der Herr der Propheten, sollte lügen? Wenn du durch solche Überlegungen die Glaubensflamme entfacht

hast, so bitte Gott inständig, er möge dir den Glauben mehren – es würde mich wundern, wenn du lange schlecht sein könntest. Denn wer ist so verrückt, daß er nicht vor dem Laster zurückschreckt, wenn er nur fest glaubt, daß man mit kurzem Vergnügen wegen der unglückseligen Gewissenspein auch ewige Marter erkaufte, daß hingegen den Frommen für die kurze und leichte Anfechtung die hundertfältige Freude eines reinen Gewissens und endlich unsterbliches Leben zuteil wird? [...]

Zwei Welten wollen wir uns vorstellen, die geistige und die sichtbare. Die geistige können wir auch »Welt der Engel« nennen, in welcher Gott mit den seligen Geistern wohnt, die sichtbare Welt sind die himmlischen Sphären und was sie umschließen. Der Mensch steht gleichsam als dritte Welt in der Mitte und nimmt an beiden Welten teil, an der sichtbaren dem Leibe nach, an der unsichtbaren der Seele nach. In der sichtbaren Welt dürfen wir, da wir Pilger sind, nicht ausruhen, vielmehr muß man alles Sinnliche in geeigneter Vergleichung entweder auf die Engelwelt oder, was noch besser ist, auf die moralischen Wahrheiten und auf das, was ihnen im Menschen entspricht, beziehen ... Kurzum: Alle leiblichen Empfindungen müssen seelisch verstanden werden. Darin beruht also der Weg zu einem geistlichen und vollkommenen Leben, daß wir uns allmählich lossagen von der Welt dessen, was nicht wahrhaft ist, sondern zum Teil zu sein scheint, was es nicht ist, wie zum Beispiel schändliche Lust, weltliche Ehre, oder zum Teil zerfließt und zunichte wird, und daß wir zum Ewigen, Unveränderlichen, Echten entrückt werden... Was soll also der Christ tun? Soll er die Gebote der Kirche nicht befolgen? Soll er die ehrenwerten Traditionen der Vorfahren verachten? Soll er die frommen Gewohnheiten verdammen? Im Gegenteil: Wenn er ein schwacher Christ ist, wird er sie halten, als seien sie notwendig, ist er aber stark und vollkommen, so wird er sie um so mehr halten, um nicht durch sein Wissen dem schwachen Bruder Ärgernis zu geben und ihn zu töten, für den Christus gestorben ist. Jenes muß man tun, dies soll man nicht lassen. Leibliche Werke werden nicht verdammt, aber die unsichtbaren haben den Vorzug. Der sichtbare Gottesdienst wird nicht verdammt, aber Gott wird nur durch unsichtbare Frömmigkeit versöhnt. Gott ist Geist und will geistige Opfer. Schlimm ist es, wenn Christen nicht wissen, was schon ein heidnischer Dichter wußte, der von der Frömmigkeit sagte: »Ist Gott ein Geist, wie uns künden die Lieder, so wisse das eine: Rein sei dein Geist, wie Gott heischt, willst du verehrend ihm nahn!« – Laßt uns den Verfasser nicht verachten, mag er auch ein Heide oder unbedeutend gewesen sein! Der Satz selbst ist eines großen Theologen würdig und, soweit ich sehe, kennt ihn jeder, aber wenige nur verstehen ihn, obwohl alle ihn lesen. Er hat aber die Bedeutung: Gleiches wirkt auf Gleichartiges.

LOB DER TORHEIT *MORIAS ENKOMION SEU LAUS STULTITIAE*

Jetzt will ich aber endlich auf Paulus zurückkommen. »Willig«, sagt er, »ertragt ihr die Narren« (2. Kor. 11, 19) und spricht dabei von sich selbst. Und wiederum: »Nehmt mich als einen Narren!« Und: »Ich spreche nicht im Sinne des Herrn, sondern gleichsam in Narrheit« (2. Kor. 11, 17). – »Wir sind«, sagt er, »Narren um Christi willen« (1. Kor. 4, 10). Ihr hört, von welch hervorragendem Autor hier die Torheit hoch gepriesen wird. Empfiehlt der gleiche Apostel die Torheit nicht geradezu als überaus lebensnotwendig und heilsam? [...]

Beweist das folgende nicht eindeutig, daß alle Menschen töricht sind, auch die Frommen? Ist nicht Christus selbst, der doch die Weisheit des Vaters ist, auf eine gewisse Art zum Toren geworden, um die Menschheit von ihrer Torheit zu erretten, und menschliche Gestalt annahm und an Gebärden wie ein Mensch erfunden war? So ist er auch zur Sünde geworden, um die Sünden zu tilgen. Er wollte sie aber nicht anders tilgen als durch die Torheit des Kreuzes, durch die einfältigen und ungebildeten Apostel. Ihnen legt er beständig die Torheit ans Herz und warnt sie vor der Weisheit, wenn er sie auf das Beispiel der Kinder, der Lilien, des Senfkorns und der winzigen Sperlinge verweist, die doch alle stumpf und gefühllos sind und frei von Arglist und Sorge leben, allein von der Natur geführt. Ja, er verbietet ihnen jede Art von Sorge, wie sie wohl vor den Großen sprechen sollten, er untersagt ihnen das Forschen nach Zeit und Gelegenheit, vielleicht, damit sie nicht auf ihre eigene Klugheit bauten, sondern ihre Sache ganz auf ihn stellten. In diesem Sinne auch warnt Gott, der Schöpfer der Welt, die Menschen, nicht vom Baum der Erkenntnis zu essen, als ob die Erkenntnis für das Glück Gift sei. Paulus verwirft die Erkenntnis unverblümt als aufgeblasen und gefährlich [...]

Die christliche Religion hat allem Anschein nach eine gewisse Verwandtschaft mit der Torheit und recht wenig mit der Weisheit gemein. Wollt ihr die Beweise dafür haben, dann richtet euer Augenmerk zunächst einmal auf die Kinder, Greise, Frauen und einfältigen Seelen, die mehr als alle anderen ihre Freude an heiligen und religiösen Dingen haben und deshalb, wie von der Natur getrieben, immer in unmittelbarer Nähe der Altäre sind. Zudem seht ihr ja auch, daß jene ersten Glaubensboten in ihrer unverbrüchlichen Einfalt heftige Gegner der Wissenschaft waren. Schließlich gibt es wohl keine besseneren Narren als diejenigen, welche die Inbrunst christlicher Frömmigkeit einmal ganz erfaßt hat: Sie verschleudern ihre Habe, ertragen Ungerechtigkeiten, lassen sich hintergehen, machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, die Lust ist ihnen zuwider, sie haben ihr Genügen am Hunger, an Nachtwachen, Tränen und Mühsal und Schmähungen. Sie hassen das Leben und wünschen sich einzig nur den Tod, kurz: Sie scheinen jedes Gefühl für gesunden Menschenverstand eingebüßt zu haben, als ob ihr Geist woanders lebte, nicht in ihrem Körper. Was ist denn das anderes als Unverstand, Verrücktheit? Um so weniger erstaunlich mag es sein, wenn die Apostel »voll süßen Weines« erschienen und Paulus dem Richter Festus zu rasen schien.

Doch da wir uns einmal ins Löwenfell gekleidet haben, wollen wir auch noch beweisen, daß die Seligkeit der Christen, die sie unter so vielen Mühen erstreben, nichts anderes ist als eine Art Verrücktheit oder Torheit. Nehmt an den Worten keinen Anstoß und überlegt lieber die Sache!

VORREDEN ZUM NEUEN TESTAMENT (1516) *NOVUM INSTRUMENTUM OMNE*

ERMAHNUNG

In allen übrigen Disziplinen, die menschlicher Fleiß hervorgebracht hat, ist nichts so verborgen und versteckt, was der Scharfsinn des Geistes nicht erforscht, nichts so schwer, was nicht harte Arbeit erobert hätte. Warum aber beschäftigen wir uns mit dieser einen Philosophie nicht so, wie wir sollten, obwohl wir uns doch schon durch unseren Christenamen zur Heerschar Christi bekennen? Die Platoniker, Pythagoräer, Akademiker, Stoiker,

Zyniker, Peripatetiker, Epikuräer kennen die Lehren ihrer Sekte genau oder wissen sie sogar auswendig, sie kämpfen für sie und wollen eher sterben, als die Fahne ihres Meisters verlassen. Warum haben wir nicht vielmehr eine solche Gesinnung gegenüber unserem Meister und Haupt Christus? Wer fände es nicht sehr abscheulich, wenn ein Jünger der aristotelischen Philosophie nicht wüßte, was Aristoteles über die Ursache des Blitzes, den Urstoff, das Unbegrenzte gedacht hat – Dinge, deren Kenntnis keinen glücklich, deren Unkenntnis keinen unglücklich macht. Und wir, die wir so vielfach Christus geweiht und durch so viele Sakramente Christus verbunden sind, wir halten es nicht für Schimpf und Schande, seine Lehren nicht zu kennen, die, das gewisseste Glück für alle vermitteln? [...]

Warum denken wir nicht alle so: Es muß eine neue und wunderbare Art von Philosophie sein, um deren Verkündigung willen Gott Mensch wurde, der Unsterbliche ein Sterblicher, der im Herzen des Vaters Weilende sich auf die Erde herabließ. Was auch immer es sein mag, es muß etwas Großes und keineswegs Alltägliches sein, was uns jener bewundernswerte Meister nach so vielen trefflichen Philosophenschulen, den vielen glänzenden Propheten auf Erden lehren wollte. Warum suchen wir hier nicht in frommer Neugierde alle Einzelheiten kennenzulernen, zu erforschen und zu untersuchen? Zumal man diese Art von Weisheit, die so hervorragend war, daß sie einst die ganze Weisheit dieser Welt zur Torheit machte (1. Kor. 1, 20), aus diesen wenigen Büchern wie aus den klarsten Quellen mit viel geringerer Mühe schöpfen kann als aus den vielen dornenreichen Bänden und den unübersehbaren, noch dazu einander widersprechenden Kommentaren die aristotelische Lehre, ganz abgesehen von ihrem größeren Nutzen. Denn es bedarf hier nicht vieler strenger wissenschaftlicher Kenntnisse. Das Wegegeld ist einfach und für jedermann bereit. Bring nur ein frommes, williges Herz mit und einen einfachen, reinen Glauben! Du mußt nur lernen wollen, so hast du schon viel in dieser Philosophie erreicht. Sie selbst gibt dir den Heiligen Geist zum Lehrer, der sich am liebsten einfältigen Herzen mitteilt. Die Disziplinen jener Philosophen verheißen nicht nur ein falsches Glück, durch die Schwierigkeit der Gebote schrecken sie auch viele ab. Diese hingegen paßt sich allen in gleicher Weise an, sie unterwirft sich den Kleinen, fügt sich in ihr geringes Maß, nährt sie mit Milch, trägt, hegt und pflegt sie und tut alles, bis wir groß werden in Christus. Sie steht zwar den Geringen bei, aber sie ist auch für die Höchsten bewundernswert. Ja, je mehr du dich in ihre Schätze vertiefst, desto mehr fördert dich ihre Majestät. Den Kleinen ist sie klein, den Großen mehr als übergroß. Kein Alter, kein Geschlecht, keine Stellung, keine Lage verschmäht sie. Die Sonne scheint nicht so allgemein für alle wie die Lehre Christi. Keinen hält sie fern, außer denjenigen, der sich selbst mißgünstig fernhält.

Ich bin ganz und gar nicht der Meinung derer, die nicht wünschen, daß die Heilige Schrift von Laien in der Volkssprache gelesen werde, so, als ob Christus so dunkel gelehrt hätte, daß ihn kaum die wenigen Theologen verstehen, oder als ob die christliche Religion ihren Schutz darin hätte, daß man sie nicht kennt! Vielleicht ist es besser, die Geheimnisse von Königen zu verbergen, doch Christus will, daß seine Geheimnisse möglichst weit bekannt werden. Ich wünschte, alle Frauen läsen das Evangelium, läsen die paulinischen Briefe. Wenn sie doch in alle Sprachen übersetzt wären, so daß nicht nur die Schotten und Iren, sondern auch die Türken und Sarazenen sie lesen und verstehen könnten! Der erste Schritt ist es freilich, sie irgendwie kennenzulernen. Mögen viele darüber lachen, aber doch einige gewonnen werden! Möge doch der Bauer hinter dem Pflug davon singen, der Weber zu seinen Fäden etwas davon summen, der Wanderer sich mit solchen Geschichten die Langeweile des Weges verkürzen!

EINFÜHRUNG

Was nun die Schriften betrifft, mit deren Hilfe wir besser dahin gelangen, so muß man in erster Linie drei Sprachen lernen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, denn die ganze geheimnisvolle Schrift ist bekanntlich in diesen Sprachen ans Licht gekommen. Wenn außerdem eine besondere, glückliche Begabung und eine reine, natürliche Anlage einen guten Theologen zu verheißen scheinen, so habe ich ebensowenig wie Augustin etwas dagegen, daß er in bestimmten Grenzen in den freien Künsten geschult und vorbereitet wird, in Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Astrologie, insbesondere aber in der Naturkunde der Tiere, der Pflanzen, der Gesteine, dazu in der Kenntnis derjenigen Stätten, welche die Heilige Schrift erwähnt. Denn wenn wir diese Gegenden kennen, folgen wir in Gedanken der Erzählung und werden im Geist gleichsam dort umhergeführt, so daß wir die Dinge zu sehen, nicht nur zu lesen vermeinen. Zugleich bleibt das so Gelesene viel besser im Gedächtnis. Wenn wir dann aus den Schriften der Historiker nicht nur die geographische Lage der Völker, von welchen berichtet wird oder an welche die Apostel schreiben, sondern auch ihren Ursprung, ihre Sitten und Einrichtungen, ihren Kultus und ihre Wesensart kennengelernt haben, so fällt eine wundersame Fülle von Licht und gleichsam Leben auf die Lektüre, die geradezu einschläfernd und tödlich wirken muß, wenn nicht nur diese Sachkenntnis, sondern vielfach auch die Wortkenntnis fehlt. [...]

Auch dürfte es nicht unnütz sein, wenn sich der junge Theologe in der figürlichen und übertragenen Redeweise der Grammatiker und Rhetoren fleißig schult, wenn er sich zur Vorübung mit der allegorischen Auslegung von Fabeln, mit Erzählungen, mit Gleichnissen, mit denjenigen Teilen der Rhetorik beschäftigt, die von den Gegenständen, den Sätzen, den Beweisen, von der Erweiterung von Wortschatz und Satzbau und von den Affekten handeln, denn das trägt zur Steigerung der Urteilsfähigkeit bei, worauf es bei den Studien vor allen Dingen ankommt.[...]

Es dürfte sachgemäßer sein, unserem Schüler die Lehren Christi in knapper Zusammenfassung in die Hand zu geben, und zwar hauptsächlich aus den Evangelien, so dann aus den Schriften der Apostel, so daß er überall einen festen Skopus hat, auf den er alles übrige beziehen kann. Zum Beispiel: Christus hat sich auf Erden ein neues Volk geschaffen, das ganz vom Himmel abhängig sein sollte und, allen irdischen Hilfen mißtrauend, auf eine ganz andere Weise reich, weise, geadelt, mächtig und glücklich ist, und durch Verachtung aller Dinge den wahren Wert der Dinge erwirbt. Ein Volk, das einfältigen Auges von Haß nichts weiß, das freiwillig beschnitten, die Lust nicht kennt, das sich nicht, wie sonst die Menschen, zu schämen hat, das die Größe in der Dienstbarkeit gegenüber allen erblickt, das zur Einfalt und Reinheit der Kindlein gleichsam wiedergeboren ist, das wie die Vögel unter dem Himmel in den Tag hinein lebt, dem das Leben nichts wert ist, der Tod erwünscht, das keine Tyrannei fürchtet, noch den Tod, noch den Satan, weil es fest allein auf Christi Schutz vertraut. Ein Volk, das, selbst wenn es gereizt wird, von Zürnen und Fluchen nichts weiß, das auch denen, die ihm Böses getan haben, Gutes tun möchte, bei dem die größte Eintracht herrscht, so wie bei den Gliedern des Leibes, bei dem die gegenseitige Liebe alles zum Gemeingut aller macht. Ein Volk, das als Salz und Licht der Welt leben und so handeln soll, daß es stets für den jüngsten Tag gleichsam gegürtet bereit steht. Auch wäre kurz zu zeigen, daß Christus mit seiner Lehre die Seinen gegen alles im voraus geschützt hat. Worin die Glückseligkeit bestehen müsse, hat er in der Bergpredigt gelehrt, wodurch man sich die Unsterblichkeit erwirbt, hat er im Gleichnis vom Gericht mit dem Bild

von den Böcken und Schafen gelehrt (Mt. 25,32 ff). Wie man sich gegen die Brüder verhalten soll, die uns beleidigt haben, wie gegen Kranke, gegen Heiden, gegen Feinde und Verfolger, wie gegen böse oder gottlose Obere.

VERTEIDIGUNG

Sicherlich wünschte ich selbst, es sei in der Heiligen Schrift nichts verdorben und nichts Unstimmiges. Das ist zwar leicht zu wünschen, aber niemals Wirklichkeit gewesen und wird es auch nie werden. [...]

Was nützt es, diejenigen zu widerlegen, die ebenso ungebildet wie unverschämt zu schreien pflegen, es sei ein unerträgliches Verbrechen, daß jemand die Evangelien korrigiere? Ein Kutscher dürfte sich kaum so äußern, viel weniger ein Theologe! [...] Jeder Windbeutel darf Evangelienhandschriften verderben, und da sollte es ein Verbrechen sein, Verderbtes wiederherzustellen? Zumal für einen Mann, der, um nichts Übertriebenes zu sagen, in dieser Art Wissenschaft nicht gerade nachlässig, auch nicht ungeübt ist und der so viele griechische und lateinische Handschriften, so viele berühmte Autoren zu Rate gezogen hat!

Mir ist es aus den verschiedensten Gründen sehr wahrscheinlich, daß das ganze Neue Testament ursprünglich griechisch geschrieben war, nicht lateinisch. Man könnte höchstens das Matthäusevangelium und den Hebräerbrief ausnehmen, das übrige ist unumstritten. Wer etwas von den Aposteln und Evangelisten Geschriebenes ändern will, gegen den mag man mit Recht den Vorwurf erheben, er korrigiere die Evangelien, nicht aber gegen den, der guten Glaubens nach den päpstlichen Dekreten auf Grund der griechischen Quellen und auf Grund der Meinung der heiligen Ausleger die Fehler der Schreiber oder die Unstimmigkeiten der Übersetzung in den lateinischen Handschriften verbessert, weil die Apostel griechisch geschrieben haben. Doch warum darüber viele Worte? Wo doch der heilige Hieronymus in mehreren Briefen für meine Sache eintritt, der auch seinerseits bei seiner ganz ähnlichen Arbeit von Vorwürfen nicht verschont blieb. Hätten wir seine Textverbesserungen noch, so hätten wir unsere Arbeit nicht zu tun brauchen, oder wir hätten ihn zum Vorbild nehmen können.

Wenn du also, liebster Leser, eine Textänderung bei mir findest, so verwirf und verdamme sie bitte nicht sofort nach der gewöhnlichen Lesart, so, als ob schlecht sein müßte, was anders ist. Damit nimmst du mir zugleich mein Lob und dir den Nutzen meiner Arbeit!

BAROCK

THEORIE DER DICHTKUNST

Martin Opitz

* 23. Dezember 1597 Bunzlau + 20. August 1639 Danzig (heute Gdańsk)

Dichter und Literaturtheoretiker. Tätig als Beamter und Diplomat. Von Kaiser Ferdinand II. geadelt und zum Dichterkönig ernannt. Arbeitete in Danzig als königlicher Geschichtsschreiber für den polnischen König Ladislaus IV. Mit seinem Wirken als Dichter und Theoretiker verfolgte er das Ziel, die deutsche Sprache (gegen die fremden Einflüsse und Vorbilder) als eine gültige Literatursprache zu festigen. Autor der ersten deutschen Regelpoetik (*Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624), zahlreicher Gedichte (*Tröstgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges*, 1621, *Acht Bücher deutscher Poematum*, 1625), unter seinen Werken gibt es auch solche Gattungen wie Schäferspiel, Oper, Roman.

BUCH VON DER DEUTSCHEN POETEREY IN WELCHEM ALLE JHRE EIGENSCHAFFT VND ZUEGEHÖR GRÜNDTLICH ERZEHLET / VND MIT EXEMPELN AUSGEFÜHRET WIRD

DAS V. CAPITEL

VON DER ZUEGEHÖR DER DEUTSCHEN POESIE / VND ERSTLICH VON DER INVENTION ODER ERFINDUNG / VND DISPOSITION ODER ABTHEILUNG DER DINGE VON DENEN WIR SCHREIBEN WOLLEN

Weil die Poesie / wie auch die Rednerkunst / in dinge vnd worte abgetheilet wird; als wollen wir erstlich von erfindung vnd eintheilung der dinge / nachmals von der zuebereitung vnd ziehr der worte / vnnd endlich vom maße der sylben / Verse / reimen / vnnd vnterschiedener art der carminum vnd getichte reden.

Die erfindung der dinge ist nichts anders als eine sinnreiche faßung aller sachen die wir vns einbilden können / der Himlischen vnd jrrdischen / die Leben haben vnd nicht haben / welche ein Poete jhm zue beschreiben vnd herfür zue bringen vornimt: darvon in seiner Idea Scaliger außfürlich berichtet. An dieser erfindung henger stracks die abtheilung / welche bestehet in einer füglichhen vnd artigen ordnung der erfundenen sachen. Hier mußen wir vns besinnen / in was für einem genere carminis vnd art der getichte (weil ein jegliches seine besondere zuegehör hat) wir zue schreiben willens sein.

Ein Heroisch getichte (das gemeiniglich weitleufftig ist / vnd von hohem wesen redet) soll man stracks von seinem inhaltte vnd der Proposition anheben; wie Virgilius in den büchern vom Ackerbawe thut. [...]

Vnd ich (wiewol ich mich schäme / das ich in mangel anderer deutschen exempel mich meiner eigenen gebrauchen soll / weil mir meine wenigkeit vnd vnvermögen wol bewust ist) in dem ersten buche der noch vnaußgemachten Tröstgetichte in Widerwertigkeit des Krieges:

Des schweren Krieges last den Deutschland jetzt empfindet /
Vnd das Gott nicht umbsonst so hefftig angezündet
Den eifer seiner macht / auch wo in solcher pein
Trost her zue holen ist / soll mein getichte sein

Nachmals haben die heiden ihre Götter angeruffen / das sie ihnen zue vollbringung des werckes beystehen wollen: denen wir Christen nicht allein folgen / sondern auch an frömmigkeit billich sollen vberlegen sein. Virgilius spricht weiter an gedachtem orte:

*Vos, o clarissima mundi
Lumina, labentem coelo quæ ducitis annum,
Liber, & alma Ceres, etc.*

Vnd ich:

Diß hab ich mir anjetzt zue schreiben fürgenommen.
Ich bitte wollest mir geneigt zue hülffe kommen
Du höchster trost der welt / du zueversicht in not /
Du Geist von GOtt gesandt / ia selber wahrer GOtt.
Gieb meiner Zungen doch mit deiner glut zue brennen
Regiere meine faust / vnd laß mich glücklich rennen
Durch diese wüste bahn / durch dieses newe feldt /
Darauff noch keiner hat für mir den fuß gestelt.
[...]

Das getichte vnd die erzehlung selber belangend / nimpt sie es nicht so genaw wie die Historien / die sich an die zeit vnd alle vmbstende nothwendig binden müssen / vnnd wiederholet auch nicht / wie Horatius erwehnet / den Troianischen krieg von der Heleen vnd ihrer brüder geburt an: lest viel außen was sich nicht hin schicken wil / vnd setzt viel das zwar hlngehört / aber newe vnd vnverhoffet ist / vnntermenget allerley fabeln / historien / Kriegeskünste / schlachten / rathschläge / sturm / wetter / vnd was sonst zue erweckung der verwunderung in den gemütern von nöthen ist; alles mit solcher ordnung / als wann sich eines auff das andere selber also gebe / vnnd vngesucht in das buch keme. Gleichwol aber soll man sich in dieser freyheit zue tichten vorsehen / das man nicht der zeiten vergeße / vnd in ihrer warheit irre. Wiewol es Virgilius / da er vorgegeben / Eneas vnd Dido hetten zue einer zeit gelebet / da doch Dido hundert jahr zuevor gewesen / dem Keyser vnd Römischen volcke / durch welches die stadt Carthago bezwungen worden / zue liebe gethan / damitt er gleichsam von den bösen flüchen der Dido einen anfang der feindschafft zwischen diesen zweyen mächtigen völkern machte. Ob aber bey vns Deutschen so bald jemand kommen möchte / der sich eines vollkommenen Heroischen werckes vnntersehen werden / stehe ich sehr im zweifel / vnnd bin nur der gedanken / es sey leichtlicher zue wünschen als zue hoffen.

Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße / ohne das sie selten leidet / das man geringen standes personen vnd schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen / Todtschlägen / verzweiffelungen / Kinder- und Vätermorden / brande / blutschanden / kriege vnd auffruhr / klagen / heulen / seuffzen vnd dergleichen handelt. Von derer zugehör schreibt vornemlich Aristoteles / vnd etwas weitleufftiger Daniel Heinsius; die man lesen kan.

Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd personen: redet von hochzeiten / gastgeboten / spielen / betrug vnd schalckheit der knechte / ruhmrätigen Landtsknechten / buhlersachen / leichtfertigkeit der jugend / geitze des alters / kupplerey vnd solchen sachen / die täglich vnnter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die / welche heutiges tages Comedien geschrieben / weiter geirret / die Keyser vnd Potentaten eingeführet; weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuewieder laufft.

Zue einer Satyra gehören zwey dinge: die lehre von gueten sitten vnd ehrbaren wandel / vnd höffliche reden vnd schertzworde. Ihr vornemstes aber vnd gleichsam als die seele ist / die harte verweisung der laster vnd anmahnung zue der tugend: welches zue vollbringen sie mit allerley stachligen vnd spitzfindigen reden / wie mit scharffen pfeilen / vmb sich scheußt. [...]

Das Epigramma setze ich darumb zue der Satyra /weil die Satyra ein lang Epigramma / vnd das Epigramma eine kurtze Satyra ist: denn die kurtze ist seine eigenschafft / vnd die spitzfindigkeit gleichsam seine seele vnd gestalt; die sonderlich an dem ende erscheinet / das allezeit anders als wir verhoffet hetten gefallen soll: in welchem auch die spitzfindigkeit vornemlich bestehet. Wiewol aber das Epigramma aller sachen vnnd wörter fähig ist / soll es doch lieber in Venerischem wesen / vberschriefften der begräbniße vnd gebäwe / Lobe vornemer Männer vnd Frawen /kurtzweiligen schertzreden vnnd anderem / es sey was es wolle / bestehen / als in spöttlicher höhnerey vnd auffruck anderer leute laster vnd gebrechen. Denn es ist eine anzeigung eines vnverschämten sicheren gemütes / eines jetwedern / wie vnvernünfftige thiere thun / ohne vnterscheidt anlaufen. [...]

Hymni oder Lobgesänge waren vorzeiten / die sie ihren Göttern vor dem altare zue singen pflagen / vnd wir vnserem GOtt singen sollen. Dergleichen ist der lobgesang den Heinsius vnserem erlöser / vnd der den ich auff die Christnacht geschrieben habe. Wiewol sie auch zuezeiten was anders loben; wie bey dem Ronsard ist der Hymnus der Gerechtigkeit / Der Geister /des Himmels / der Sternen / der Philosophie / der vier Jahreszeiten / des Goldes / etc.[...]

Die Lyrica oder getichte die man zur Music sonderlich gebrauchen kan / erfodern zueförderst ein freyes lustiges gemüte / vnd wollen mit schönen sprüchen vnnd lehren häufig geziehet sein: wieder der andern Carminum gebrauch / da man sonderliche masse wegen der sententze halten muß; damit nicht der gantze Körper vnserer rede nur lauter augen zue haben scheine / weil er auch der andern glieder nicht entberen kan.

DAS VI. CAPITEL VON DER ZUEBEREITUNG VND ZIEHR DER WORTE

Nach dem wir von den dingen gehandelt haben / folgen jetzund die worte; wie es der natur auch gemeße ist. Denn es muß ein Mensch jhm erstlich etwas in seinem gemüte fassen / hernach das was er gefast hat außreden. Die worte bestehen in dreyerley; inn der elegantz oder ziehrlichkeit / in der composition oder zusammensetzung / vnd in der dignitet vnd ansehen.

Die ziehrlichkeit erfodert das die worte reine vnd deutlich sein. Damit wir aber reine reden mögen / sollen wir vns befeissen deme welches wir Hochdeutsch nennen besten vermögens nach zue kommen / vnd nicht derer örter sprache / wo falsch geredet wird / in vnser schrifften vermischen: als da sind / es geschach / für / es geschahe / er sach / für / er sahe; sie han / für sie haben vnd anderes mehr: welches dem reime auch bißweilen außhelffen sol; als:

Der darff nicht sorgen für den spot /
Der einen schaden kriegten hot.

So stehet es auch zum hefftigsten vn sauber / wenn allerley Lateinische / Frantzösische / Spanische vnnd Welsche wörter in den text vnserer rede geflicket werden; als wenn ich wolte sagen:

Nemt an die *courtoisie*, vnd die *deuotion*,
 Die euch ein *cheualier*, *madonna*, thut erzeigen;
 Ein' handvol von *fauor* *petirt* er nur zue lohn /
 Vnd bleibet ewer Knecht vnd seruiteur gantz eigen.[...]

Neue wörter / welches gemeinlich *epitheta*, derer wir bald gedencken werden / vnd von andern wörtern zuesammen gesetzt sindt / zue erdencken / ist Poeten nicht allein erlaubt / sondern macht auch den getichten / wenn es mässig geschieht / eine sonderliche anmutigkeit. Als wenn ich die nacht oder die Music eine arbeitströsterinn / eine kummerwenderinn / die Bellona mit einem dreyfachen worte kriegs-blut-dürstig / vnd so fortan nenne. Item den Nortwind einen wolckentreiber / einen felssen stürmer vnd meer auffreitzer: wie jhn Ronsardt (denn die Frantzosen nechst den Griechen hierinnen meister sind) im 202. Sonnet seines andern buches der Buhlersachen heisset. (...) Darbey aber vns Deutschen diß zue mercken ist / das das nomen verbale, als treiber / stürmer / auffreitzer / etc. allzeit / wie bey den Lateinern / muß hinten gesetzt werden; wie der der Frantzosen gebrauch / derer sprache es nicht anders mit sich bringt. So Heinsius in dem Lobgetichte des Weingottes / welches er auch zum theil von dem Ronsardt entlehnet:

Nacht-looper / Heupe-soon / Hooch-schreeuwer / Groote-springer /
 Goet-geuer / Minne-vrient / Hooft-breker / Leeuwen-dwinger /
 Hert-vanger / Herßen-dief / Tong-binder / Schudde-bol /
 Geest-roerder / Waggel-voet / Staet-kruijßer / Altijet-vol.

Vnd nach meiner verdolmetschung:

Nacht-leuffer / Hüfte-sohn / Hoch-schreyer / Lüfften-springer /
 Guet-geber / Liebes-freundt / Haupt-brecher / Löwen-zwinger /
 Hertz-fänger / Hertzen-dieb / Mund-binder / Sinnen-toll /
 Geist-rührer / wackel-fuß / Stadt-kreischer / Allzeit-voll.

Wie denn auch sonst die *epitheta* bey vns gar ein vbel außsehen haben / wenn sie hinter jhr *substantium* gesetzt werden / als: Das mündlein roth / der Weltkreiß rund / die hände fein; für: das rothe mündlein / der runde weltkreiß / die feinen hände / etc. wiewol bey vnsern reimenmachern nichts gemeiner ist.[...]

Wie nun wegen reinligkeit der reden frembde wörter vnnd dergleichen müssen vermieden werden; so muß man auch der deutligkeit halben sich für alle dem hüten / was vnser worte tunkel vnd vnverstendlich macht. Als wann ich sagen wollte: Das weib das thier ergrieff. Hier were zue zweiffeln / ob das weib vom thiere / oder das thier vom weib were ergrieffen worden: welches die Griechen eine *ἀμφιβολαν* nennen.

Der *πλεονασµος*, da etwas vbriges gesagt wird / verstellet auch die rede zue weilen nicht wenig. Als wann ich spreche:

Ein schwartzes Kind das nicht war weiß;

weil es sich wol ohne diß versteht. So wie Pansa sagete: Das Kind were von der Mutter zehen monat im leibe getragen worden: fragete Cicero: ob andere weiber die kinder im rocke trügen. [...]

Die *ἀναστροφή* oder verkehrung der worte stehet bey vns sehr garstig / als: Den sieg die Venus krieget; für: Die Venus krieget den sieg. Item: Sich selig dieser schätzen mag; für: Dieser mag sich selig schätzen. Vnnd so offte dergleichen gefunden wird / ist es eine gewiße anzeigung / das die worte in den verß gezwungen vnd gedrungen sein.

Auff die außlesung der worte / sagen wir nun billich auch von jhrer zuesammensetzung; wie wir nemlich die buchstaben / syllaben vnd wörter aneinander fügen sollen.

Weil ein buchstabe einen andern klang von sich giebet als der andere / soll man sehen / das man diese zum offeren gebrauche / die sich zue der sache welche wir für vns haben am besten schicken. Als wie Virgilius von dem berge Etna redet / brauchet er alles harte vnd gleichsam knallende buchstaben [...], wie Etna / wenn er strewet

Die flammen in die lufft / vnd siedend' hartz außspeyet /

Vnd durch den hohlen schlund bald schwartze wolcken bläßt /

Bald gantze klüfften stein' vnd kugeln fliegen lest

So / weil das L vnd R fließende buchstaben sein kan ich mir sie in beschreibung der bäche vnd wäßer wol nütze machen / als:

Der klare brunnen *quilt* mitt lieblichem gerausche etc.

Wie nun blßweilen eine solche zuesammenstoßung der buchstaben recht vnd guet ist; soll man sie doch sonsten mitt einander so wißen zue vermengen / das nicht die rede dadurch gar zue raw oder zue linde werde. Eben dieses ist es auch / wann eine syllabe oder wort zue ofte wiederholet wird; als: Die die dir diese dinge sagen.

Item / Es siehet nicht wol auß / wenn ein Verß in lauter eynsylbigen wörtern bestehet. Deßen exempel Ronsard giebet:

Je vy le ciel si beau, si pur et net.

Wiewol wir deutschen / wegen der menge der einsylbigen wörter die wir haben / es zuezeiten kaum vermeiden können. [...]

Letzlich haben wir in vnserer sprache dieses auch zue mercken / das wir nicht vier oder fünff epitheta zu einem worte setzen / wie die Italiener thun / die wol sagen dürffen:

Alma, bella, angelica, et fortunata donna;

Du schönes / weisses / englisches / glückhafftes / edles bildt;

Denn solches bloß zue außfüllung des verses dient.

Dieses sey nun von der allgemeinen zuegehör der Poetischen rede: weil aber die dinge von denen wir schreiben vnterschieden sind / als gehöret sich auch zue einem jeglichen ein eigener vnnnd von den andern vnterschiedener Character oder merckzeichen der worte. Denn wie ein anderer habit einem könige / ein anderer einer priuatperson gebühret / vnd ein Kriegesman so / ein Bawer anders / ein Kauffmann wieder anders hergehen soll: so muß man auch nicht von allen dingen auff einerley weise reden; sondern zue niedrigen sachen schlechte / zue hohen ansehnliche, zue mittelmässigen auch mässige vnd weder zue grosse noch zue gemeine worte brauchen.

In den niedrigen Poetischen sachen werden schlechte vnnnd gemeine leute eingeführet; wie in Comedien vnd Hirtengesprechen. Darumb tichtet man jhnen auch einfaltige vnnnd schlechte reden an / die jhnen gemässe sein [...]

Hergegen in wichtigen sachen / da von Göttern / Helden / Königen / Fürsten / Städten vnd dergleichen gehandelt wird / muß man ansehnliche / volle vnd hefftige reden vorbringen / vnd ein ding nicht nur bloß nennen / sondern mit prächtigen hohen worten vmbschreiben. [...]

Die mittlere oder gleiche art zue reden ist / welche zwar mit jhrer ziehr vber die niedrige steigt / vnd dennoch zue der hohen an pracht vnd grossen worten noch nicht gelanget. In dieser gestalt hat Catullus seine Argonautica geschrieben; welche wegen jhrer vnvergleichlichen schönheit allen der Poesie liebhabern bekandt sein / oder ja sein sollen. Bißhieher auch dieses: nun ist noch vbrig das wir von den reimen vnd vnterschiedenen art der getichte reden.

LYRIK

Simon Dach

* 29. Juli 1605 Memel (heute Klaipėda) † 15. April 1659 Königsberg (heute Kaliningrad)
Professor der antiken Poesie an der Königsberger Universität Albertina, Autor von Gelegenheitsdichtung in lateinischer und griechischer Sprache und zahlreichen deutschen Liedern.

ANNCHEN VON THARAU

Annchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnet bei einander zu stahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung seyn.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht;

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest, da wo man die Sonne kaum kennt;

Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.

Annchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läst du mir stahn.

Was hat die Liebe doch für ein Bestand,
Wo nicht Ein Herz ist, Ein Mund, Eine Hand?

Wo man sich peiniget, zanket und schlägt,
Und gleich den Hunden und Kazen beträgt?

Annchen von Tharau, das woll'n wir nicht thun;
Du bist mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn.

Was ich begehre, ist lieb dir und gut;
Ich laß den Rock dir, du läßt mir den Hut!

Dies ist uns Annchen die süsseste Ruh,
Ein Leib und Seele wird aus Ich und Du.

Dies macht das Leben zum himmlischen Reich,
Durch Zanken wird es der Hölle gleich.

Martin Opitz

Vgl. S. 253

SPIGEL DER WELT (AUS: VESUVIUS)

Der Mensch, das kluge Thier, pflegt zwar mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurtze Pfandt deß Lebens, zu vollbringen
Und leget allen Witz bey schönen Künsten an,
Doch bessers weiß er nichts, damit er zeigen kan,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey gesetzet
Der grossen, die ihn nehr, als wann er sich ergetzet
Mit seiner Sinnen Krafft, beschaut diß weite Hauß
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten auß
Mit Augen der Vernunft, verschicket das Gemüthe
In seines Schöpfers Werck, da alles reich an Güte
Und voller Weißheit ist, und macht ihm auff den Grundt
Die Sitten der Natur sampt ihrem Wesen kundt.
Er steigt bevoraus dahin, woher er kommen,
Auff seinen Himmel zu, auß welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und erkiest,
Wie dieses Hauses Zeug gantz schlecht und einfach ist,
Von Ansehn und Gestalt gewölbet auffgeführt,
Daran kein Winckelmaß noch Grösse wird gespüret,
Rein an Beschaffenheit, gantz, nimmer wandelbah,
Vollkommen, zirckelrund, erleuchtet hell' und klar,
Beweglich, schneller Art, an Würckung reich unnd mächtig,
An Kreysen wo der Thron des Höchsten stehet prächtig
Und wo die Sternen gehn, der Nächte Trost und Zier.

ICH EMPFINDE FAST EIN GRAUEN
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinauß zu schauen
Und sich bey den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehen,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?
Unter dessen laufft die Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süßen Safft,
Den die Traube gibt, vergraben.

Kauffe gleichfals auch Melonen.
Und vergieß deß Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold' und Schätzen
Tolle sich zu krencken pflegt
Und nicht satt zu Bette legt;
Ich wil, weil ich kan, mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auff die Music und ein Glaß;
Kein Ding schickt sich, dünck mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß' ich schon nicht viel zu erben,
Ey, so hab ich edlen Wein;
Wil mit Andern lustig seyn,
Wann ich gleich allein muß sterben.

Philipp von Zesen

* 8. Oktober 1619 Priorau bei Dessau † 13. November 1689 Hamburg

Schriftsteller, Sprachtheoretiker und Übersetzer. Sein Vater war lutherischer Pfarrer, Studium in Wittemberg, 1643 gründet er in Hamburg eine Sprachgesellschaft, die „Deutschgesinnete Genossenschaft“, wirkte vor allem in Hamburg und in Amsterdam, 1648 in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen, Autor von zahlreichen theoretischen Werken und Gedichten u.a. Poetik *Deutscher Helicon* (1640), große Liedersammlung *Dichterisches Rosen- und Liljen-thal* (1670).

PALM-BAUM DER HÖCHST-LÖBLICHEN FRUCHT-BRINGENDEN GESELSCHAFT ZUEHREN AUFGERICHTET.

übliche / liebliche

früchte mus allezeit bringen

des Palmen-baums ewige Zier /

darunter auch Fürsten selbst singen /

lehren und mehren mit heisser begier
die rechte der deutschen hoch-prächtigen zungen /
die sich mit ewigem preise geschwungen
hoch über die anderen sprachen entpor:

wie fohr

dis land /

mit hand /

durch krieg /

durch sieg /

durch fleiß /

mit schweis /

den preis /

das pfand /

ent-wandt

der Welt;

wie aus der taht erhält.

Johann Helwig

* 1609 Nürnberg + 1674 Regensburg

Dichter und Arzt. Mitglied des „Pegnesischen Blumenordens“. Berühmt als Autor von barockem Figurengedichten.

EINE SANDUHR

O Menschenkind beacht doch diese Warnung hier/
 so dir bezeugt den Lauf deins Lebens fur und fur/
 Bund/ Unser Lebe schau/ ringet stets im Kampf/ Tod/
 bunt/ wan es lag gewärt/ ists ein blosser Dampf. Glück/
 Geld Hoffen uns erhält/ Harte uns ernehrt, Noht/
 schallt/ Kumer/ krankheit/sorg verzehrt. tück/
 Weld/ wie im Glaß geschwind schnell
 wallt: klarer Sand durchrint/ Fäll.
 hellt so alhier vergehet/ wie
 Freud/ nicht bestehet Wind/
 bellt um und um hie
 Neid. users Lebens Ruhm. sind
 Blut/ Ach! der blasse Tod/ Pracht/
 Muth/ ist ein Both Macht.
 frisch wol bezüglet/ Zeit
 steht/ und gar schnell geflüglet/ alt/
 risch gibet uns gar schlechte Frist; scheid
 geht; uns zu fellen sich stets rüst. bald
 hier heut vor Abends troht er mir/ leid/
 Hohn/ Morgen komet er/und klopf deine Thür. Freud;
 Zwier es hilft kein gewalt/ es hilft nicht d' pracht, Feind/
 Lohn. Schon klug reich un stark jener nur verlacht. Freund.
 Drum/Mensch/bedenk' es wol/bleib wachsam und gerust:
 klug seyn/ und nicht viel Jahr die Ehr des Alters ist.

Christian Hoffman von Hoffmannswaldau

* 25. Dezember 1617 Breslau (heute Wrocław) + 18. April 1679 Breslau (heute Wrocław)

Er studierte Jura und Philologie, sehr aktiv im öffentlichen Leben der Stadt Breslau, Mitglied eines Dichterkreises (die Zweite Schlesische Schule)

GRABSCHRIFTEN. OPITZENS

Mich hat ein kleiner Ort der deutschen Welt gegeben /
 Der wegen meiner wird mit Rom die Wette leben.
 Ich suche nicht zu viel / ich bin genug gepriesen /
 Daß ich die Venus selbst im Deutschen unterwiesen.

DIE WELT

Was ist die Welt, und ihr berühmtes glänzen?
 Was ist die Welt und ihre gantze Pracht?
 Ein schnöder Schein in kurtzgefasten Grentzen,
 Ein schneller Blitz, bey schwarzgewölckter Nacht;
 Ein bundtes Feld, da Kummerdisteln grünen;
 Ein schön Spital, so voller Kranckheit steckt.
 Ein Slavenhauß, da alle Menschen dienen,
 Ein faules Grab, so Alabaster deckt.
 Das ist der Grund, darauff wir Menschen bauen,
 Und was das Fleisch für einen Abgott hält.
 Komm Seele, komm, und lerne weiter schauen,
 Als sich erstreckt der Zirckel dieser Welt.
 Streich ab von dir derselben kurtzes Prangen,
 Halt ihre Lust für eine schwere Last.
 So wirst du leicht in diesen Port gelangen,
 Da Ewigkeit und Schönheit sich umbfast.

VERGÄNGLICHKEIT DER SCHÖNHEIT

Es wird der bleiche tod mit seiner kalten hand
 Dir endlich mit der zeit umb deine brüste streichen/
 Der liebliche corall der lippen wird verbleichen;
 Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand/

Der augen süsser blitz / die kräfte deiner hand/
 Für welchen solches fällt / die werden zeitlich weichen/
 Das haar / das itzund kan des goldes glantz erreichen/
 Tilgt endlich tag und jahr als ein gemeines band.

Der wohlgesetzte fuß / die lieblichen gebärden/
 Die werden theils zu staub / theils nichts und nichtig werden/
 Denn opfert keiner mehr der gottheit deiner pracht.

Diß und noch mehr diß muß endlich untergehen/
 Dein hertze kan allein zu aller zeit bestehen/
 Dieweil es die natur aus diamant gemacht.

Andreas Gryphius

* 2. Oktober 1616 Glogau in Schlesien (heute Głogów) + 16. Juli 1664 Glogau in Schlesien (heute Głogów)

Sohn eines streng protestantischen Geistlichen, Studium der Sprachen, später der Staats- und Naturwissenschaften, Lyriker und Dramatiker, von der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ mit dem Namen „Der Unsterbliche“ geehrt. Gedichtsammlungen: *Lissaer Sonetten* (1637), *Son- und Feyrtags Sonnete* (1639), *Epigrammata. Oden. Sonette; Erstes Buch* (1643), *Oden; Zweites Buch* (1650), *Oden; Drittes Buch* (1657); Tragodien: *Leo Armenius* (1650), *Catharina von Georgien* (1657), *Cardenio und Celine* (1657), *Carolus Stuardus* (1657), Lustspiele: *Horribilicribrifax* (1657) und *Peter Squentz* (1658).

TRAWRKLAGE DES VERWÜSTETEN DEUTSCHLANDES

Wir sind doch numehr gantz/ ja mehr alß gantz vertorben.
 Der frechen Völcker schar/ die rasende Posaun/
 Daß vom Blut feiste Schwerd/ die donnernde Carthaun/
 Hat alles diß hinweg/ was mancher fawr erworben/
 Die alte Redligkeit vnnd Tugend ist gestorben;
 Die Kirchen sind vorheert/ die Starcken vmbgehawn/
 Die Jungfrawn sind geschänd; vnd wo wir hin nur schawn/
 Ist Fewr/ Pest/ Mord vnd Todt/ hier zwischen Schantz vn Korbē
 Dort zwischen Mawr vn Stad/ rint allzeit frisches Blut
 Drey mal sind schon sechs Jahr als vnser Ströme Flutt
 Von so viel Leichen schwer/ sich langsam fortgedrungen.
 Ich schweige noch von dehmn/ was stärker als der Todt/
 (Du Straßburg weist es wol) der grimmen Hungersnoth/
 Vnd daß der Seelen-Schatz gar vielen abgezwungen.

VANITAS, VANITATUM, ET OMNIA VANITAS

Es ist alles gätz eytel. Eccl. 1. 12.

Ich seh' wohin ich seh/ nur Eitelkeit auff Erden/
 Was dieser heute bawt/ reist jener morgen ein/
 Wo jtzt die Städte stehn so herrlich/ hoch vnd fem/
 Da wird in kurtzem gehn ein Hirt mit seinen Herden:
 Was jtzt so prächtig blüht/ wird bald zutretten werden:
 Der jtzt so pocht vnd trotzt/ läst vbrig Asch vnd Bein/
 Nichts ist/ daß auff der Welt könt vnvergänglich seyn/
 Jtzt scheint des Glückes Sonn/ bald donnerts mit beschwerden.
 Der Thaten Herrligkeit muß wie ein Traum vergehn:
 Solt denn die Wasserblaß/ der leichte Mensch bestehn
 Ach! was ist alles diß/ was wir vor köstlich achten!
 Alß schlechte Nichtigkeit? als hew/ staub/ asch vnnd wind?
 Als eine Wiesenblum/ die man nicht widerfind.
 Noch wil/ was ewig ist/ kein einig Mensch betrachten!

MENSCHLICHES ELENDE

Was sind wir menschen doch? ein wohnhaus grimmer schmerzen.
 Ein baall des falschen glücks/ ein irrlicht dieser zeit.
 Ein schawplatz herber angst/ vnd wiederwertikeit/
 Ein bald verschmeltzter schnee vnd abgebrante kertzen.
 Dis leben fleucht davon wie ein geschwätz vnd schertzen.
 Die vor vns abgelegt des schwachen leibes kleidt
 Vnd in das todten buch der grossen sterblikeit
 Längst eingeschrieben sind/ sind vns aus sinn vnd hertzen.
 Gleich wie ein eitell traum leicht aus der acht hinfält
 Vnd wie ein strom verscheust/ den keine macht auffhält/
 So mus auch vnser nahm/ lob ehr vnd ruhm verschwinden.
 Was itzund athem holt/ fält vnversehns dahin:
 Was nach vns kommen wird/ wird vns ins grab nach zihn.
 Was sag ich? wir vergehn gleich als ein rauch von winden.

AN SICH SELBST

Mir grawet vor mir selbst/ mir zittern alle glieder
 Wen ich die lipp' vnd naß' vnd beider augen kluft/
 Die blindt vom wachen sindt/ des athems schwere luft
 Betracht/ vndt die nun schon erstorbnen augen-lieder:
 Die zunge/ schwartz vom brandt felt mitt den worten nieder/
 Vndt lalt ich weis nicht was; die müde Seele ruft/
 Dem grossen Tröster zue/ das Fleisch reucht nach der gruft/
 Die ärzte lassen mich/ die schmerzen kommen wieder/
 Mein Cörper ist nicht mehr als adern/ seel/ vndt bein.
 Das sitzen ist mein todt/ das liegen meine pein.
 Die schenckel haben selbst nun träger woll von nöthen!
 Was ist der hohe ruhm/ vndt jugendt/ ehr vnd kunst?
 Wen diese stunde kompt: wirdt alles rauch vndt dunst.
 Vnd eine noth mus vns mitt allem vorsatz tödten.

AN EINE GESCHMINCKTE

Was ist an Euch/ das Ihr Ewr eigen möget nennen?
 Die Zähne sind durch Kunst in leeren Mund gebracht;
 Euch hat der Schmincke dunst das Antlitz schön gemacht/
 Daß Ihr tragt frembdes Haar/ kan leicht ein jeder kennen/
 Vnnd daß Ewr Wangen von gezwungner Röte brennen/
 Ist allen offenbahr/ deß Halses falsche Pracht/
 Vnd die polirte Stirn wird billich außgelacht,
 Wenn man die salben sich schawt vmb die Runtzeln trennen.
 Wenn diß von aussen ist/ was mag wol in Euch sein/
 Aiß List vnd Trügerey/ Ich bild mir sicher ein/

Daß vnter einem Haupt/ das sich so falsch gezieret/
 Auch ein falsch Hertze steh/ voll schnöder heucheley.
 Sambt eim geschminckten Sin vnd Gleißnerey darbey/
 Durch welche (wer Euch trawt) wird jammerlich verführet.

AUFF EINEN VNGESCHICKTEN RÖMER

Kan Rom dich nicht gelehrt/ vnd nicht geschickter machen/
 Wo es an keiner kunst/ an keiner weißheit fehlt/
 Wo die Scharffsinnigkeit selbst jhren sitz erwehlt.
 Wo die vernunft durchsucht der Fürsten höchste sachen?
 Was täglich wächst/ was steht/ was sich dem grimmen Rachen
 Der zeit die alles frist entzeucht; was sich vermählt.
 Der greisen Ewigkeit/ was lange Jahre zehlt/
 Sihst du; doch wer dich siht/ muß deiner grobheit lachen.
 Hier haw't man Marmel aus/ hier schleift man Diamand/
 Porfirr/ (wie hart er auch) weicht der gelehrten hand
 Von welchem Steinriß hat man dein Gehirn genommen?
 Man glaubt/ daß diese Lufft den frembden schädlich sey:
 Ich schaw das widerspiel/ Ich bin von Seuchen frey
 Dir ist die Röm'sche Lufft in warheit nicht bekommen.

GRABSCHRIFT EINES HOCHBERÜHMBTEN MANNES

Hier lieg ich/ nicht mehr Ich/ ein abgelebte Leichen
 Ruht vnter diesem Stein/ der Geist der Erd' vnd See
 Vnd Sternen/ durch gesucht/ Sucht nunmehr in der höh'
 Die ewig' Ewigkeit/ die hier nicht zuerreichen.
 Die welt hat nichts als dunst/ was lebt muß stracks erbleichen:
 Die wissenschaft ist wahn/ die schönheit: leichter Schne'/
 Der Adel frembde Pracht. Zeigt etwas das jtzt steh'
 Vnd nicht dem rawen grim der zeitten müsse weichen.
 Mein gutt/ mein stand ist hin/ kein Freund weiß mehr von mir/
 Mein Ruhm hat auch sein grab/ man läst doch alles hier/
 Vmb daß jhr Menschen pflegt/ was Ewig, zuverlieren.
 Diß was jhr leben nennt' jhr sterblichen/ ist todt
 Was jhr für todt anschaw't ist leben sonder noth.
 Die welt muß in die grufft/ die grufft zum Himmel führen.

AUFF DAS FEST DESS GROSSEN ABENDMAHLS/ ODER GRÜNEN DONNERSTAG. I CHORINTH. II

O Höchster Liebe Pfand! O Brunquell guter Gaben!
 O beste Süßigkeit! O wahres Engelbrodt!
 O Edle Seelen-Kost/ die in der höchsten Noth/
 Wil mein verwundtes Hertz vnd siech Gewissen laben;

O Schatz/ in dem ich mag recht reiche Schätze haben/
 O ewig lebend Fleisch/ das meinen Leib von Tod
 O Blutt/ das mich von Fluch/ von Blutschuld/ Ach vnd Kott.
 Der Sünden ledig mach't: fliht! fliht ihr Hellen-Raben!
 Diß vnser Osterlamb geht nur die reinen an!
 Es nehr't den der sich selbst mit Eyver prüfen kan/
 Es ist der Bösen Gifft/ der Frommen Stärck vnd Wonne/
 Kom't die ihr irre geht in dieser wüsten Welt/
 Die Zehrung/ die sich selbst für eure Noth aufstellt
 Verdeckt Brodt vnd Wein/ wie Wolcken eine Sonne!

AUFF DAS FEST DESS TODES JESU CHRISTI/ ODER AUFF DEN GUTEN FREYTAG

O Schmerz! das Leben stirbt! O Wunder! GOTT muß leiden!
 Der alles trägt fällt hin/ die Ehre wird veracht
 Der alles deckt ist nackt/ der Tröster ist verschmacht
 Der Lufft vnd Wälder schuff/ muß Lufft vnd Wälder meiden!
 Er hat die Lufft zur Pein/ vnd muß am Holtz abscheyden.
 Der Glantz der Herrligkeit/ verschwind't in herber Nacht
 Der Segen wird ein Fluch/ die vnerschöpfte Macht/
 Hat keine Kräfte mehr! den König aller Heyden.
 Erwürg't der Knechte Schaar. Was Boßheit hat verschuld't
 Zahlt Vnschuld willig auß/ wie emsig ist Gedult
 Vns Gottes grosse Gunst auff's neue vor zu bringen!
 O härter als ein Stein/ den nicht die Treu bewegt/
 Wenn Sonn vnd Tag verschwartzt/ wenn sich der Erdkreiß regt
 Wenn Todten selbst erstehn vnd harte Felß auffspringen!

AUFF DAS FEST DESS AUFFERSTEHENDEN ERLÖSERS/ ODER DEN H. OSTERTAG. MARCI. 16.

Wo ist der Höllen Raub? Wo sind deß Todes Pfeyle?
 Wo ist der Sünden Macht? Wo ist der Schlangen Zahn?
 Wo ist deß Höchsten Zorn? Wo ist der Höllen Kahn?
 Verjagt! erlegt! entzwey! wo sind die starcken Seile
 Mit den die Sünde band? Ist in so kurtzer weile
 Deß Teufels Reich zustört? Ja! schaut die Sieges Fahn/
 Der Löw vnd Lamb/ der Knecht vnd König hats gethan:
 O Leben! Heil! Triumph! auff/ auff mein Hertz vnd eile!
 Dort lieget meine Schuld'! hier ist das Lösegeld/
 Dort is das leere Grab/ hier ist der starcke Held
 Der jedem Petro rufft! O der du hast durchdrungen
 Grab/ Siegel/ Hutt vnd Stein: weltz' ab die grosse Last
 Vons Hertzens Thür/ bind auff das Schweißstuch/ das mich faßt.
 Damit ich sehe/ wie der Tod im Sieg verschlungen.

AUFF DEN TAG DER GEBURT MARIÆ. MATTH. I. ESAIAE. II.

Du Jessen grosser Stam/ gleich ob er gantz erstorben
 Schier ohne Zweige stund/ wuchs eine Rutten vor
 Vnd trug die hohe Frucht das Heil der Welt empor
 Die alles lebend macht/ was in den Tod vertorben
 Auff dieser ruht der Geist/ der ewig Gott gewesen.
 Der dreymal weise Geist: der enig diß versteht/
 Was niemand lernen kan/ der Felß vnd Berg' erhöht/
 Vnd Meer vnd Welt angab/ durch den was schwach genesen/
 Durch dehn wird Davids Kind/ nicht nach dem ansehen richten.
 Nicht nach deß Pövels Wort/ er wird der Armen Recht/
 Der müden Tröster seyn/ er wird was krum' ist schlecht/
 Was dunkel offenbar/ was langsam eilends schlichten
 Er ist den Rosen gleich sein Scepter stärckt vnd bricht
 Gleich wie ein Rosen-Zweig wol reucht/ vnd hefftig sticht.

Georg Rodolf Weckherlin

* 24. September 1584 Stuttgart † 13. Februar 1653 London

Studium in Jena, tätig im englischen Staatsdienst, Lyriker, Autor u.a. kunstvoller Oden nach dem Vorbild von Pierre de Ronsard sowie zahlreicher Sonette. Gedichtsammlungen 1618-1619 erschien die Erstausgabe seiner *Oden und Sonette* (1618-1619), *Geistliche und weltliche Gedichte* (1641).

AN DAS TEUTSCHLAND

Zerbrich das schwere joch, darunder du gebunden,
 o Teutschland, wach doch auf, faß wider einen mut,
 gebrauch dein altes herz und widersteh der wut
 die dich und die freiheit durch dich selbs überwunden.
 Straf nu die tyrannei, die dich schier gar geschunden,
 und lösch doch endlich aus die (dich verzehrend) glut
 nicht mit dein eignem schweiß, sondern dem bösen blut,
 fließend aus deiner feind und falschen brüdern wunden.
 Verlassend dich auf got, folg denen fürsten nach,
 die sein gerechte hand will, so du wilt, bewahren
 zu der getreuen trost, zu der treulosen rach:
 So laß nu alle forcht, und nicht die zeit, hinfahren,
 und got wird aller welt, daß nichts dan schand und schmach
 des feinds meineid und stolz gezeuget, offenbaren.

VON IHREN ÜBERSCHÖNEN AUGEN

Ihr augen, die ihr mich mit einem blick und blitz
 scharf oder süß nach lust könnt strafen und belohnen,
 o liebliches gestirn, stern, deren liecht und hitz
 kan, züchtigend den stolz, der züchtigen verschonen!
 Und ihr, der lieb werkzeug, kundschafter unsrer witz,
 augbrauen, ja vil mehr triumfbogen, nein kronen,
 darunder lieb und zucht in überschönem sitz
 in brauner klarheit schmuck erleuchtet leuchtend wohnen!
 Wer recht kan eure form, farb, wesen, würkung, kraft,
 der kan der engeln stand, schein, schönheit, thun und gehen,
 der kan der wahren lieb gewalt und eigenschaft,
 Der schönheit schönheit selbs, der seelen freud und flehen
 und der glückseligkeit und tugenden freindschaft
 in euch (der natur kunst besehend) wol verstehen.

Friedrich von Logau

* zwischen 17. und 23. Januar 1605 Brockuth in Schlesien (heute Brochocin)

† 24./25. Juli 1655 Liegnitz (heute Legnica)

Nach dem Jurastudium als Beamter in verschiedenen Kanzleien tätig, Mitglied der „Fruchtbringende Gesellschaft“, Moralist und Satyrker, Autor von Sinngedichten und Epigrammen: *Erstes [und Andres] Hundert Teutscher Reimen-Sprüche* (1638), *Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend* (1654).

DER TOD

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen künmt;
 Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

TOD

Wenn wir aus dieser Welt durch Sterben uns begeben,
 so lassen wir den Ort, wir lassen nicht das Leben.

DEUTSCHLAND WIDER DEUTSCHLAND

Das Eisen zeugt ihm selbst den Rost, von dem es wird verzehret;
 Wir Deutschen haben selbst gezeugt die, die uns jetzt verheeret.

DIE DEUTSCHE SPRACHE

Kan die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
 Kan sie doch auch spielen, schertzen, liebeln, götteln, kürmeln, lachen.

DIE UNARTIGE ZEIT

Die Alten konten frölich singen
Von tapffern, deutschen Heldens-Dingen,
Die ihre Väter außgeübet.
Wo Gott noch uns ie Kinder gibet,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

WISSENSCHAFT DER RECHTE

Ob der rechte Rechts-Verstand
Je sey worden wem bekannt,
Ist zu zweifeln; allem Meinen
Will stets was zu wider scheinen;
Ist also, was zweifelhaft,
Schwerlich eine Wissenschaft.

GEWAFFNETER FRIEDE

Krieg hat den Harnisch weg gelegt, der Friede zeucht ihn an;
Wir wissen, was der Krieg verübt; wer weiß, was Friede kan?

FRIEDE

Fried ist besser als das Recht;
Dann das Recht ist Friedens Knecht.

HEUTIGE WELT-KUNST

Anders seyn, und anders scheinen:
Anders reden, anders meinen:
Alles loben, alles tragen,
Allen heucheln, stets behagen,
Allem Winde Segel geben:
Bös- und Guten dienstbar leben:
Alles Thun und alles Tichten
Bloß auff eignen Nutzen richten;
Wer sich dessen will befeissen
Kan politisch heuer heissen.

DER GLAUBEN

Mich dünckt, Religion sey schlecht Religion,
Wann mehr nicht, als nur diß man glauben soll davon,
Was die Vernunft erlaubt; wie wil doch dieser ein,
Daß Gott ohn Ort und End, und Welt auß nichts soll seyn?

FREMDE TRACHT

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sichs wandelt aussen, wandelt sichs auch innen.

WITZ

Wenn einer meint, er lerne noch, so kommt sein Witz empor,
Wenn einer meint, er sei gelehrt, so wird er jetzt ein Tor.

DIE HERTZENS-KIRCHE

Man kan zwar alle Kirchen schlüssen;
Doch nie die Kirchen im Gewissen.

Paul Gerhardt

* 12. März 1607 Gräfenheinfichen bei Wittenberg + 27. Mai 1676 Lübben im Spreewald
Er studierte Theologie im streng lutherischen Wittenberg, arbeitete als lutherischer Geistlicher in Berlin, da er aber nicht auf das Recht zu theologischen Auseinandersetzungen verzichten wollte, verließ er die Hauptstadt Preußens und lebte fortan mit der Familie in Lübben, Lyriker, Autor von zahlreichen Kirchenliedern.

MORGENLIED

Lobet den Herren
Alle, die ihn fürchten!
Laßt uns mit Freuden seinem Namen singen
Und Preis und Dank zu seinem Altar bringen!
Lobet den Herren!

Der unser Leben,
Das er uns hat geben,
In dieser Nacht so väterlich bedeckt
Und aus dem Schlaf uns fröhlich auferwecket.

Lobet den Herren!

Daß unsre Sinnen
Wir noch brauchen können
Und Händ und Füße, Zung und Lippen regen,
Das haben wir zu danken seinem Segen.
Lobet den Herren!

Daß Feuersflammen
Uns nicht allzusammen
Mit unsern Häusern unversehns gefressen,
Das machts, daß wir in seinem Schoß gesessen.
Lobet den Herren!

Daß Dieb und Räuber
Unser Gut und Leiber
Nicht angetast't und grausamlich verletzt,
Dawider hat sein Engel sich gesetzt.
Lobet den Herren!

O treuer Hüter,
Brunnen aller Güter,
Ach laß doch ferner über unser Leben
Bei Tag und Nacht dein Hut und Güte schweben.
Lobet den Herren!

Gib, daß wir heute,
Herr, durch dein Geleite
Auf unsern Wegen unverhindert gehen
Und überall in deiner Gnade stehen.
Lobet den Herren!

Treib unsern Willen,
Dein Wort zu erfüllen,
Lehr uns verrichten heilige Geschäfte,
Und wo wir schwach sind, da gib du uns Kräfte.
Lobet den Herren!

Richt unsre Herzen,
Daß wir ja nicht scherzen
Mit deinen Strafen, sondern fromm zu werden
Vor deiner Zukunft uns bemühen auf Erden.
Lobet den Herren!

Herr, du wirst kommen
Und alle deine Frommen,
Die sich bekehren, gnädig dahin bringen,
Da alle Engel ewig, ewig singen:
Lobet den Herren!

AN DAS ANGESICHT (SALVE CAPUT CRUENTATUM)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfieret,
Gegrüßet seist du mir!

Du edles Angesichte,
 Davor sonst schrickt und scheut
 Das große Weltgewichte,
 Wie bist du so bespeit,
 Wie bist du so erleuchtet,
 Wer hat dein Augenlicht,
 Dem sonst kein Licht nicht gleicht,
 So schändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
 Der roten Lippen Pracht
 Ist hin und ganz vergangen,
 Des blassen Todes Macht
 Hat alles hingenommen,
 Hat alles hingerafft,
 Und daher bist du kommen
 Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
 Ist alles meine Last,
 Ich hab es selbst verschuldet,
 Was du getragen hast!
 Schau her, hier steh ich Armer,
 Der Zorn verdienet hat,
 Gib mir, o mein Erbarmer,
 Den Anblick deiner Gnad.

Erkenne mich, mein Hüter,
 Mein Hirte, nimm mich an!
 Von dir, Quell aller Güter,
 Ist mir viel Guts getan.
 Dein Mund hat mich gelabet
 Mit Milch und süßer Kost,
 Dein Geist hat mich begabet
 Mit mancher Himmelslust.

Ich will hier bei dir stehen,
 Verachte mich doch nicht!
 Von dir will ich nicht gehen,
 Wann dir dein Herze bricht.
 Wann dein Haupt wird erblassen
 Im letzten Todesstoß,
 Alsdann will ich dich fassen
 In meinen Arm und Schoß.

Es dient zu meinen Freuden
 Und kommt mir herzlich wohl,
 Wenn ich in deinem Leiden,

Mein Heil, mich finden soll.
Ach, möcht ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deines Todes Schmerzen,
Da du's so gut gemeint.
Ach gib, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu
Und, wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende sei.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Paul Fleming

* 5. Oktober 1609 Hartenstein in Sachsen + 2. April 1640 Hamburg

Pastorensohn, studierte Philosophie und Medizin, in Leipzig wurde ihm der Titel eines *Poeta laureatus* verliehen, verfasste zuerst lateinische und deutsche Gelegenheitsgedichte, dann auch Liebeslyrik und religiöse Hymnen, posthum erschienen die Werkausgaben *Teutsche Poemata* (1642) und *Geist und weltliche Poemata* (1651).

WIE ER WOLLE GEKÜSSET SEIN

Nirgends hin als auf den Mund:
da sinkts in des Herzen Grund;
nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel:
 beides wird sonst Kinderspiel.
 Nicht zu laut und nicht zu leise:
 bei der Maß' ist rechte Weise.
 Nicht zu nahe, nicht zu weit:
 dies macht Kummer, jenes Leid.
 Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
 wie Adonis Venus reichte.
 Nicht zu harte, nicht zu weich,
 bald zugleich, bald nicht zugleich.
 Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
 nicht ohn' Unterscheid der Stelle.
 Halb gebissen, halb gehaucht,
 halb die Lippen eingetaucht,
 nicht ohn' Unterscheid der Zeiten,
 mehr alleine denn bei Leuten.
 Küsse nun ein Jederman,
 wie er weiß, will, soll und kann!
 Ich nur und die Liebste wissen,
 wie wir uns recht sollen küssen.

**HERRN PAULI FLEMINGI DER MED. DOCT. GRABSCHRIFT,
 SO ER IHM SELBST GEMACHT IN HAMBURG, DEN 28. TAG
 DES MERZEN 1640. AUF SEINEM TODBETTE,
 DREI TAGE VOR SEINEM SELIGEN ABSTERBEN**

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
 des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
 frei, meine, kunte mich aus meinen Mitteln nähren,
 mein Schall floh über weit, kein Landsman sang mir gleich,

von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
 jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
 bis daß die letzte Glut diß Alles wird verstören.
 Diß, deutsche Klarien, diß Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ichs wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
 ich, sag' ench gute Nacht und trete willig ab.
 Sonst Alles ist getan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das tu er seinem Feinde.
 Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
 An mir ist minder Nichts, das lebet, als mein Leben.

ÜBER HERRN MARTIN OPITZEN AUF BOBERFELD SEIN ABLEBEN 1638 JUNI

So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
der itzt nichts Gleiches hat, du Herzog deutscher Saiten;
o Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
o ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt.

Germanie ist tot, die herrliche, die freie,
ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue,
die Mutter, die ist hin. Hier liegt nun auch ihr Sohn,

ihr Rächer und sein Arm. Laßt, laßt nur Alles bleiben
ihr, die ihr übrig seid, und macht euch nur darvon.
Die Welt hat warlich mehr nichts Würdigs zu beschreiben.

MYSTIK

Angelus Silesius (Johannes Scheffler)

* Dezember 1624 Breslau (heute Wrocław) + 9. Juli 1677 Breslau (heute Wrocław)

Sohn des polnischen Edelmannes Stanislaus (Stenzel) Scheffler. Studierte Medizin, infolge intensiver Beschäftigung mit mystischer Literatur bekannte er sich öffentlich zur römisch-katholischen Kirche, *Geistreichen Sinn- Und Schlussreime* (1657), in der Zweitaufgabe als *Cherubinischer Wandersmann oder Geist-Reiche Sinn- und Schluss-Reime* (1675), *Heilige Seelen-Lust Oder Geistliche Hirten-Lieder Der in ihren JESUM verliebten Psyche* (1657).

HEILIGE SEELENLUST ODER GEISTLICHE HIRTENLIEDER

DIE PSYCHE SEUFZT NACH IHREM JESU WIE EIN EINSAMES TURTELTÄUBLEIN NACH SEINEM GEMAHL

1
Wie ein Turteltäubelein
In der Wüsten seufzt und girrt,
Wann es sich befindet allein
Und von seinem Lieb verirrt,
Also ächzet für und für,
Jesu, meine Seel nach dir.

2
Keine Stunde geht fürbei,
Daß ich nicht gedenk an dich
Oder ja ganz innig schrei,
Jesu, Jesu, denk an mich!
Ach wie lange soll ich doch
Dieses Elend bauen noch!

3
Eine Seele, die dich liebt,
Will sonst nichts als deinen Kuß,
Und drum bin ich so betrübt,
Daß ich den entbehren muß.
Ach, wie lange muß ich sein
Ein so armes Täubelein!

4
Meine Seel ist ja die Braut,
Die du dir hast selbst erkorn,
Die dein Vater dir vertraut
Und dein Geist hat neugeborn.
Ach, wie muß sie so allein
Und ohn ihren Bräutigam sein!

5
Oft nennst du mich dein Kind,
Das dein Geist so zärtlich liebt
Und sich gerne bei ihm findt,
Wann aus Liebe wird betrübt.
Und ich muß doch jetzo sein
Ein verlassnes Waiselein.

6
O, erscheine doch, mein Licht,
Deinem armen Käuchelein,
Weil ihm nichts als du gebricht
In dem finstern Leibeshain.
Ach Herr, laß es doch geschehn,
Daß ich dich mag bei mir sehn!

SIE SEHNT SICH NACH DER GEISTLICHEN GEBURT JESU CHRISTI UND BITTET, DASS SOLCHE IN IHREM HERZEN GESCHEHEN MÖGE

1
Geh auf, meins Herzens Morgenstern,
Und werde mir zur Sonne;
Geh auf und sei nunmehr nicht fern,
Du wahre Seelenwonne.
Erleuchte mich
Ganz inniglich,
Daß ich in deinem Lichte
Noch diesen Tag
Beschauen mag
Dein liebstes Angesichte.

2
Ich wünsche nichts als dich zu sehn,
Hab auch sonst kein Verlangen;
Ach, ach, wann wird es doch geschehn,
Daß ich dich werd umfängen!
Du bist das Licht,
Das mein Gesicht
Alleine kann berücken.
Du bist der Strahl,
Der allzumal
Mein Herze kann erquicken.

3
Du bist der Glanz der Herrlichkeit,
Du gibst der Welt das Leben;
Dein Anblick macht noch in der Zeit
Mich in den Himmel schweben.
Dein Freudenschein

Macht meine Pein
Mir über Zucker süße.
Deins Geistes Gruß,
Deins Mundes Kuß
Macht, daß ich ganz zerfließe.

4
Wo bist du, schönster Bräutigam,
O auserkorner Knabe?
Wo bist du, süßes Gottes Lamm,
Daß ich mit dir mich labe?
Komm doch geschwind,
Du Jungfraun Kind,
Komm, komm, eh ich vergehe.
Mein Geist und Sinn,
Der fällt schon hin,
Schau, wie so schlecht ich stehe!

5
Der Leib wird matt, die Seel ist schwach,
Die Augen stehn voll Tränen;
Der Mund verblaßt, ruft ach und ach,
Das Herz ist voller Sehnen.
O Jesu mein,

Der du allein
Mich herzlichst kannst erquicken,
Verzeuch doch nicht,
Mit deinem Licht
Mich gnädig anzublicken.

LOB DER HEILIGEN JUNGFRAUEN MARIE

1
Dich, Mutter Gottes, loben wir,
Dich ehrt wir, Jungfrau, für und für.
Dir, als des heiligen Geistes Braut,
Wird alle Welt voll Ruhms geschaut.
Dir dienen alle Himmelshelden,
Die Thronen stehn vor deinem Thron,
Von deiner Pracht und deiner Kron
Die Fürsten mit Verwundrung melden.

2
Auf dich schau'n alle Cherubim,
Dir singen alle Seraphim,
Sie schreien sämtlich: Heilig ist,
Die Gott zur Mutter hat erkiest.
Des Himmels Hof, der Kreis der Erden,
Sind beide voller Herrlichkeit
Der edlen Frucht, die in der Zeit
Aus dir hat wolln geboren werden.

3

Dich lobet der Apostel Chor,
 Dich hebt der Märtrer Schar empor,
 Dich rühmet der Propheten Mund
 Und der Bekenner offner Grund.
 Dich preisen selig die Jungfrauen,
 Dir sind die Heiligen all in Freud,
 Dich bitt die ganze Christenheit
 Und hat zu dir ein groß Vertrauen.

4

Du bist des Himmels Königin,
 Der Majestät Gebärerin.
 Du bist des Schöpfers Ruhm und Zier,
 Du bist des Paradieses Tür.

Du bist des Höchsten Lust und Leben,
 Ein Tempel der Dreifaltigkeit,
 Durch dich wird uns Barmherzigkeit
 Von Gott erzeigt und gegeben.

5

Du bist des ewgen Gotts Gezelt,
 Bist die Beherrscherin der Welt.
 Du bist der ewgen Sonnen Bot

Und aller Seelen Trost nach Gott.
 Du bist der Teufel Furcht und Schrecken,
 Du stehst den Kranken heilsam bei.
 Du machst gewaltig, quitt und frei,
 Die in Gefahr des Todes stecken.

6

Du hochgebenedeites Weib
 Empfingest Gott in deinem Leib,
 Daß unser menschliches Geschlecht
 Zur Himmelserbschaft hätte Recht.
 Durch dich ist uns der Himmel offen,
 Du stehst nächst deinem lieben Sohn
 Zur Rechten bei des Vaters Thron,
 Von dannen wir ihn wieder hoffen.

7

Drum bitten wir dich, große Frau,
 Komm uns zu Hilf von's Himmels Bau.
 Hilf uns, die durch deins Sohnes Blut
 Erkauft sind zu seinem Gut.
 Hilf uns ins ewge Leben reisen,
 Mach uns durch dein Kind Jesum heil,
 Daß wir an ihm haben Teil
 Und ihn mit dir ohn Ende preisen.

SIE VERMAHNT ZUR NACHFOLGE CHRISTI

1

Mir nach, spricht Christus, unser Held,
 Mir nach, ihr Christen alle,
 Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
 Folgt meinem Ruf und Schalle.
 Nehmt euer Kreuz und Ungemach
 Auf euch, folgt meinem Wandel nach.

2

Ich bin das Licht, ich leucht euch für
 Mit heiligem Tugendleben,
 Wer zu mir kommt und folget mir,
 Darf nicht im Finstern schweben.
 Ich bin der Weg, ich weise wohl,
 Wie man wahrhaftig wandeln soll.

3

Mein Herz ist voll Demütigkeit,
 Voll Liebe meine Seele,
 Mein Mund, der fließt zu jeder Zeit
 Von süßem Sanftmutöle.
 Mein Geist, Gemüte, Kraft und Sinn
 Ist Gott ergeben, schaut auf ihn.

4

Fällts euch zu schwer? Ich geh voran,
 Ich steh euch an der Seite,
 Ich kämpfe selbst, ich brech die Bahn,
 Bin alles in dem Streite.
 Ein böser Knecht, der still darf stehn,
 Wenn er den Feldherrn an sieht gehn.

5

Wer seine Seel zu finden meint,
Wird sie ohn mich verlieren,
Wer sie um mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht wert und meiner Zier.

6

So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreuz nachgehen
Und wohlgemut, getrost und gern
In allen Leiden stehen.
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron
Des ewgen Lebens nicht davon.

CHERUBINISCHER WANDERSMANN

ERSTES BUCH

1. Was fein ist, das besteht

Rein wie das feinste Gold, steif wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall soll dein Gemüte sein.

2. Die ewige Ruhestätt

Es mag ein andrer sich um sein Begräbnis kränken
Und seinen Madensack mit stolzem Bau bedenken,
Ich Sorge nicht dafür: mein Grab, mein Fels und Schrein,
In dem ich ewig ruh, solls Herze Jesu sein.

3. Gott kann allein vergnügen

Weg, weg, ihr Seraphim, ihr könnt mich nicht erquicken,
Weg, weg, ihr Heiligen und was an euch tut blicken.
Ich will nun eurer nicht, ich werfe mich allein
Ins ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

4. Man muß ganz göttlich sein

Herr, es genügt mir nicht, daß ich dir englisch diene
Und in Vollkommenheit der Götter vor dir grüne.
Es ist mir viel zu schlecht und meinem Geist zu klein;
Wer dir recht dienen will, muß mehr als göttlich sein.

5. Man weiß nicht, was man ist

Ich weiß nicht, was ich bin; ich bin nicht, was ich weiß;
Ein Ding und nit ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreis.

6. Du mußt, was Gott ist, sein

Soll ich mein letztes End und ersten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort,¹ ein Gott in Gotte sein.

7. Man muß noch über Gott

Wo ist mein Aufenthalt? Wo ich und du nicht stehen.
 Wo ist mein letztes End, in welches ich soll gehen?
 Da, wo man keines findet. Wo soll ich denn nun hin?
 Ich muß noch über Gott in eine Wüste ziehn.

8. Gott lebt nicht ohne mich

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
 Wird ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

9. Ich hab's von Gott und Gott von mir

Daß Gott so selig ist und lebet ohn Verlangen,
 Hat er sowohl von mir als ich von ihm empfangen.

10. Ich bin wie Gott und Gott wie ich

Ich bin so groß wie Gott, er ist als ich so klein;
 Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

11. Gott ist in mir und ich in ihm

Gott ist in mir das Feuer und ich in ihm der Schein;
 Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein?

12. Man muß sich überschwenken

Mensch, wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
 So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.

13. Der Mensch ist Ewigkeit

Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
 Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

14. Ein Christ so reich als Gott

Ich bin so reich als Gott, es kann kein Stäublein sein,
 Das ich (Mensch, glaube mir) mit ihm nicht hab gemein.

15. Die Über-Gottheit

Was man von Gott gesagt, das gnüget mir noch nicht,
 Die Über-Gottheit ist mein Leben und mein Licht.

16. Die Liebe zwingt Gott

Wo Gott mich über Gott nicht sollte wollen bringen,
 So will ich ihn dazu mit bloßer Liebe zwingen.

17. Ein Christ ist Gottes Sohn

Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz an seiner Hand:
 Sein Geist, sein Fleisch und Blut ist ihm an mir bekannt.

18. Ich tue es Gott gleich

Gott liebt mich über sich; lieb ich ihn über mich,
So geb ich ihm so viel, als er mir gibt aus sich.

19. Das selige Stillschweigen

Wie selig ist der Mensch, der weder will noch weiß,
Der Gott, versteh mich recht, nicht gibet Lob noch Preis.

20. Die Seligkeit steht bei dir

Mensch, deine Seligkeit kannst du dir selber nehmen,
So du dich nur dazu willst schicken und bequemen.

21. Gott läßt sich, wie man will

Gott gibet niemand nichts, er stehet allen frei,
Daß er, wo du nur ihn so willst, ganz deine sei.

22. Die Gelassenheit

So viel du Gott geläßt, so viel mag er dir werden;
Nicht minder und nicht mehr hilft er dir aus Beschwerden.

23. Die geistliche Maria

Ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

24. Du mußt nichts sein, nichts wollen

Mensch, wo du noch was bist, was weißt, was liebst und hast,
So bist du, glaube mir, nicht ledig deiner Last.

[...]

Jakob Böhme

* 1575 Alt-Seidenberg (heute Zawidów) † 17. November 1624 Görlitz (heute Zgorzelec)

Bauernsohn und Schuster, nach visionären Erlebnissen wurde er zum Mystiker und Naturphilosophen. Autor von 22 Schriften, die eine Verbindung von Luthertum und Mystik darstellen. Die wichtigsten Werke: *Aurora, das ist: Morgen-Röthe im Aufgang* (1612, erschienen 1656), *Der Weg zu Christo* (1624), *De signatura rerum* (1622, erschienen 1635).

MORGEN-RÖTE IM AUFGANGK

Das ist:

Die Wurtzel oder Mutter

Der Philosophiæ, Astrologiæ und Theologiæ,
Aus rechtem grunde.

Oder

Beschreibung der NATVR / Wie Alles gewesen und im anfang worden ist:
wie die Natur und Elementa Creatuerlich worden seind; auch von beyden
qualitaeten Boesen und Guten / woher alle Ding seinen Vrsprung hat / und
wie es am Ende dieser Zeit werden wirdt: Auch wie Gottes- und der Hoel-
len-Reich beschaffen ist / und wie die Menschen in jedes
Creatuerlich wircken.

Alles aus Rechtem grunde / in Erkenntnus des Geistes im wallen
Gottes mit fleiß gestellet

Durch

Jacob Böhmen,

In Goerlitz / im Jahr Christi 1612 seines alters 37. Jahr / Dingstag
in Pfingsten.

Alles von neuen uebersehen / und mit fleis nach des Autoris
eigenem Manuscripto corrigiret und verbessert.

Gedruckt zu Ambsterdam / im Jahr 1656.

VORREDE DER LIEBHABER.

Die innige allwuerckende Weisheit Gottes / die da ist das hauchen
der Goettlichen Krafft und der glantz des ewigen

Liechts / gebe sich in des Lesers Seele / und mache jhn zum

Freunde Gottes / Amen! Sap. 7.

Lieber Mensch / wie soll mans anfahren dich / der du an diesem letzten ende der zeit in
so grosser sicherheit lebest / zu bewegen / daß du an die Ewigkeit gedenckest / und mit
ernst betrachtest / das so viel tausendmahl tausend millionen der Adamskinder in kurt-

zern ferner das grausame / erschreckliche und ueber alle gedanken gestrenge Gericht des gerechten Richters sollen gestellet / und von Jhnen rechenschafft gefordert werden von allen jhren thaten / und von einem jeden unnuetzen worde die zeit jhres lebens durch jhren Mund gangen / da alsdenn nur allein die Gerechten ins Ewige Leben gehen / und das Reich / welches jhnen von anbegin der Welt bereitet ist / ererben / und von Ewigkeit zu Ewigkeit regieren / auch als so viel hunderttausend Sonnen leuchten werden. Das ewige feuer aber (so dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist) vnd der Pfuhl der mit feuer und schwefel brennet / allen Vnwiedergeborenen / Verzagten / und Vnglaubigen / und Greuelichen / und Todtschlaegern / und Hurern / und Zauberern / und Abgoettischen / und allen Luegnern zu lohn und theil werden wird / und werden gequelet werden mit feur und schwefel tag und nacht / und der rauch jhrer quahl wird aufsteigen von ewigkeit zu ewigkeit. So nun an dem grossen und schrecklichen Juengsten Gerichts-tage alle Geschlecht der Erden heulen / *Apoc. 1.* und kaum der Gerechte wird erhalten werden / wie will denn der gotlose suender bestehen / der in seinem leben den Herrn Jesum in seinen armen Glaubigen niemahl hat speisen / traencken / kleiden / oder in kranckheit und gefaengnues besuchen wollen? gewißlich ein solcher wird nirgend anders hin als zur lincken hand des Richters unter die stinckende hellische Boecke gestellet / und ins ewige feur verurtheilet werden / davon kein *appelliren* gelten wird / und ob schon die meisten alsdenn schreyen werden / Herr / Herr / bistu nicht fuer uns gestorben / und hast unsere schuld bezahlet / haben wir nicht in deinem Nahmen gebetet / geweissaget und viel thaten gethan / wird doch der HErr jhnen bezeugen daß niemand ins Himmelreich komme / als nur die den willen seines Vaters gethan / welcher uns mit kurtzen worten fuergeschrieben ist / *Michæc 2.* Mensch es ist dir gesaget was gut ist / und waß der HErr dein GOtt von dir fordert und haben will / nemlich GOTTes Wort halten / Liebe ueben und demuethig seyn fuer deinem GOtt. Item *Johan. 13.* Ein new geboth gebe ich euch daß jhr euch untereinander liebet / von welchem geboth die gantze heutige Christenheit abgewichen / wie solches die Kriege und geschrey von Kriegen / so itzo alle Koenigreiche und Voelcker wieder einander zu werck richten / gnugsam bezeugen. Welches fuerwahr keine wercke der liebe sind / und daher alle die solches thun / werden einmahl vom Sohn GOTTes hoeren muessen / Ich habe euch noch nie erkant / weichet von mir alle uebelthaeter.

Weil nun solcher Tag so gar grausam / erschrecklich und allen Menschen unvermeidlich seyn / auch alles durchs feur *probiret* werden wird: So hat freylich der Sohn Gottes / der keines Suenders ewigen todt begehret / sonderen dieselbigen zur busse ruffet / uns treulich gewarnet / daß wir uns darzu vorbereiten / und in seinem Nahmen den Himmlischen Vater umb den Heiligen Geist anrufen sollen / auff daß Er uns in alle warheit leiten moege. Ja die Weisheit GOTTes klaget draussen und lest sich hoeren auff den gaßen / sie ruffet in der thuer / am thor fornen unter dem Volck / sie redet jhre wort in der Statt / oeffentlich am wege und an der strassen stehet sie an den Thoren bey der Statt / da man zur Thuer eingehet / schreyet sie. O jhr Maenner ich schreye zu euch und ruffe den leuten / wie lange wolt jhr Alberen alber sein / und die Spoetter lust zur spoetterey haben / und die ruchlosen die lehre hassen / kehret euch zu meiner straffe. O das doch alle Christen solchen theuren rath Jesu Christi folgeten und auff das innigliche rufen der Weisheit / so in eines jedweden gewissen geschicht / mercketen / so wuerden sie bald den breiten weg zur Hellen verlassen / und den engen und schmahlen weg zum leben erwählen.[...]

DRAMA

Andreas Gryphius

Vgl. S. 264

CATHARINA VON GEORGIEN ODER BEWEHRETE BESTÄNDIGKEIT

DIE VIERDTE ABHANDLUNG

Imanculi. Catharina.

IMANCULI

Der Printz dem Sig vnd Ehr
Vnd Macht vnd Recht zu Dinst / Durchlauchtigste der Frauen
Gibt jhr durch mich sein Hertz vnd milde Gunst zu schauen /
Vnd schenckt jhr Cron vnd Reich das sie vor dem verlor
Eh sich das frembde Glück auff ihren Fall verschwor /
Daß sie als auß der Grufft noch prächtiger erstünde
Vnd Zepter durch Verlust der Stül vnd Zepter / finde.
[...]

Doch diß ist noch zu klein
Für die / die mehr verdient von Abas zu empfangen /
Von Abas / welchen sie / Großmächtigste gefangen.
Gantz Persen felt jhr heim vnd Chach beut jhr die Hand
Die Persens Zepter trägt zum vnverfälschten Pfand
Der Königlichen Eh! ich wündtsche zu der Crone /
Dem numehr freyen Stand / vnd zu der Parthen Throne
Vnd der so hohen Freud vnd Heyrath sonder gleich;
Ein ewig blühend Glück / vnd jmmer wachsend Reich.

CATHARINA

Daß Imanculi sich so tief geneigt beflissen/
Ein Arm gefangen Weib in gröster Noth zu grüssen;
Erkent mit höchstem Danck die / die nicht dancken kan
Als mit verbundnem Geist. Der König beut vns an
Was ewig Catharin nicht willens zu empfangen.
Vnd nicht empfangen muß. Wir wündtschen vol Verlangen
Daß Abas vns erhör. Bricht er die Kett' entzwey /
Vnd schenckt vns Gurgistan; so sind wir warlich frey /
Vnd fallen jhm zu Fuß vnd küssen seine Hände /
Vnd schweren Trew' vnd Dinst biß zu deß Cörpers ende
Doch wil er daß der Geist nicht Christlich sich erklär;
So wird die Freyheit vns mit Persens Cron zuschwer.
Wir rühmen sein Gemütt / das vns zu hoch wil ehren:
Doch leider kan der Geist von keiner Freyheit hören /
Die vns von disem trent / der sich mit vns vermählt /
Der vns diß Leben gab vnd vnser Har gezehlt.

Vil besser daß diß Fleisch verschmacht in tausend Schmerzen!
 Vil besser daß diß Blut auß auffgeschlitztem Hertzen
 Die Erd' vnd Hencker färb'. Als dises Reich verschertzt
 In dem kein Elend herrscht das in der Welt vns schmerzt!

IMANCULI

Durchlauchtigste / warumb wil sie die Gunst ausschlagen
 Die vber Gunst der Welt? was kan sie Chach versagen
 Der sich jhr selber schenckt. Läst sie diß Glück entgehn?
 Kan Ihr jhr Christus wol so vil im Lichte stebn?

CATHARINA

Der Fürst vermeld' vns doch! was denckt vns Chach zu geben!
 Was hat er mit vns vor? wehn sucht er zu erheben?
 Was nutzt so Ehr als Glück? gesetzt daß es gescheh
 Daß Abas vns getränt von Christus Läger seh!
 Wo wolt er mit vns hin? Er heiß vns frey genissen /
 Was reicher Vberfluß liß in sein Schatzhauß schlissen!
 Was Freund vnd Vnterthan' vnd vberwundne Macht
 Freywillig / auff begehrt / vnd hochgedrungen bracht!
 Es dient doch nur allein den leeren Mund zu füllen
 Vnd den entblösten Leib mit Kleidern zuverhüllen.
 Da wir nun JEsu treu / vnd bleiben Abas Magd,
 So wird vns ja von Chach nicht Brodt nicht Tuch versagt
 Das jeder Slav' empfang. Man zeigt vns seine Kammer
 Vnd rufft vns auff sein Bett' / in dem mit furchtbarn Jammer /
 Wir ihm an Beyschlaffs stat / zu Schand' vnd Hohn verpflicht
 Gleich andern den er Hold. Es sey auch daß er nicht
 Als durch ein festes Band vnd eine Lib' vns ehre /
 Vnd küß in keuscher Eh' vnd vnsern Ruhm vermehre
 Auff Persens güldnem Thron! was trüg es vor Gewin?
 Man nent' vns Königin. Das sind wir ja vorhin!
 [...]

IMANCULI

Durchlauchtigst es ist hart für einen Wahn zu sterben

CATHARINA

Wer für die Warheit stirbt kan nimmermehr verterben.

IMANCULI

Der Perß vnd Jud vnd Christ ehrt gleichwol einen Gott

CATHARINA

Der Perß vnd Jude treibt mit Gottes Sohn den Spott.

IMANCULI

Woher doch solte Gott ein Sohn geboren werden?

CATHARINA

Sol der nicht fruchtbar seyn / der fruchtbar macht die Erden?

IMANCULI

Er war ein sterblich Mensch den jhr Gott gleiche macht.

CATHARINA

Der Zeit vnd Ewigkeit in seine Macht gebracht.

IMANCULI

Ihr sagt daß er am Creutz' elende sey gestorben.

CATHARINA

Vnd daß er durch den Tod das Leben vns erworben.

IMANCULI

Daß sein erblaste Leich sey in ein Grab versteckt/

CATHARINA

Daß er am dritten Tag auß eigener Macht erweckt.

IMANCULI

Wer Tod ist ligt vnd schläfft biß Gott wird Vrtheil hegen /

CATHARINA

Der diesem Richter wird den Feind zu Füßen legen.

IMANCULI

Ist jrgend ein Prophet auß seiner Grufft erwacht?

CATHARINA

Ja / der / durch welchen Gott Propheten hat gemacht.

IMANCULI

Traut sie so sehr auff den der sie bißher verlassen?

CATHARINA

Kein Vater pflegt sein Kind / ob er gleich strafft / zu hassen.

IMANCULI

Wie lange läst er sie in disem Kummer stehn?

CATHARINA

Ein Augenblick / wird bald: vnd Ewig nicht vergehn.

IMANCULI

Last vns weil wir noch hir der Zeit vnd Welt gebrauchen!

CATHARINA

In einem Nun wird Welt vnd jhre Pracht verrauchen.

IMANCULI

Gott gönt in disem Nun den Menschen ihre Lust.

CATHARINA

Wir sind vns ausser Gott gantz keiner Lust bewust.

IMANCULI

Wer keine Wollust libt; sucht doch die Qual zu meiden

CATHARINA

Die disem Leben Feind / entsetzt sich nicht zu leiden.

IMANCULI

Das Leiden vnd der Tog laufft wider die Natur.

CATHARINA

Das Leben vnd der Tod sind fest an einer Schnur.

IMANCULI

Der Tod siht schrecklich auß den harte Pein erbittet.

CATHARINA

Je härter Donnerschlag; je schneller außgewütert.

IMANCULI

Ein König eyfert hoch jhm angethanen Spot.

CATHARINA

Wir ehren Persens Haupt; doch höher vnsern Gott.

IMANCULI

Der an dem Creutz erblich; vnd nichts denn Creutzer givet.

CATHARINA

Der durch das Creutz bewehrt die Seelen die er liebet.

IMANCULI

Sie libt was Creutzer gibt / vnd hass't was Cronen schenckt.

CATHARINA

Diß Creutz gibt vns die Cron die Niemand nimbt noch kränckt.

IMANCULI

Es ist ein falscher Wahn der jhren Geist bethöret.

CATHARINA

Die Warheit haben wir auß Gottes Mund gehöret.

IMANCULI

Die Warheit in dem Fall ist leider vil zu schwer

CATHARINA

Genung von Demetrius. Der Fürst sag vns was anders her!

IMANCULI

Wil sie / was ich mich selbst entsetze zu erzehlen?

CATHARINA

Auß zweyen Ubeln muß man stets das minst' erwählen.

IMANCULI

Sie wehle weil sie kan / für Ubel grosses Gutt

CATHARINA

Wir thuns! vnd wagen frisch für Gut die handvol Blut.

IMANCULI

Deß gutten falscher Schein pflegt oftmals zubetrigen.

CATHARINA

Der die Gott stärckt wird nicht die Eitelkeit obsigen.

IMANCULI

Ach! wil sie denn von mir deß Königs harten Schluß?

CATHARINA

Warumb verbirgt er den / der die jhn leiden muß?

IMANCULI

Princessin sie verzeih! ich thu diß Werck gezwungen.

CATHARINA

Wir merckens! es kommt an / nach dem wir stets gerungen.

IMANCULI

Es ist deß Königs Sinn / die Worte sind zwar mein!

CATHARINA

Nur bald! der Auffzug mehrt vnd schärfft die rauhe Pein.

IMANCULI

Princessin muß ich denn so hefftig sie betrüben?

CATHARINA

Erfreuen / grosser Fürst!

IMANCULI

Sie kan den Tod aufschiben!

Sie tret jhr Leben / Heil / vnd Sterben in der Hand.

CATHARINA

O Tod! gewündtschter Tod! O angenehmes Pfand!

IMANCULI

Die grause sterbens Art / ist grauser als das Sterben.

CATHARINA

Gott muste selbst sein Reich durch grause Pein erwerben.

Zagt nicht / geehrter Fürst! schlagt vns die Schmetzen für

Wir finden vns bereit.

IMANCULI

Sie lese diß Papir.

CATHARINA

O freudenvolle Schrifft! O aufgelöste Bande!

O vberreichte Cron! O abgelegte Schande!

O Freyheit meiner Seel! O längst verhoffte Ruh!

O ewig Königreich! O Vaterland! glück zu.

Die Marter (wir gestehns!) scheint freylich nicht zu tragen

Doch was kan solch' ein Geist den JEsus stärckt nicht wagen!

Durch jhn hat auch ein Kind der Hencker Trotz verlacht!

Ohn jhn / hat Menschen Krafft auch sonder Noth / gekracht!

Ade! geehrter Fürst! last vns den Kampff vollenden

Vnd in die Ruh eingehn.

IMANCULI

Könt ich den Vnfall wenden!

Stünd' es in meiner Macht; kein Mittel wer zu schwer /

CATHARINA

Wir wissens! diser Streich rührt von Chach Abas her!

Doch kan der Fürst vns noch mit letzter Gunst verbinden;

Er dulde das / wofern ein Prister sey zu finden

Der JEsu mit vns ehrt / er auff der Burg erschein /

Als vnsers Glaubens Zeug' vnd Beystand in der Pein.

IMANCULI

Ich geb es willig nach! doch wenn sie zubewegen

Wenn sie die Lust vnd Angst wolt' endlich überlegen

Wenn sie!

CATHARINA

nicht mehr von dem! wir wissen Abas Danck/

Daß er nach so vil Ach / vnd langer Kercker Zwang /

Vns seine Cron auffträgt / vnd weil wir die ausschlagen /

Veranlast nach der Cron der Ewigkeit zu fragen.

IMANCULI

Ade denn wertte Fraw! die bessern Glückes wert

CATHARINA

Diß ist das höchste Glück das heut vns widerfährt.

Catharina

O Haupt vnd Feldherr deiner Glider!
 Der du den Kampf für vns versucht /
 Vnd durch dein Blut / was Gott verflucht /
 Gesegnet: für dir fall ich nider!
 Nimm' an was ich nun dir zum Opffer sol vergissen
 Mein zwar durch Schuld beflecktes Blut.
 Doch durch dein Blut wird rein vnd gut
 Was auß den Adern muß zu deinen Ehren flissen.

Das zarte Fleisch bebt ob den Plagen!
 Vnd zittert für der rauhen Noht;
 Der frische Geist rufft nach dem Tod
 Behertzt der ängsten Angst zu tragen!
 Ach! daß nur einmal mir vergönt für dich zu sterben!
 Die kurtze Pein ist ja nicht wert
 Der Ehren die du mir beschert
 Daß mein / doch nichtig nichts / muß dir zu Ruhm verterben.

Verterben! nein! es wird erhalten
 Mein Bräutigam! was man für dich wagt!
 Die haben den Verlust beklagt /
 Die in der Erden Lust veralten.
 Wer wil nicht was die Zeit vns endlich doch wird nehmen
 Als ein Geschenke dem vertraun?
 Den wir unsterblich werden schau'n
 Vnd der vns ehren wird wenn sich die Welt wird schämen.

Ach Heyland! laß mich nu nicht wancken!
 Nun mir der letzte Feind zusetzt
 Vnd alle Marter auff mich hetzt!
 Ach stehe bey in disem Schrancken!
 Beut du mir selbst die Faust vnd hilff mir vberwinden
 Alleine bin ich vil zu schwach /
 Mit dir wil ich durch Angst vnd Ach
 Den Sig / das Licht / den Weg / zu dir / Erlöser / finden.

Beherschten Reiche! seyd gesegnet!
 Gott beut mir höher Cronen an.
 Diß was die Welt nicht geben kan /
 Die Freyheit ist mir heut begegnet.
 Mein Kercker! eingeweyht durch seufftzen-schwangre Thränen

Den auch mein Blut besprengen soll /
 Ade! nun wird der Seelen wol
 Die auff die Stunde fühlt erfüllt ihr langes sehnen.
 [...]

Reyen der Tugenden / deß Todes vnd der Libe.

DIE TUGENDEN

Erschreckte Sterblichen; welch Zittern stößt euch an?
 Wenn man dem zarten Fleisch zusetzet /
 Vnd Schwerdter auff die Hälse wetzet;
 Wie daß jhr so verzagt ob dem was tödten kan!
 Muß man diß leben lose Leben
 Den Jahren nicht zur Beute geben?
 Warumb denn so gelibt was man verlihren muß?
 Wie daß jhr doch nicht auff wolt setzen
 Vor diß was Ewig kan ergetzen /
 Die Vnruh / dise Last / die Thränen / den Verdruß!
 Erbebt vor dem / der Leib vnd Seele
 Kan in deß grausen Abgrunds Höle
 Durch ein erzörntes Wincken stürzten
 Vnd euch was ewig lebt abkürzen.

TOD

Diser Pfeil der mit dem Blut
 Gottes selbst genetzt /
 Der mich vmbpfing euch zu gut
 Heilt wenn er verletzt!

LIBE

Diser Pfeil der durch das Hertz
 Gottes selber drang /
 Tödtet Furcht / vnd Qual / vnd Schmertz
 Vnd der Folter Zwang.

TOD

Dise Fackel leuchtet zwar
 Euch auß diser Welt;
 Dennoch führt sie von der Bar
 In deß Himmels Zelt.

LIBE

Diser Fackel heisse Glut
 Steckt die Geister an
 Daß man mit entbrandtem Mutt /
 Vor Gott treten kan.

TOD

Wem vor disem Bogen graut
 Kent noch Welt noch sich;
 Wer die Erden recht durchschaut
 Wündtscht nicht mehr als mich.

LIBE

Wer nicht disen Bogen libt
 Kent noch sich noch Gott.
 Vnd bleibt hir vnd dort betrübt
 Ja ist lebend todt.

TOD

In mein weisses Ehrenkleid
Ward Gott selbst verhüllt
Als Er eurer Seelen Leid
Durch sein Leid gestillt.

LIBE

Meine Purpur ist gefärbt
In deß Höchsten Blut
Als Er euch am Creutz ererbt
Ein unendlich Gut!

TOD

Schließ ich euch die Augen zu;
So schlisst ihr vilmehr
Dises streiten sonder Ruh /
Disen Kampfß ohn Ehr!

LIBE

Wem für meiner Flammen Macht
Erstarrt Aug vnd Licht;
Siht in heylig-höchster Pracht
Gottes Angesicht.

TOD

Die jhr in den Banden schmacht
Wendet euch zu mir
Ich brech auff der Kercker Macht /
Oeffne Block vnd Thür.

LIBE

Wündtscht ihr euch von Banden frey:
Kommt zu mir allein.

LIBE

sprengt die Kett entzwey /
Bricht durch Stahl vnd Stein.

TOD

Hass't jhr dises Thränenthal:
Bitet mir die Hand:
Ich führ auß dem Folter-Sal /
In das Vaterland.

LIBE

Eilt jhr in das Reich der Lust
Ich geh euch voran!
Mir ist diser Weg bewust
Den man treten kan.

TOD

Was ist stärker als der Tod!

LIBE

LIBE gilt noch mehr!

TOD

Der Tod endet Leid vnd Noht

LIBE

LIBE krönt mit Ehr!

TOD

Der Tod hebet alles auff!

LIBE

Nur die Libe nicht!

TOD

Wenn sein Pfeil in vollem Lauff;

LIBE

Den die Libe bricht.
Reine Lib' herscht für vnd für

TOD

Die durch mich bewehrt.

LIBE

Trägt der ew'gen Crone Zir

TOD

Die durch mich beschert.
Hab ich nicht Gott selbst bezwungen

LIBE

Nach dem ich jhn band:

TOD

Den ich an das Creutz gedrunge /

LIBE

Ich bott dir die Hand /

TOD

Rechtschaffne LIBE wird nur in dem Tod erkennt:

LIBE

Wer libt wird durch den Tod von Libe nicht getrennet

TOD

Der libt ohn alle falsch wer biß zum Tode libt;

LIBE

Wer libend stirbet wird nicht durch den Tod betrübt.

DIE TUGENDEN

Wer biß zum Tode libt wird ewig stehen /

Vnd kan im Tode nicht vergehen.

Es hilfft nicht daß man kämpff vnd ringe

Das Ende krönet alle Dinge /

Wer angefangen / muß vollbringen /

Wo er ein Sige-Lid wil singen.

Wer biß zum Brand-Pfahl Gott getreue

Wer nicht für Zang vnd Schwerdt ist scheue /

Wer mit der Grufft verwechselt Stat vnd Thron

Derselb erlangt die herlichst Ehren-Cron.

LEO ARMENIUS ODER FÜRSTEN-MORD

GROSSGÜNSTIGER LESER

INdem vnser gantzes Vatterland sich nuhmehr in seine eigene Aschen verscharret / vnd in einen Schawplatz der Eitelkeit verwandelt; bin ich geflissen dir die vergänglichkeit menschlicher sachen in gegenwertigem / vnd etlich folgenden Trawerspielen vorzustellen. Nicht zwar / weil ich nicht etwas anders vnd dir vielleicht angenehmers vnter händen habe: sondern weil mir noch dieses mal etwas anders vorzubringen so wenig geliebet / alß erlaubt. Die Alten gleichwohl haben diese art zu schreiben nicht so gar geringe gehalten / sondern alß ein bequemes mittel menschliche Gemütter von allerhand vnartigen vnd schädlichen Neigungen zu säubern / gerühmet; wie zu erweisen vnschwer fallen sollte / wenn nicht andere vor mit solches weitläufigt dargethan / vnd ich nicht Eckel trüge / dieses zu entdecken / was Niemand verborgen. Viel weniger bin ich gesonnen mit prächtigen vnd vmbschwweifenden Vorreden dieses zu rühmen / was frembdem Vrtheil nuhmehr vntergeben wird. Böse Bücher werden durch kein Lob gebessert / vnd angeborne Schönheit bedarff keiner schmincke. Gleichwol muß ich nur erinnern daß / wie vnser Leo ein Griechischer Keyser / also auch viel seinem Leser aufweisen wird / was bey jetzt regierenden Fürsten / theils nicht gelobet / theils nicht gestattet wird. Den gantzen verlauff seines vntergangs erklären vmbständlich Cedrenus vnd Zonaras, Welche nicht nur von seinem Tode schier mit einer Feder schreiben / sondern auch so eigentlich alles entwerffen / daß nicht von nöthen gewesen viel andere erfindungen einzumischen.

Was man in selbigen örtern auff Träume / Gesichter / frembde Bilder / vnd derogleichen gehalten / weisen alle dieser Völcker Geschichten auß. Ja mir selbst ist noch vor wenig Jahren ein zimlich Buch voll frembder Gemälde zukommen / auß welchem etliche denen das Gehirne mit erforschung zukünftiger dinge schwanger / nicht wenig (jrer einbildung nach) von widereröberung der vorhin herrlichen / nuhmehr (leider!) dienenden Statt / dem vntergang deß Türcken / Einigkeit der Christen in Glaubens sachen vnd allgemeinen bekehrung der Juden gelernet / darff derowegen Niemand für gantz eitel halten / was gedachte Zonaras vnd Cedrenus vnd wir auß jhnen von etwa dergleichen Buch erwehnen. Auch ist so vnerhört nicht durch vorwendung geheimer Offenbarungen / Aufbruch vnd Krieg stifften Königreich vnd Zepter an sich reißen / ja gantze Länder mit Blut alß einer newen Sünflut überschwemmen. Nicht nur Europa, gantz Asien vnd Africa werden für ein beyspiel dieser warheit wol hundert geben / vnd in der Newen Welt ist diese Pest so wenig / alß bey vns neue vnter dem schein deß Gottes dienstes / (wie Michael vnd seine Bundgenossen) vngehewre Mord vnd Bubenstück ins werck zu richten. Daß der sterbende Keyser / bey vor Augen schwebender todes gefahr ein Creutz ergriffen ist vnlaugbar: daß es aber eben dasselbe gewesen / an welchem vnser Erlöser sich geopffert / saget der Geschichtschreiber nicht / ja vielmehr wenn man seine Wort ansiehet / das widerspiel; gleichwol aber / weil damals die übrigen stücker deß grossen Söhn-Altars oder (wie die Griechen reden) die heiligen Hölzter / zu Constantinopel verwahret worden: haben wir der Dichtkunst / an selbige sich zu machen / nach gegeben / die sonsten auff diesem Schawplatz jhr wenig freyheit nehmen dürfften. Die jenigen welche in diese Ketzerey gerathen / alß könnte kein Trawerspiel sonder Liebe vnnd Bulerey vollkommen seyn: werden hierbey erinnert / daß wir diese / den Alten vnbekante Meynung noch nicht zu glauben gesonnen / vnd desselben Werck schlechten ruhmbes würdig achten / welcher vnlängst einen heiligen Märterer zu dem Kampff geführet / vnd demsel-

ben wider den grund der warheit eine Ehefrau zu geordnet / welche schier mehr mit
ihrem Bulen / als der Gefangene mit dem Richter zuthun findet / vnd durch mitwürckung
ihres Vattern eher Braut als Wittbe wird. Doch vmb daß wir derselben gunst nicht gantz
verlieren: versichern wir sie hiermit / daß auffs eheste vnser Xa Abas in der bewehrten
beständigkeit der Catherine von Georgien reichlich einbringen sol / was dem Leo nicht
anstehen können. Welcher da er nicht von dem Sophocles oder dem Seneca aufgesetzt
/ doch vnser ist. Ein ander mag von der Außländer Erfindungen den Nahmen wegweisen
vnd den seinen darvor machen: Wir schliessen mit denen Worten / die jener weitbe-
rühmbte vnd lobwürdigste Welsche Poet vber seinen vördergiebel geschrieben:

Das Hauß ist zwar nicht groß: doch kennt es mich allein:
Es kostet frembde nichts: es ist nur rein vnd mein.

5. AKT, 3. AUFTRITT

THEODOSIA

So habt ihr, wie ihr rühmt, tyrannen umgebracht?

1. VERSCHWORENER

Wer zweifelt?

THEODOSIA

Hört uns an! Wer setzt euch in die macht?

Wer traut euch dieses schwerdt? Wer hat euch so begabet?

Wer? Der, den ihr nur schmäht. Als er mit höchster pracht

Euch neben sich erhub und schier zu göttern macht,

Wer war er? ein tyrann? Ihr sung't mit andern zungen.

Jetzt, nun das bubenstück, nun euch der mord gelungen,

Heißt er, ich weiß nicht, wie? So lang ein fürste gibt,

Und die, die es nicht werth, als wolverdiente liebt,

Und aller geitz mit gold und ehren sucht zu stillen,

Denn muss sein lob das reich, sein ruhm die welt erfüllen.

So bald er nicht mehr schenckt, ja nicht mehr schencken kan,

So bald er auffruhr strafft, steckt auch die untreu an.

So bald die pest euch reizt und schelmen sich verbinden,

Die lust zu neuer macht und stadt-sucht leicht entzünden,

Denn heist er ein tyrann. Man lästert den, der liegt.

So wird ein todter löw oft von der maus bekriegt.

2. VERSCHWORENER

Der löwe, dem diß schwerdt das leben abgekürztet!

THEODOSIA

Ruhmwerthe sach! Ihr habt von seinem thron gestürztet,

Wen? einen? ihr so viel? Ihr habt in schwartzer nacht,

Verräther! mehr durch list, als wunden umgebracht

Den, dem ihr oft vorhin, meinydige! geschworen.

Was habt ihr wider den vor waffen nicht erkohren,

Der ungewaffnet gieng! Mag dieser grausamkeit

Was zuvergleichen sein? Ihr habt die große zeit,

In der sich gott uns gab, mit fürsten mord entweyet,
Und in den heiligen ort, der schuldige befreyet,
Unschuldig blut gesprützt. Wer ietzund zweiffeln kan,
Ob ihr noch christen seyd, schau in dem tempel an
Den gantz zustückten leib, der auf dem kreutze lieget,
An welchem Jesus hat der höllen obgesieget,
Des herren wahres fleisch, das ihr mit blut besprengt;
Sein blut, das ihr mit blut des kaysers habt vermengt.

2. VERSCHWORENER

Es liegt nicht dran, wie, wenn und wo man bösen steure.

THEODOSIA

Ein mensch macht unterscheid, nicht ihr, ihr ungeheure!

1. VERSCHWORENER

Man strafft die schuld mit recht.

THEODOSIA

Wer gibt euch diese macht?

Ein fürst fällt dem allein, der in den wolcken wacht.

Der in den thron uns setzt, kan aus dem thron uns bannen.

2. VERSCHWORENER

Der minste von dem volck ist hals-herr des tyrannen.

1. VERSCHWORENER

Der höchste führt sein recht durch menschenarme aus.

2. VERSCHWORENER

Und stürzt durch menschen um tyrannen und ihr haus.

THEODOSIA

So kan man sonder müh ein schelmenstück verblümen!

1. VERSCHWORENER

Nennt man ein schelmenstück, was tausend seelen rühmen?

THEODOSIA

Und zehnmal tausend schmehn?

2. VERSCHWORENER

Weist du, wem du diß sagst?

THEODOSIA

Dir, der du mit dem mord gott zu gericht austagst.

1. VERSCHWORENER

Dein leben, blut und tod beruht in diesen händen.

THEODOSIA

Drum eilt, das jammer-spiel mit unserm tod zu enden!

2. VERSCHWORENER

Der muth, der eh man ernst verspüret, hefftig groß,
Sinckt, wann noth einbricht, hin.

THEODOSIA

Stoß zu! die brust ist bloß.

Meynt ihr, dass Leo tod? Er lebt in diesem hertzen

Und ruffet rach aus uns. Wir sind durch seine schmerzen,
Durch seine wund entleibt. Sein geist ist, der uns regt,
Der athem schöpft in uns, der diese faust bewegt,

Der in den adern schlägt. Kommt! öffnet ihm die thüre,
 Den kercker, dieses fleisch, dass er uns mit sich führe!
 Doch braucht dasselbe schwerdt, das durch sein hertze gieng,
 Als sein zustückter arm den grausen tod umfieng!
 Nichts schöner, als wenn zwey so fest verbundne seelen
 Auf eine zeit und ort ziehn aus des leibes hölen.

1. VERSCHWORENER

Nachdem die helden-faust den löwen hingericht,
 Vor dem die welt erbebt, acht man der hunde nicht.
 Auch soll kein frauen blut den schönen stahl beflecken,
 Den ins tyrannen brust die werthe nacht hieß stecken.

2. VERSCHWORENER

Ein ander tödte dich! Diß ist uns mehr denn viel,
 Dass dein bestürztter geist den tag nicht schauen wil.
 Es ist uns mehr denn viel, dass wir dich tödten können
 Und doch (was du dir selbst missgönnt), das leben gönnen.

THEODOSIA

Barmhertzig grausam sein! geschmünckte tyranny!
 Mit gold verdecktes giff! gelinde barbary!

1. VERSCHWORENER

Folg uns!

THEODOSIA

Wo gehn wir hin? Welch elend ist verhanden?
 Was hat man mit uns vor? Schleußt man mit kett und banden
 Die zarten glieder ein? Stellt man der tolln schaar
 Des pöbels diesen hals zu einem opffer dar?
 Komm angst, wie groß du bist! und eile, dieses leiden,
 Den kummer-vollen rest des lebens abzuschneiden!
 Ade, beherrschtes reich! Ade, besessner thron!
 Ade, verlohrner hof! Ade, geraubte cron!
 Ade, du pracht der welt! Ade, verwirrtes leben,
 Das überzuckert giff, beperltes creutz umgeben!
 Palläste voll von angst! Ihr scepter, schwer von weh!
 Du purpur, roth von bluth! wir scheiden hin, ade!

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

* 1621 (oder 1622) Gelnhausen † 17. August 1676 Renchen in Baden

Er stammte aus lutherischem Hause, konvertierte zum Katholizismus, Epiker, berühmt vor allem durch seinen pittoresken Roman *Der abenteuerliche Simplizissimus Teutsch* (1668), seine weitere „simplizianischen“ Werke: *Continuatio... Oder Der Schluß desselben* (1669), *Der seltsame Springinsfeld* (1670), *Die Landstörtzerin Courasche* (1670), *Das wunderbarliche Vogel-Nest* (2 Teile, 1672 und 1675).

DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS TEUTSCH

DAS ERSTE BUCH. DAS 1. KAPITEL: VERMELDET SIMPLICII BÄURISCH HERKOMMEN UND GLEICHFÖRMIGE AUFERZIEHUNG

Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt, daß es die letzte sei) unter geringen Leuten eine Sucht, in der die Patienten, wenn sie daran krank liegen, und so viel zusammen geraspelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel ein närrisches Kleid auf die neue Mode mit tausenderlei seidenen Bändern antragen können, oder sonst etwa durch Glücksfall mannhaft und bekannt worden, gleich rittermäßige Herren und adelige Personen von uraltem Geschlecht sein wollen; da sich doch oft befindet, daß ihre Voreltern Tagelöhner, Karchelzieher und Lastträger; ihre Vettern Eseltreiber; ihre Brüder Büttel und Schergen; ihre Schwestern Huren; ihre Mütter Kupplerinnen oder gar Hexen; und in Summa ihr ganzes Geschlecht von allen 32 Anichen her also besudelt und befleckt gewesen, als des Zuckerbastels Zunft zu Prag immer sein mögen; ja sie, diese neuen Nobilisten, sind oft selbst so schwarz, als wenn sie in Guinea geboren und erzogen wären worden.

Solchen närrischen Leuten nun mag ich mich nicht gleich stellen, obzwar, die Wahrheit zu bekennen, nicht ohn ist, daß ich mir oft eingebildet, ich müsse ohnfehlbar auch von einem großen Herrn, oder wenigst einem gemeinen Edelmann, meinen Ursprung haben, weil ich von Natur geneigt, das Junkernhandwerk zu treiben, wenn ich nur den Verlag und das Werkzeug dazu hätte. Zwar ohngeschertzt, mein Herkommen und Auferziehung läßt sich noch wohl mit eines Fürsten vergleichen, wenn man nur den großen Unterscheid nicht ansehen wollte. Was? Mein Knan (denn also nennet man die Väter im Spessart) hatte einen eignen Palast, so wohl als ein anderer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wohl unterwegen lassen wird; er war mit Leimen gemalet und anstatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleis und roten Kupfers mit Stroh bedeckt, darauf das edel Getreid wächst; und damit er, mein Knan, mit seinem Adel und Reichtum recht prangen möchte, ließ er die Mauer um sein Schloß nicht mit Mauersteinen, die man am Weg findet oder an unfruchtbaren Orten aus der Erden gräbt, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrannt werden können, wie andere große Herren zu tun pflegen, aufführen; sondern er nahm Eichenholz dazu, welcher nützliche edle Baum, als worauf Bratwürste und fette Schinken wachsen, bis zu seinem vollständi-

gen Alter über hundert Jahr erfordert: Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachtut? Seine Zimmer, Säl' und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erscharzen lassen, nur darum, dieweil dies die beständigste Farb von der Welt ist, und dergleichen Gemäld bis zu seiner Perfektion mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Maler zu seinen trefflichsten Kunststücken erfordert. Die Tapezereien waren das zarteste Geweb auf dem ganzen Erdboden, denn diejenige machte uns solche, die sich vor alters vermaß, mit der Minerva selbst um die Wett zu spinnen. Seine Fenster waren keiner anderen Ursache halber dem Sant Nitglas gewidmet, als darum, dieweil er wußte, daß ein solches vom Hanf oder Flachssamen an zu rechnen, bis es zu seiner vollkommenen Verfertigung gelangt, weit mehrere Zeit und Arbeit kostet als das beste und durchsichtigste Glas von Muran, denn sein Stand macht' ihm ein Belieben zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viel Mühe zuwege gebracht würde, auch schätzbar und desto köstlicher sei, was aber köstlich sei, das sei auch dem Adel am anständigsten. Anstatt der Pagen, Lakaien und Stallknecht hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberei gekleidet, welche mir auch oft auf der Weid aufgewartet, bis ich sie heim getrieben. Die Rüst- oder Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Äxten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übet'; denn Hacken und Reuten war seine disciplina militaris wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten, Ochsen anspannen war sein hauptmannschaftliches Kommando, Mist ausfahren sein Fortifikationwesen und Ackern sein Feldzug, Stallausmisten aber seine adelige Kurzweil und Turnierspiel; hiermit bestritt er die ganze Weltkugel, soweit er reichen konnte, und jagte ihr damit alle Ernt ein reiche Beut ab. Dieses alles setze ich hintan und überhebe mich dessen ganz nicht, damit niemand Ursach habe, mich mit andern meinesgleichen neuen Nobilisten auszulachen, denn ich schätze mich nicht besser, als mein Knan war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nämlich im Spessart liegen hatte, allwo die Wölf einander gute Nacht geben. Daß ich aber nichts Ausführliches von meines Knans Geschlecht, Stamm und Namen für diesmal doziert, geschiehet um geliebter Kürze willen, vornehmlich, weil es ohne das allhier um keine adelige Stiftung zu tun ist, da ich soll auf schwören; genug ists, wenn man weiß, daß ich im Spessart geboren bin.

Gleich wie nun aber meines Knans Hauswesen sehr adelig vermerkt wird, also kann ein jeder Verständige auch leichtlich schließen, daß meine Auferziehung derselben gemäß und ähnlich gewesen; und wer solches dafür hält, findet sich auch nicht betrogen, denn in meinem zehnjährigen Alter hatte ich schon die principia in obgemeldten meines Knans adeligen Exerzitien begriffen, aber der Studien halber konnte ich neben dem berühmten Amphistidi hin passieren, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über fünf zählen konnte; denn mein Knan hatte vielleicht einen viel zu hohen Geist, und folgte daher dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leute mit Studieren oder, wie sie es nennen, mit Schulpossen sich nicht viel bekümmern, weil sie ihre Leut haben, der Blackscheißerei abzuwarten. Sonst war ich ein trefflicher Musicus auf der Sackpfeifen, mit der ich schöne Jalemj-Gesäng machen konnte. Aber die Theologiam anbelangend, laß ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Christenwelt gewesen sei, der mir darin hätte gleichen mögen, denn ich kennete weder Gott noch Menschen, weder Himmel noch Höll, weder Engel noch Teufel, und wußte weder Gutes noch Böses zu unterscheiden: Daher ohnschwer zu gedenken, daß ich vermittelst solcher Theologiae wie unsere ersten Eltern im Paradies gelebt, die in ihrer Unschuld von Krankheit, Tod und Sterben, weniger von der Auferstehung nichts gewußt. O edels Leben! (du mögst wohl Eselsleben sagen) in welchem man sich auch

nichts um die Medizin bekümmert. Eben auf diesen Schlag kann man mein Erfahrungheit in dem Studio legum und allen andern Künsten und Wissenschaften, soviel in der Welt sind, auch verstehen. Ja ich war so perfekt und vollkommen in der Unwissenheit, daß mir unmöglich war zu wissen, daß ich so gar nichts wußte. Ich sage noch einmal, o edles Leben, das ich damals führete! Aber mein Knan wollte mich solche Glückseligkeit nicht länger genießen lassen, sondern schätzte billig sein, daß ich meiner adeligen Geburt gemäß auch adelig tun und leben sollte, derowegen fing er an, mich zu höhern Dingen anzuziehen, und mir schwerere Lectiones aufzugeben.

DAS ERSTE BUCH. DAS 8. KAPITEL:
WIE SIMPLICIUS DURCH HOHE REDEN SEINE VORTREFFLICHKEIT
ZU ERKENNEN GIBT

Einsiedel: Wie heißest du?

Simplicius: Ich heiße Bub.

Eins.: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist, wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen?

Simpl.: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt.

Eins.: Wer hat dir denn das Hemd geben?

Simpl.: Ei mein Meuder.

Eins.: Wie heißet' dich denn dein Meuder?

Simpl.: Sie hat mich Bub geheißten, auch Schelm, ungeschickter Töpel und Galgenvogel.

Eins.: Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen?

Simpl.: Niemand.

Eins.: Bei wem hat denn dein Meuder des Nachts geschlafen?

Simpl.: Bei meinem Knan.

Eins.: Wie hat dich denn dein Knan geheißten?

Simpl.: Er hat mich auch Bub genennet.

Eins.: Wie hieß aber dein Knan?

Simpl.: Er heißt Knan.

Eins.: Wie hat ihm aber dein Meuder gerufen?

Simpl.: Knan, und auch Meister.

Eins.: Hat sie ihn niemals anders genennet?

Simpl.: Ja, sie hat.

Eins.: Wie denn?

Simpl.: Rülp, grober Bengel, volle Sau, und noch wohl anders, wenn sie haderte.

Eins.: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht weißt!

Simpl.: Eia, weißt du doch auch nicht.

Eins.: Kannst du auch beten?

Simpl.: Nein, unser Ann und mein Meuder haben als das Bett gemacht.

Eins.: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vaterunser kannst?

Simpl.: Ja ich.

Eins.: Nun so sprichs denn.

Simpl.: Unser lieber Vater, der du bist Himmel, heiliget werde Nam, zu kommes d'Reich, dein Will scheh Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba,

für uns nicht in kein böß Versucha, sondern erlös uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama.

Eins.: Bist du nie in die Kirchen gegangen?

Simpl.: Ja, ich kann wacker steigen, und hab als ein ganzen Busem voll Kirschen gebrochen.

Eins.: Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen.

Simpl.: Haha, Kriechen; gelt es sind so kleine Pfläumlein? Gelt du?

Eins.: Ach daß Gott walte, weißt du nichts von unserm Herr Gott?

Simpl.: Ja, er ist daheim an unserer Stubentür gestanden auf dem Helgen, mein Meuder hat ihn von der Kürbe mitgebracht, und hingekleibt.

Eins.: Ach gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für eine große Gnad und Wohltat es ist, wem du deine Erkenntnis mitteilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst: Ach Herr verleihe nur deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnad so eifrig zu danken, als freigebig du gewesen, mir solche zu verleihen: Höre du Simpl (denn anders kann ich dich nicht nennen) wenn du das Vaterunser betest, so mußst du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Nam, zukomme uns dein Reich, dein Will geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heut, und –

Simpl.: Gelt du, auch Käs dazu?

Eins.: Ach liebes Kind, schweige und lerne, solches ist dir viel nötiger als Käs, du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat, solchen Buben wie du bist, stehet nicht an, einem alten Mann in die Red zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen, wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen, und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten.

Simpl.: Ich weiß nicht, wo ich hin soll – unser Haus ist verbrennet, und mein Meuder hinweggelaufen, und wieder kommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, und unser Magd ist krank gewesen, und ist im Stall gelegen.

Eins.: Wer hat denn das Haus verbrennt?

Simpl.: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die sind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner, dieselben Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen, und da bin ich auch wegelaufen, und da ist danach das Haus verbrennt gewesen.

Eins.: Wo war denn dein Knan?

Simpl.: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unser alte Geiß die Fuß geleckt, da hat mein Knan lachen müssen, und hat denselben eisernen Mannen viel Weißpfennig geben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne glitzerichte Dinger, und hübsche Schnür voll weißer Kügelein.

Eins.: Wann ist dies geschehen?

Simpl.: Ei wie ich der Schaf hab hüten sollen, sie haben mir auch mein Sackpfeif wollen nehmen.

Eins.: Wann hast du der Schaf sollen hüten?

Simpl.: Ei hörst du nicht, da die eisernen Männer kommen sind, und danach hat unser Ann gesagt, ich soll auch wegelaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen, sie hat aber die eisernen Männer gemeiner, und da sein ich wegelaufen, und sein hieher kommen.

Eins.: Wo hinaus willst du aber jetzt?

Simpl.: Ich weiß weger nit, ich will bei dir hier bleiben.

Eins.: Dich hier zu behalten, ist weder mein noch dein Gelegenheit, iß, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen.

Simpl.: Ei so sag mir denn auch, was Leut für Dinger sind?

Eins.: Leut sind Menschen wie ich und du, dein Knan, dein Meuder und euer Ann sind Menschen, und wenn deren viel beieinander sind, so werden sie Leut genennt.

Simpl.: Haha.

Eins.: Nun geh und iß.

Dies war unser Diskurs, unter welchem mich der Einsiedel oft mit den allertiefsten Seufzern anschauete, nicht weiß ich, ob es darum geschah, weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwissenheit hatte, oder aus der Ursach, die ich erst über etliche Jahr hernach erfuhr.

DAS FÜNFTE BUCH. DAS 24. KAPITEL: IST DAS ALLERLETZTE, UND ZEIGET AN, WARUM UND WELCHERGE- STALT SIMPLICIUS DIE WELT WIEDER VERLASSEN

»Adieu Welt, denn auf dich ist nicht zu trauen, noch von dir nichts zu hoffen, in deinem Haus ist das Vergangene schon verschwunden, das Gegenwärtige verschwindet uns unter den Händen, das Zukünftige hat nie angefangen, das Allerbeständigste fällt, das Allerstärkste zerbricht, und das Allerewigste nimmt ein End; also, daß du ein Toter bist unter den Toten, und in hundert Jahren läßt du uns nicht eine Stund leben.

Adieu Welt, denn du nimmst uns gefangen, und läßt uns nicht wieder ledig, du bindest uns, und lösest uns nicht wieder auf; du betrübest, und tröstest nit, du raubest und gibest nichts wieder, du verklagest uns, und hast keine Ursach, du verurtheilst und hörest keine Partei; also daß du uns tötest ohne Urteil, und begräbest uns ohne Sterben! Bei dir ist keine Freud ohne Kummer, kein Fried ohne Uneinigkeit, keine Lieb ohne Argwohn, keine Ruhe ohne Furcht, keine Fülle ohne Mängel, keine Ehr ohne Makel, kein Gut ohne böses Gewissen, kein Stand ohne Klag, und keine Freundschaft ohne Falschheit.

Adieu Welt, denn in deinem Palast verheißen man ohne Willen zu geben, man dienet ohne Bezahlen, man liebkoset um zu töten, man erhöht um zu stürzen, man hilft um zu fällen, man ehret um zu schänden, man entlehnet um nicht wiederzugeben, man straft ohne Verzeihen.

Behüt dich Gott Welt, denn in deinem Haus werden die großen Herren und Favoriten gestürzt, die Unwürdigen hervorgezogen, die Verräter mit Gnaden angesehen, die Getreuen in Winkel gestellt, die Boshaftigen ledig gelassen, und die Unschuldigen verurteilt; den Weisen und Qualifizierten gibt man Urlaub, und den Ungeschickten große Besoldung, den Hinterlistigen wird geglaubt, und die Aufrichtigen und Redlichen haben keinen Kredit, ein jeder tut was er will, und keiner was er tun soll.

Adieu Welt, denn in dir wird niemand mit seinem rechten Namen genennt, den Vermessenen nennet man kühn, den Verzagten vorsichtig, den Ungestümen emsig, und den Nachlässigen friedsam; einen Verschwender nennet man herrlich, und einen Kargen einge-
zogen; einen hinterlistigen Schwätzer und Plauderer nennet man beredt, und den Stillen einen Narrn oder Phantasten; einen Ehebrecher und Jungfrauenschänder nennet man einen Buhler; einen Unflat nennet man einen Hofmann, einen Rachgierigen nennet man einen Eiferigen, und einen Sanftmütigen einen Phantasten, also daß du uns das Giebiges für das Ungiebiges und das Ungiebiges für das Giebiges verkaufest.

Adieu Welt, denn du verführest jedermann; den Ehrgeizigen verheißest du Ehr, den Unruhigen Veränderung, den Hochtragenden Gnad bei Fürsten, den Nachlässigen Ämter, den Geizhalsen viel Schätze, den Fressern und Unkeuschen Freude und Wollust, den Feinden Rach, den Dieben Heimlichkeit, den Jungen langes Leben, und den Favoriten verheißest du beständige fürstliche Huld.

Adieu Welt, denn in deinem Palast findet weder Wahrheit noch Treu ihre Herberg! wer mit dir redet wird verschamt, wer dir traut wird betrogen, wer dir folgt wird verführt, wer dich fürchtet wird am allerübelsten gehalten, wer dich liebt wird übel belohnt, und wer sich am allermeisten auf dich verläßt, wird auch am allermeisten zuschanden gemacht; an dir hilft kein Geschenk so man dir gibt, kein Dienst so man dir erweist, keine lieblichen Wort so man dir zuredet, kein Treu so man dir hält, und keine Freundschaft so man dir erzeigt; sondern du betrügst, stürzest, schändest, besudelst, drohest, verzehrest und vergißt jedermann; dannenhero weinet, seufzet, jammert, klaget und verdirbt jedermann, und jedermann nimmt ein End; bei dir siehet und lernet man nichts als einander hassen bis zum Würgen, reden bis zum Lügen, lieben bis zum Verzweifeln, handeln bis zum Stehlen, bitten bis zum Betrügen, und sündigen bis zum Sterben.

Behüt dich Gott Welt, denn dieweil man dir nachgehet, verzehret man die Zeit in Vergessenheit, die Jugend mit Rennen, Laufen und Springen über Zaun und Stiege, über Weg und Steg, über Berg und Tal, durch Wald und Wildnis, über See und Wasser, in Regen und Schnee, in Hitz und Kält, in Wind und Ungewitter; die Mannheit wird verzehrt mit Erzschnelden und -schmelzen, mit Steinhauen und -schneiden, Hacken und Zimmern, Pflanzen und Bauen, in Gedanken Dichten und Trachten, in Ratschläge ordnen, Sorgen und Klagen, in Kaufen und Verkaufen, Zanken, Hadern, Kriegen, Lügen und Betrügen; das Alter verzehrt man in Jammer und Elend, der Geist wird schwach, der Atem schmeckend, das Angesicht runzlicht, die Länge krumm, und die Augen werden dunkel, die Glieder zittern, die Nase trieft, der Kopf wird kahl, das Gehör verfällt, der Geruch verliert sich, der Geschmack geht hinweg, er seufzet und ächzet, ist faul und schwach, und hat in Summa nichts als Mühe und Arbeit bis in Tod.

Adieu Welt, denn niemand will in dir fromm sein; täglich richtet man die Mörder, vierteilt die Verräter, hänget die Dieb, Straßenräuber und Freibeuter, köpft Totschläger, verbrennt Zauberer, straft Meineidige, und verjagt Aufrührer.

Behüt dich Gott Welt, denn deine Diener haben kein andere Arbeit noch Kurzweil als faulenzten, einander vexieren und ausrichten, den Jungfrauen hofieren, den schönen Frauen aufwarten, mit denselben liebäugeln, mit Würfeln und Karten spielen, mit Kuppeln traktieren, mit den Nachbarn kriegten, neue Zeitungen erzählen, neue Fund erdenken, mit dem Judenspieß rennen, neue Trachten ersinnen, neue List aufbringen, und neue Laster einführen.

Adieu Welt, denn niemand ist mit dir content oder zufrieden, ist er arm, so will er haben; ist er reich, so will er viel gelten; ist er veracht, so will er hoch steigen; ist er injuriert, so will er sich rächen; ist er in Gnaden, so will er viel gebieten; ist er lasterhaftig, so will er nur bei gutem Mut sein.

Adieu Welt, denn bei dir ist nichts Beständiges, die hohen Türm werden vom Blitz erschlagen, die Mühlen vom Wasser weggeführt, das Holz wird von den Würmern, das Korn von Mäusen, die Früchte von Raupen und die Kleider von Schaben gefressen, das Vieh verdirbt vor Alter, und der arme Mensch vor Krankheit: Der eine hat den Grind, der ander den Krebs, der dritte den Wolf, der vierte die Franzosen, der fünfte das Podagram, der sechste die Gicht, der siebente die Wassersucht, der achte den Stein, der

neunte das Gries, der zehente die Lungensucht, der elfte das Fieber, der zwölfte den Aussatz, der dreizehente das Hinfallen, und der vierzehente die Torheit! In dir o Welt, tut nicht einer was der ander tut, denn wenn einer weinet, so lacht der ander; einer seufzet, der ander ist fröhlich; einer fastet, der ander zechet; einer bankettiert, der ander leidet Hunger; einer reitet, der ander gehet; einer redt, der ander schweigt; einer spielt, der ander arbeitet; und wenn der eine geboren wird, so stirbt der ander. Also lebt auch nicht einer wie der ander, der eine herrschet, der ander dienet; einer weidet die Menschen, ein anderer hütet der Schwein; einer folgt dem Hof, der ander dem Pflug; einer reist auf dem Meer, der ander fährt über Land auf die Jahr- und Wochenmärkte; einer arbeit im Feur, der ander in der Erde, einer fischt im Wasser, und der ander fängt Vögel in der Luft; einer arbeitet härtiglich, und der ander stiehlet und beraubt das Land.

O Welt behüt dich Gott, denn in deinem Haus führet man weder ein heilig Leben, noch einen gleichmäßigen Tod; der eine stirbt in der Wiegen, der ander in der Jugend auf dem Bett, der dritte am Strick, der vierte am Schwert, der fünfte auf dem Rad, der sechste auf dem Scheiterhaufen, der siebente im Weinglas, der achte in einem Wasserfluß, der neunte erstickt im Freßhafen, der zehente erwürgt am Gift, der elfte stirbt jähling, der zwölfte in einer Schlacht, der dreizehente durch Zauberei, und der vierzehente ertränkt seine arme Seel im Tintenfaß.

Behüt dich Gott Welt, denn mich verdrießt deine Konversation; das Leben so du uns gibst, ist ein elende Pilgerfahrt, ein unbeständiges, ungewisses, hartes, rauhes, hinflüchtiges und unreines Leben, voll Armseligkeit und Irrtum, welches vielmehr ein Tod als ein Leben zu nennen; in welchem wir all Augenblick sterben durch viel Gebrechen der Unbeständigkeit und durch mancherlei Weg des Todts! du läßt dich der Bitterkeit nicht genügen, mit der du umgeben und durchsalzen bist, sondern betrügst noch dazu die meisten mit deinem Schmeicheln, Anreizung und falschen Verheißungen, du gibst aus dem güldenen Kelch, den du in deiner Hand hast, Bitterkeit und Falschheit zu trinken, und machst sie blind, taub, toll, voll und sinnlos, ach wie wohl denen, die dein Gemeinschaft ausschlagen: deine schnelle augenblickliche hinfahrende Freud verachten, dein Gesellschaft verwerfen, und nicht mit einer solchen arglistigen verlornen Betrügerin zugrund gehen; denn du machest aus uns einen finstern Abgrund, ein elendes Erdreich, ein Kind des Zorns, ein stinkendes Aas, ein unreines Geschirr in der Mistgrub, ein Geschirr der Verwesung voller Gestank und Greuel, denn wenn du uns lang mit Schmeicheln, Liebkosen, Dräuen, Schlagen, Plagen, Martern und Peinigen umgezogen und gequält hast, so überantwortest du den ausgemergelten Körper dem Grab, und setzest die Seel in ein ungewisse Schanz. Denn obwohl nichts Gewissers ist als der Tod, so ist doch der Mensch nicht versichert, wie, wann und wo er sterben, und (welches das erbärmlichste ist) wo sein Seel hinfahren, und wie es derselben ergehen wird: Wehe aber alsdann der armen Seelen, welche dir o Welt, hat gedienet, gehorsam und deinen Lüsten und Üppigkeiten hat gefolgt, denn nachdem eine solche sündige und unbekehrte arme Seel mit einem schnellen und unversehenen Schrecken aus dem armseligen Leib ist geschieden, wird sie nicht wie der Leib im Leben mit Dienern und Befreundten umgeben sein, sondern von der Schar ihrer allergreulichsten Feinde vor den sonderbaren Richterstuhl Christi geführt werden; darum o Welt behüt dich Gott, weil ich versichert bin, daß du dermaleins von mir wirst aussetzen und mich verlassen, nicht allein zwar wenn meine arme Seel vor dem Angesicht des strengen Richters erscheinen, sondern auch wenn das allerschrecklichste Urteil ›Gehet hin ihr Vermaledeiten ins ewige Feuer‹ etc. gefällt und ausgesprochen wird.

Adieu o Welt, o schnöde arge Welt, o stinkendes elendes Fleisch, denn von deinetwegen und um daß man dir gefolget, gedienet und gehorsamet hat, so wird der gottlos Unbußfertig zur ewigen Verdammnis verurteilt, in welcher in Ewigkeit anders nichts zu gewarten, als anstatt der verbrachten Freud Leid ohne Trost, anstatt des Zechens Durst ohne Labung, anstatt des Fressens Hunger ohne Fülle, anstatt der Herrlichkeit und Pracht Finsternis ohne Licht; anstatt der Wollüste Schmerzen ohne Linderung, anstatt des Dominierens und Triumphierens Heulen, Weinen und Weheklagen ohne Aufhören, Hitz ohne Kühlung, Feuer ohne Löschung, Kält ohne Maß und Elend ohne End.

Behüt dich Gott o Welt, denn anstatt deiner verheißenen Freud und Wollüste werden die bösen Geister an die unbußfertige verdammte Seel Hand anlegen, und sie in einem Augenblick in Abgrund der Höllen reißen; daselbst wird sie anders nichts sehen und hören, als lauter erschreckliche Gestalten der Teufel und Verdammten, eitele Finsternis und Dampf, Feuer ohne Glanz, Schreien, Heulen, Zähnklappern und Gottslästern; alsdann ist alle Hoffnung der Gnad und Milderung aus, kein Ansehen der Person ist vorhanden, je höher einer gestiegen und je schwerer einer gesündigtet, je tiefer er wird gestürzt und je härtere Pein er muß leiden; dem viel geben ist, von dem wird viel gefordert, und je mehr einer sich bei dir, o arge schnöde Welt! hat herrlich gemacht, je mehr schenkt man ihm Qual und Leiden ein, denn also erforderte die göttliche Gerechtigkeit.

Behüt dich Gott o Welt, denn obwohl der Leib bei dir ein Zeitlang in der Erden liegen bleibt und verfaulet, so wird er doch am jüngsten Tag wieder aufstehn, und nach dem letzten Urteil mit der Seel ein ewiger Höllenbrand sein müssen; alsdann wird die arme Seel sagen: ›Verflucht seist du Welt! weil ich durch dein Anstiften Gottes und meiner selbst vergessen, und dir in aller Üppigkeit, Bosheit, Sünd und Schand die Tag meines Lebens gefolgt hab; verflucht sei die Stund, in der mich Gott erschuf! verflucht sei der Tag, darin ich in dir o arge böse Welt geboren bin! O ihr Berg, Hügel und Felsen fallet auf mich, und verbergt mich vor dem grimmigen Zorn des Lamms, vor dem Angesicht dessen, der auf dem Stuhl sitzt; ach Wehe und aber Wehe in Ewigkeit!‹

O Welt! du unreine Welt, derhalben beschwöre ich dich, ich bitte dich, ich ersuche dich, ich ermahne und protestiere wider dich, du wollest kein Teil mehr an mir haben; und hingegen begehre ich auch nicht mehr in dich zu hoffen, denn du weißt, daß ich mir hab vorgenommen, nämlich dieses: Posui finem curis, spes & fortuna valet.«

Alle diese Wort erwog ich mit Fleiß und stetigem Nachdenken, und bewogen mich dermaßen, daß ich die Welt verließ und wieder ein Einsiedel ward: Ich hätte gern bei meinem Saurbrunnen im Mückenloch gewohnt, aber die Baur in der Nachbarschaft wollten es nicht leiden, wiewohl es für mich ein angenehme Wildnis war; sie besorgten, ich würde den Brunnen verraten und ihre Obrigkeit dahin vermögen, daß sie wegen nunmehr erlangten Friedens Weg und Steg dazu machen müßten. Begab mich derhalben in eine andere Wildnis, und fing mein Spessarter Leben wieder an; ob ich aber wie mein Vater sel. bis an mein End darin verharren werde, stehet dahin. Gott verleihe uns allen seine Gnade, daß wir allesamt dasjenige von ihm erlangen, woran uns am meisten gelegen, nämlich ein seliges

Ende.

AUTORENREGISTER

- Aist Dietmar von 142
Angelus Silesius (Johannes Scheffler) 277
Böhme Jakob 283
Brant Sebastian 190
Celtis Konrad 219
Dach Simon 258
Eckhart Meister 168
Erasmus von Rotterdam 240
Fleming Paul 274
Gerhardt Paul 271
Gottfried von Straßburg 129
Grimmelshausen Hans Jakob Christoph von 298
Gryphius Andreas 264, 285
Hartmann von Aue 102
Heinrich von Morungen 143
Heinrich von Veldeke 143
Helwig Johann 262
Hildegard von Bingen 158
Hoffmannswaldau Christian Hoffman von 262
Hutten Ulrich von 227
Johannes Scheffler siehe Angelus Silesius
Kues (Cusanus) Nikolaus aus 211
Kürenberg Der von 142
Logau Friedrich von 269
Luther Martin 228
Mechtild von Magdeburg 163
Opitz Martin 253, 259
Otfried von Weißenburg 76
Reinmar von Hagenau 144
Reuchlin Johannes 224
Sachs Hans 194
Seuse Heinrich 182
Tauler Johannes 180
Tepl Johannes von 187
Vogelweide Walther von der 147
Weckherlin Georg Rudolf 268
Wolfram von Eschenbach 84
Zesen Philipp von 261

TITELREGISTER

- Altsächsische Genesis 71
- An das Angesicht (Salve caput cruentatum) 272
- An das Teutschland 268
- An eine Geschminckte 265
- An sich Selbst 265
- Annen von Tharau 258
- Auff das Fest deß Aufferstehenden Erlösers/ oder den H. Ostertag. Marci. 16. 267
- Auff das Fest deß Grossen Abendmahls/ oder Grünen Donnerstag I Chorinth. II. 266
- Auff das Fest deß Todes Jesu Christi/ oder auff den guten Freytag 267
- Auff den Tag der Geburt Mariæ. Matth. I. Esaiæ. II. 268
- Auff einen vngeschickten Römer 266
- Beschwörung der Pferdekrankheit, die wir Lahmen nennen 69
- Brief an Balthasar Mercklin 242
- Brief am Elisabeth von Schönaue 162
- Brief an Martin Bucer 241
- Brief an Natalis Beda 240
- Buch von der Deutschen Poeterey 253
- Catharina von Georgien oder Bewehrete Beständigkeit 285
- Cherubinischer Wandersmann 280
- Das Buch der Wahrheit 182
- Das fliessende Licht der Gottheit 163
- Das Hildebrandslied 43
- Das Narrenschiff 190
- Das Nibelungenlied 48
- Das Wessobrunner Schöpfungsgedicht und Gebet 71
- Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch 298
- Der Abgrund der Liebe 181
- Der Ackermann aus Böhmen 187
- Der Glauben 270
- Der Tod 269
- Deutschland wider Deutschland 269
- Die ältere Edda 25
- Die deutsche Sprache 269
- Die Ganzte Heilige Schrift Deutsch 235
- Die unartige Zeit 270
- Die Welt 263
- Drückt dich heimlich Sorg und Leid 151
- Du bist mein, ich bin dein 142
- Dunkelmännerbriefe 227
- Eckhart-Legenden 179
- Ein sendbrief D. M. Luthers. Von Dolmetzschen und Furbit der Heiligen 229
- Ein Tischzucht 199
- Eine Sanduhr 262
- Erster Merseburger Zauberspruch 42

Eulenspiegel mit dem blauen Hosentuch	194
Evangelienbuch	77
Fraue gut	144
Fremde Tracht	271
Friede	270
Für die Krankheit durch Würmer	69
Gegen Nasenbluten	70
Gegen Wurmsschmerzen	69
Gewaffneter Friede	270
Grabschrift eines Hochberühmbten Mannes	266
Grabschriften. Opitzens	262
Gregorius	102
Handbüchlein des christlichen Streiters	244
Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder	277
Heißt mich froh willkommen sein	151
Heliand	72
Herrn Pauli Flemingi der Med. Doct. Grabschrift	275
Herzgeliebte Herrin mein	149
Heutige Welt-Kunst	270
Historia vnd Geschicht Doctor Johannis Faustj	207
Ich empfinde fast ein Grauen	260
Ich hab ein Lehen	152
Ich lenkte von der Seine bis an die Mur die Schritte	152
Ich sah so schön und wonniglich	145
Ich saß auf einem Steine	156
Ich werbe um alles, was ein Mann	146
Ich will mich immerfort bemühen	145
Ich zog mir einen Falken	142
Im Gedenken an Meister Eckhart	180
Jüngerer Hildebrandslied	45
Kirchenlieder	238
Lalebuch	202
Leo Armenius oder Fürsten-Mord	294
Lob der Torheit	245
Lorscher Bienensegen	69
Maria, Magd, du hochgelobte Frau, du süße	156
Menschliches Elende	265
Mit Segen laß mich heut erstehn	157
Morgenlied	271
Morgen-Röte im Aufgangk	283
Muspilli	75
Niemals pflanzt die Rute	155
O Weh! Wohin verschwunden ist mir doch Jahr um Jahr?	154
Öffentliche Rede an der Universität Ingolstadt	219
Palm-baum der höchst-löblichen Frucht-bringenden Gesellschaft zuehren aufgerichtet	261
Parzival	84

Predigt „Von der Stadt der Seele“	177
Psalm 13	201
Ratschlag ob man den Juden alle ire buecher nemmen / abthun unnd verbrennen soll	224
Reden der Unterweisung	168
Sag mir einer, was ist Minne?	150
Spigel der Welt (aus: Vesuvius)	259
Stund einsam eine Fraue	142
Tagelied	143
Tod	269
Trawrklage des verwüsteten Deutschlandes	264
Tristan und Isolde	129
Über Herrn Martin Opitzen auf Boberfeld sein Ableben	276
Unter der Linden	148
Vanitas, Vanitatum, et Omnia Vanitas	264
Vergänglichkeit der Schönheit	263
Vom edlen Menschen	173
Vom gottförmigen Menschen	181
Von der Wissenschaft des Nichtwissens	211
Von ihren überschönen augen	269
Vorreden zum Neuen Testament (1516)	246
Weh euch, höfischen Gesängen	153
Wer ganz sein Herz der Minne weiht	143
Wer sagt, daß Minne Sünde sei	148
Wie er wolle geküsset sein	274
Wisse die Wege	158
Wissenschaft der Rechte	270
Witz	271
Wollt ihr schauen, was im Maien	147
Zweiter Merseburger Zauberspruch	42

QUELLEN

- Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda, übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von Karl Simrock, Stuttgart 1876; www.de.wikisource.org.
- Merseburger Zaubersprüche, in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991; GLC.
- Hildebrandslied, in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991; GLC.
- Das jüngere Hildebrandslied, in: Michael Curschmann, Ingeborg Glier (Hgg.), *Deutsche Dichtung des Mittelalters I: Von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter*, Frankfurt a. M. 1987; www.uni-tuebingen.homepages.
- Das Nibelungenlied, übertragen von Karl Simrock, Stuttgart 1868; Stuttgart 1954; PGorg; zeno.
- Lorscher Bienensegen, Beschwörung der Pferdekrankheit, die wir Lahmen nennen, Für die Krankheit durch Würmer, Gegen Wurmsschmerzen, Gegen Nasebluten, in: Heinz Mettke (Hg.), *Älteste deutsche Dichtung und Prosa*, Leipzig 1982.
- Wessobruner Gebet (Schöpfungsgedicht), in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991; GLC.
- Altsächsische Genesis, in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991; GLC.
- Heliand – Christi Leben und Lehre, nach dem altsächsischen von Karl Simrock, Elberfeld 1856; PGS.
- Muspilli, in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991.
- Otfried von Weissenburg, *Evangelienharmonie*, in: Walter Haug, Benedikt Konrad Vollmann (Hgg.), *Bibliothek des Mittelalters: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150*, Frankfurt a. M. 1991; GLC.
- Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, in: ders., *Parzival und Titarel*, 2 Bände, Stuttgart 1862; GPS; zeno.
- Hartmann von Aue, *Gregorius*, in: ders., *Gregorius/Der arme Heinrich/Iwein*, hg. und übersetzt von Volker Mertens, Frankfurt a. M. 2004; GLC.
- Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isolde*, übersetzt von Hermann Kurz, Stuttgart 1877; zeno.
- Du bist mein, ich bin dein, in: *Bibliothek des Mittelalters: Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters*, Edition der Texte und Kommentare von Ingrid Kasten, Übersetzungen von Margherita Kuhn, Frankfurt a. M. 1995; GLC.
- Der von Kürenberg, *Ich zog mir einen Falken...*, nachgedichtet von Wilhelm Storck: *Buch der Lieder aus der Minnezeit*, hg. von Wilhelm Storck, Münster 1872; DLL.
- Dietmar von Aist, *Stund einsam eine Fraue*, nachgedichtet von Wilhelm Storck: *Buch der Lieder aus der Minnezeit*, hg. von Wilhelm Storck, Münster 1872; DLL.
- Heinrich von Veldeke, *Wer ganz sein Herz der Minne weibt*, nachgedichtet von Wilhelm Müller: *Blumenlese aus den Minnesingern*, hg. von Wilhelm Müller, Berlin 1816; DLL.

- Heinrich von Morungen, *Tagelied*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; DLL.
- Heinrich von Morungen, *Fraue gut*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; PGS.
- Reinmar von Hagenau, *Ich sah so schön und wonniglich*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; DLL.
- Reinmar von Hagenau, *Ich will mich immerfort bemühen*, in: *Bibliothek des Mittelalters: Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters*, Edition der Texte und Kommentare von Ingrid Kasten, Übersetzungen von Margherita Kuhn, Frankfurt a. M. 1995; GLC.
- Reinmar von Hagenau, *Ich werbe um alles, was ein Mann*, nachgedichtet von Richard Zoosmann: *Der Herrin ein Grüßen. Deutsche Minnelieder aus dem zwölften bis vierzehnten Jahrhundert*, ausgewählt und nachgedichtet von Richard Zoosmann, Leipzig 1915; DLL.
- Walther von der Vogelweide, *Wollt ihr schauen, was im Maien*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Wer sagt dass Minne sunde sei*, nachgedichtet von Richard Zoosmann: *Walther von der Vogelweide aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoosmann*, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; DLL.
- Walther von der Vogelweide, *Unter der Linden*, in: *Lieder der Minnesinger von Karl Simrock*, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Herzgeliebte Herrin mein*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Gedichte Walthers von der Vogelweide übersetzt von Karl Simrock und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel*, Berlin 1833; DLL.
- Walther von der Vogelweide, *Sag mir einer, was ist Minne?*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Gedichte Walthers von der Vogelweide übersetzt von Karl Simrock und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel*, Berlin 1833; DLL.
- Walther von der Vogelweide, *Drückt dich heimlich Sorg und Lied*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Heißt mich froh willkommen sein*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Ich lenkte von der Seine bis an die Mur die Schritte*, in: Richard Zoosmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoosmann*, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Ich hab ein Lehen*, in: Richard Zoosmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoosmann*, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Web euch, höfischen Gesängen*, in: Richard Zoosmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoosmann*, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *O weh! Wohin...*, in: Richard Zoosmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoosmann*, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.

- Walther von der Vogelweide, *Niemals pflanz die Rute*, in: Richard Zoozmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide* aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoozmann, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Ich saß auf einem Steine*, nachgedichtet von Karl Simrock (1802-1876): *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Maria, Magd*, nachgedichtet von Karl Simrock: *Lieder der Minnesinger*, hg. von Karl Simrock, Elberfeld 1857; GPS.
- Walther von der Vogelweide, *Mit Segen*, in: Richard Zoozmann (Hg.), *Walther von der Vogelweide* aus dem Mittelhochdeutschen übertragen eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoozmann, hg. von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss, Stuttgart 1907; GPS.
- Hildegard von Bingen, *Scivias*, in: *Mystische Texte des Mittelalters*, ausgewählt und hg. von Johanna Lanczkowski, Stuttgart 1988; philos.web.
- Hildegard von Bingen Brief an Elisabeth von Schönau, in: Louise Gnädinger (Hg.), *Deutsche Mystik*, München 1996.
- Mechthild von Mageburg, *Das fließende Licht der Gottheit*, hg. von Gisela Vollmann-Profe, Frankfurt a. M. 2003; GLC.
- Meister Eckhart, *Reden der Unterweisung*, in: *Bibliothek des Mittelalters*: Meister Eckhart, *Werke II*, Texte und Übersetzungen von Ernst Benz, Karl Christ, Bruno Decker, Heribert Fischer, Bernhard Geyer, Josef Koch, Josef Quint, Konrad Weiß und Albert Zimmermann, hg. und kommentiert von Niklaus Largier, Frankfurt a. M. 1993; GLC.
- Meister Eckhart, *Vom edlen Menschen*, in: Josef Quint (Hg.), *Meister Eckhart. Deutsche Predigten und Traktate*, München 1963; eckhart.de.
- Meister Eckhart, *Predigt*, in: *Meister Eckharts mystische Schriften*, übersetzt von Gustav Landauer, Berlin 1903; zeno.
- Eckhart-Legende*, in: Josef Quint (Hg.), *Meister Eckhart. Deutsche Predigten und Traktate*, München 1963; eckhart.de.
- Johannes Tauler, *Vom gottförmigen Menschen, Eine Auswahl aus den Predigten*, neu durchgesehen und nebst einer Einführung in Begriff und Wesen der Mystik besorgt von Friedrich Alfred Schmid Noerr, Stuttgart 1955; philos.web.
- Heinrich Seuse, *Das Buch der Wahrheit*, in: *Deutsche Frömmigkeit. Stimmen deutscher Gottesfreunde. Eine Auswahl aus den Schriften deutscher Mystiker*, hg. von Walter Lehmann, Jena 1917; philos. web.
- Johannes von Tepl, *Der Ackermann aus Böhmen. Originaler Text und Übertragung*, Übertragung, Nachwort und Anmerkungen von Felix Genzmer, Stuttgart 1981; www.nd.edu.
- Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*, Leipzig 1877; zeno.
- Hans Sachs, *Eulenspiegel mit dem blauen Hosentuch und dem Bauern*, Leipzig 1920; GPS.
- Hans Sachs, *Ein Fischzucht*, in: *Das große deutsche Gedichtbuch*, Karl Otto Conrady (Hg.), Frankfurt a. M. 1987; GPS.
- Hans Sachs, *Psalm 13*, in: ders., *Werke*, hg. von A. von Keller, Tübingen 1870; bibaug.
- Das Lalebuch*, in: Karl Simrock (Hg.), *Schildbürger*, Furth im Wald 2000; GPS.
- Historia vnd Geschicht Doctor Johannis Faustj*, bibaug.

- Nikolaus aus Kues, *De docta...*, in: *Des Cardinals und Bischofs Nicolaus von Cusa wichtigste Schriften*, Freiburg im Breisgau 1862; zeno.
- Konrad Celtis, *Oratio in gymnasio in Ingelstadio...*; www.lrz-muenchen.de/~ud311ag/www/texte/celtis/ingolstadt/uebersetzung.html.
- Johannes Reuchlin, *Ratschlag ob man den Juden...*, in: *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung: Renaissance. Humanismus. Reformation*, hg. von Josef Schmidt, Stuttgart 1983.
- Ulrich von Hutten u.a., *Epistolae obscurorum virorum*, in: *Dunkelmännerbriefe*, Frankfurt a. M. 1991; GPS.
- Martin Luther, *Sendbrief vom Dolmetschen*; digibi.
- Martin Luther, *Das Gantze Heilige Schrifft Deudsch*, Wittenberg 1545, letzte zu Luthers Lebzeiten erschienene Ausgabe, hg. von Hans Volz unter Mitarbeit von Heinz Blancke, München 1972; zeno.
- Martin Luther, *Kirchenlieder*; zeno.
- Erasmus aus Rotterdam, *Briefe*, in: *Die deutsche Literatur vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Texte und Zeugnisse*, Bd. II/2, München 1988.
- Erasmus aus Rotterdam *Handbüchlein des christlichen Streiters; Lob der Torrheit; Vorreden zum Neuen Testament (1516)*; digibi 2.
- Martin Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, Breslau 1624; zeno.
- Simon Dach, *Ähnchen von Tharau*, in: Ludwig Achim von Arnim (Hg.), *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*; digibi.
- Martin Opitz, *Spiegel der Welt; Ich empfinde fast ein Grauen...*; digibi.
- Philipp von Zesen, *Palm-baum der höchst-löblichen*, in: *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung: Barock*, hg. von Renate Fischetti, Stuttgart 1983; GLC.
- Johann Helwig, *Eine Sanduhr*, in: Hermann Stadler (Hg.), *Texte und Methoden 2. Lehr- und Arbeitsbuch Oberstufe. Epochen der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Berlin 1997.
- Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, *Grabschriften. Opitzens*, in: ders., *Gedichte*, Stuttgart 1994; PGS.
- Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, *Die Welt; Vergänglichkeit der Schönheit*; digibi.
- Andreas Gryphius, *Trawrklage...*; *Vanitas vanitatum et omnia Vanitas; Menschliches Elende; An sich Selbst; An eine Geschminkte; Auff einen ungeschickten Römer; Grabschrift eines Hochberühmbten Mannes; Auff das Fest deß Grossen Abendmahls/ oder Grünen Donnerstag; I Chorinth. II.; Auff das Fest deß Todes Jesu Christi/ oder auff den guten Freytag; Auff das Fest deß Auferstehenden Erlösers/ oder den H. Ostertag. Mariae. 16.*; digibi
- Georg Rodolf Weckherlin, *An das Teutschland; Von ihren überschönen Augen, Schönheit nicht wahrhaft*, in: *Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky*, Berlin 2005; digibi.
- Friedrich von Logau, *Der Tod, Tod; Deutschland wider Deutschland; Die deutsche Sprache; Die unartige Zeit; Wissenschaft der Rechte; Gewaffneter Friede; Friede; Heutige Welt-Kunst; Der Glauben; Fremde Tracht; Die Hertzens-Kirche*; digibi; zeno.
- Paul Gerhardt, *Morgengesang; An das leidende Angesicht Jesu Christi*; zeno.
- Paul Fleming, *Wie er wolle geküset sein, Herrn Pauli Flemingi...; Über Herrn Martin Opitzen...*; digibi.
- Angelus Silesius, *Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder*, in: ders., *Sämtliche poetische Werke in drei Bänden*, Bd. 2, München 1952; zeno.
- Angelus Silesius, *Cherubinischer Wandersmann*; digibi.
- Jakob Böhme, *Morgen-Röte im Aufgangk*, in: *Bibliothek der Frühen Neuzeit: Jacob Böhme, Werke*, hg. von Ferdinand van Ingen, Frankfurt a. M. 1997; GLC.

- Andreas Gryphius, *Katharina aus Georgien*, in: ders., *Catharina von Georgien*, Stuttgart 1975; zeno.
- Andreas Gryphius, *Leo Armenius*, in: ders., *Werke in drei Bänden mit Ergänzungsband*, Bd. 2, Darmstadt 1961; zeno.
- Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, *Der Abentheuerliche Simplicizissimus Teutsch*, in: ders., *Der Abentheuerliche Simplicizissimus*, gekürzte Ausgabe, Stuttgart 1989; GPS.

Abkürzungen:

bibaug – bibliotheca augustana (www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica)

digibi – Digitale Bibliothek 125 *Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky*

digibi 2 – Digitale Bibliothek 127 *Klassiker des Protestantismus*

GLC – proquest German Literature Collections

* Die Deutsche Lyrik in Reclams Universalbibliothek

* Digitale Bibliothek Deutscher Klassiker

GPS – Gutenberg-Projekt Spiegel-Online

PGorg – Thomas Calvin, *An anthology of German literature*, Boston 1908 (Projekt Gutenberg: www.archive.org / www.gutenberg.org/ebooks)

zeno – zeno.org